Bibliothek ausländischer Klassiker. 83.

Ludwig Holberg's ausgewählte Komödien.

Aus dem Dänischen übertragen

von

Robert Prutz.

Zweiter Theil.

15 Bogen – 11 Sgr.

Hildburghausen.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1868.

Bibliothek
ausländischer Klassiker
in
deutscher Uebertragung.

Holberg's ausgewählte Komödien.
Zweiter Theil.

Hildburghausen.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1868.

Ludwig Holberg's
ausgewählte Komödien.

Aus dem Dänischen übertragen

von

Robert Prutz.

Zweiter Theil.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1868.

Der elfte Juni.

Komödie in fünf Akten.

Personen:

Ochsendorf, ein jütländischer Pächterssohn.
Schuldenborg, sein Schuldner.
Heinrich, Schuldenborgs Diener.
Jacob, Wirth.
Lucretia.
Niels Christensen, Ochsendorfs Vetter.
Drei Gutsbesitzer.
Zwei Fremde.
Ein dritter Fremder.
Ein Kaufmann.
Ein Jude.
Ein zweiter Kaufmann.
Jens Trockenholz.
Ein Knabe.
Ein Mädchen.
Zwei Zeugen.
Zwei Gerichtsdiener.
Knud, Procurator.
Ein zweites Mädchen.
Ein Kerl.
Ein Wächter.
Ein zweiter Wächter.

Erster Akt.

Erste Scene.

Drei Gutsbesitzer treten auf, einer nach dem andern, mit ihren Peitschen klatschend.

Erster Gutsbesitzer. Na, da sollt Ihr schön Dank haben, Herr Visitator, daß Ihr mir nicht auch noch in die Hosentaschen gefühlt habt! Das sind ja eigene Kerle hier, die gehen ja mit den Menschen um wie mit dem Vieh. Wär' ich in die Stadt gekommen, um mich zu verheirathen, so möchte es noch angehen, da könnt' ich denken, sie hätten sich versehen und mich für ein Thier mit Hörnern gehalten. Sieh da, da kommen meine Reisekameraden.

Der zweite Gutsbesitzer. Element, wie hat mich die verdammte Kutsche zugerichtet, die da vorbeifuhr! Man sollte denken, hier wohnten nichts als reiche Leute in der Stadt. Denn gehst Du auf die Straße, so kannst Du kaum fortkommen vor Pferden, Wagen und buntscheckigen Lakaien; kommst Du auf die Börse, so ist es ebenso. Willst Du aber Deine Zinsen haben, da heißt es: Mosjö, Er muß Geduld haben, das Geld ist nie so knapp gewesen wie dieses Jahr. Damit ruft und pfeift man nach Lakaien oder Läufern, sie sollen schnell da und da hinspringen und Geld holen. Die Lakaien thun, als ob sie darnach gingen, in Wahrheit aber bleiben sie in der Küche (denn so sind sie abgerichtet), und kommen dann nachher herein mit dem Bescheid, morgen oder übermorgen könne der Herr so viel Geld kriegen, als er Lust habe, und übrigens lasse der Wechsler sich dem Herrn und der Madame bestens empfehlen. Vor diesem hieß der größte Kaufmann

schlechtweg Hans Jansen, Peter Petersen und seine Frau Anne Peters oder Else Christophers; aber da bekam man auch seine Zinsen richtig ausgezahlt, den zwölften oder dreizehnten Juni. Seit sie aber große Herrschaften geworden sind und in Kutschen fahren und sich Zunamen gemacht haben mit einem Von vorne dran und haben einen ganzen Haufen Kohlraupen hinter sich oder gestreifte Lakaien und Haarbeutel an den Perücken, seitdem ist der vierundzwanzigste Juni noch ein guter Zahltag. Ja, wenn das so zunimmt, so ist in zehn Jahren der vierundzwanzigste Juli ein guter Zahltag, nachher der vierundzwanzigste August, und zuletzt wird es dahin kommen, daß wir mit leeren Händen wieder fortreisen und es für eine prompte Bezahlung rechnen, wenn sie versprechen, den elften Juni nächsten Jahres zu bezahlen. Wenn es hier so viel Geldbeutel gäbe wie Haarbeutel, so wäre das eine reichere Stadt als Amsterdam oder London. Aber das ist das Unglück: sie haben die Beutel hinten hängen und nichts darin.

Erster Gutsbesitzer. Das ist ganz so, wie Du sagst, Brüderchen. Diese Leute sind wie ein Schaum, der sieht auch aus, als wäre er was, aber faßt man das Ding genauer an, da wird es zu nichts.

Dritter Gutsbesitzer. Ich bin nun dreimal auf der Börse gewesen, jedesmal in der Hoffnung, Geld zu kriegen; aber ich habe nichts gekriegt, als zerrissene Strümpfe, so haben sie mit ihren Degen und Lichtspießen mich in die Beine gestochen. Ein andermal werde ich mich vorsehen und Stiefel anziehen, wiewol das schlecht aussieht im Junimonat. Ich glaube wahrhaftig, ich mache noch einen Vorschlag: nämlich alle die unnützen Degen in die Münze zu schicken und Federmesser daraus zu schlagen. Das ist ja wahrhaftig keine Börse mehr, sondern ein Assemblix oder Fechtboden. Die Kaufleute in England oder Holland sollten sich einmal so aufführen und mit dem Degen an der Seite auf die Börse kommen, ei ja! Ihr kennt doch den Adrian van Enkhuysen, der alle Jahre selbst kommt und Ochsen bei mir einkauft, das ist ein Mann von etlichen Tonnen Goldes und geht doch gekleidet, nicht anders, als ein gemeiner Schiffer.

Erster Gutsbesitzer. Apropos, Brüderchen, habt Ihr einen guten Handel gemacht mit Euren Ochsen?

Zweiter Gutsbesitzer. Gott beßre es mit dem Handel, den wir machen. Der Teufel ist in den Holländer gefahren, er fängt an, sich die Ochsen auszusuchen; alle Tage wird er klüger. Ich glaube wirklich, der Adrian van Enkhuysen ist einer von den gelehrtesten Ochsenhändlern in ganz Holland; kein Ambassadeur kann größere Intriguen anwenden bei einem Friedenstractat, als er gebraucht, um einen Ochsencontract zu schließen. Wenn er bei mir aufs Gut kommt, um Ochsen zu kaufen, stellt er sich, als wollte er eigentlich ganz wo anders hinreisen und käme nur blos so ein bischen mit vor bei mir. Wenn ich ihn dann frage: Sullen vü niet koepslagen mit malkander, Mynheer Adrian? so antwortet er: icken veet dat niet, dat is geen Kans langer hier to vaeren, Mynherr Proprietaris, dat is geen Stuyver meer op die Ossenhandel to verdienen: so daß ich ihm erst ein Paar Krüge Doppelbier in den Leib pumpen muß, ehe ich ihn dazu kriegen kann, sich zu äußern. Aber ein Jahr hab' ich ihn doch brav barbirt: ich goß ihm Branntwein ins Bier, da wurde er so weichherzig wie ein Kätzchen und sagte: het sall op an Daeler of tien niet aenkommen, Vader! Aber dafür hat er letztes Jahr mich wieder barbirt, da wies er mir einen falschen Brief wie vom Pächter Niels, der sollte ihm Ochsen angeboten haben für billiges Geld, so daß ich mich beeilte, mit ihm abzuschließen, und dabei schwor er auf seine Holländerseligkeit, daß er mir mehr gäbe, als er jedem Andern geben würde. Ein andermal indeß werde ich mich hüten, ihm wieder zu glauben, wenn er noch so viel schwört. Denn dem Pastor sein Sohn, der in der Fremde gewesen ist, der hat mir erzählt, daß es in Holland Leute giebt, die schwören darauf, der Satan solle sie holen, daß es keinen Teufel giebt.

Zweite Scene.

Schuldenborg in gallonirten Kleidern. **Heinrich** in stattlicher Livree. **Die drei Gutsbesitzer.**

Schuldenborg. Serviteur, Messieurs. Ich bedaure vielmals, daß Ihr glücklich in der Stadt angekommen seid; die angenehmste Zeitung, die ich hören kann, ist, wenn so um den elften Juni herum Leute auf dem Wege von Kallundborg nach Aarhus ertrinken.

Erster Gutsbesitzer. Was? Ist das christlich gesprochen? Aber mit Erlaubniß, wer Spaß ausgiebt, muß Spaß einnehmen: Mosjö ist gewiß kein besonders accurater Zahler, daß Ihm so bange ist vor dem elften Juni?

Die Uebrigen (lachend). Ha, ha, ha! Kommst Du mir so, komm' ich Dir so!

Schuldenborg. Das ist ganz so, wie Ihr sagt: ich weiß wirklich nicht, wie ich mich retten soll vor diesem elften Juni.

Zweiter Gutsbesitzer. Das ist eine schlimme Geschichte, da wird Mosjö in dieser Zeit wol wenig ruhige Nächte haben?

Schuldenborg. Ei warum nicht gar, ganz ruhige; ich habe ja auf nichts zu denken, ich habe beschlossen, nichts zu bezahlen, nämlich, weil ich nichts habe. Wie dagegen meine Creditoren schlafen können aus Angst wegen der Bezahlung, das weiß ich freilich nicht. Uebrigens wie steht es denn heuer mit dem Ochsenhandel in Jütland? Aber apropos, da wir doch von Ochsen sprechen, ist's richtig, daß Henning Nielsen diesmal hier erwartet wird? Ihr kennt ihn doch?

Erster Gutsbesitzer. Nu, ob wir ihn kennen, das ist ein reicher Pächter, er wohnt gar nicht weit von uns. Aber selbst kommt er dies Jahr nicht, sondern er schickt seinen ältesten Sohn nach Kopenhagen, Niels Ochsendorf, das ist noch ein junger Mensch, aber just so gerieben wie der Alte; er spart gräulich viel Geld zusammen, ich glaube, er wird noch mal ein zweiter Midas.

Schuldenborg. Das glaub' ich auch, wenigstens die Ohren, hör' ich, hat er schon. Aber sollten bei dem Sturm, den wir

gestern hatten, keine Fahrzeuge von Aarhus zu Schaden gekommen sein?

Zweiter Gutsbesitzer. Nein, auf diesem Wasser hört man nicht viel von Schaden.

Schuldenborg. Das ist eben das Unglück; warum fahrt Ihr aber auch nicht lieber gleich zu Wasser um die Schabe herum, durchs Cattegat, so spartet Ihr ja eine Menge Geld dabei?

Der Gutsbesitzer. Freilich wol, aber wir könnten auch verunglücken auf dem Wege.

Schuldenborg. Was will das sagen, einmal müßt Ihr ja doch sterben.

Der Gutsbesitzer. Nein, auf dem Wasser umkommen, das paßt uns nicht; Mosjö kann solche Reisen besser machen als wir, für ihn ist das nicht so gefährlich.

Schuldenborg. Wie so?

Der Gutsbesitzer. Ei nun, weil es im Sprüchwort heißt: Was hängen soll, ertrinkt nicht.

(Die Andern lachen wieder.)

Schuldenborg. Aber, Messieurs, vom Spaße auf den Ernst zu kommen: ist das gewiß, daß Niels Ochsendorf so bald kommt?

Der Gutsbesitzer. Ja, er kommt, glaub' ich, heute oder morgen.

Schuldenborg. Aber ist er so gerieben, wie Ihr sagt?

Der Gutsbesitzer. Ja gewiß, sonst hätt' ihn sein Vater nicht allein hergeschickt, zumal er noch nie in Kopenhagen gewesen ist.

Schuldenborg. Ich will den Messieurs ein gutes Logement recommandiren.

Der Gutsbesitzer. Nein, wir danken Ihnen, mein Herr, wir haben unser Quartier ein- für allemal in der Weinkanne, da geben wir zwei Schillinge die Nacht.

Schuldenborg. Pfui, schickt sich das für so reiche Leute, für zwei Schillinge täglich zu logiren?

Der Gutsbesitzer. Ebendeswegen haben wir auch was, gutes Herrchen. Angenommen übrigens, wir liegen einen ganzen Monat in der Stadt, so beläuft sich doch schon das Logement allein auf einen Thaler. Adieu! (Ab.)

Dritte Scene.

Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Das waren ja verteufelte Kerle, ich glaube, die verzehren in einem ganzen Jahr nicht so viel, als ich in einem Tage. Ich hätte große Lust, einige von dieser Sorte hinter's Licht zu führen.

Heinrich. Ja, da muß der Herr sich nur anders anstellen, nicht seinen Geldmangel merken lassen und sie nicht so zum Narren halten. Aber da kommen zwei Andere, die sehen aus, als ob sie heute zum ersten Mal in die Stadt kommen.

Vierte Scene.

Zwei Fremde. Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Serviteur, Messieurs, willkommen in Kopenhagen!

Fremder. Schön Dank, Mussör.

Schuldenborg. Ihr seid, wie ich sehe, gute ehrliche Leute, die man lieben und achten muß. Aber Ihr seid hier wol noch nicht bekannt in der Stadt?

Fremder. Ei versteht sich, das sind wir, liebes Herrchen, da ist keine große Straße, die wir nicht kennen, als z. B. der Holländerberg, die Westerstraße, die Kalleböstraße, die Kaufmacherstraße, der Ochsenplatz u. s. w.; ich für meinen Theil mache mich anheischig, von den drei Hirschen geradenwegs zum Zollhaus zu gehen, mutterseelenallein.

Schuldenborg. Nein, derart Bekanntschaft ist es nicht, die ich meine; ich wollte sagen, Ihr habt wol keine Gönner hier in der Stadt oder keine Adressen an vornehme Häuser?

Fremder. Nein freilich, die haben wir nicht.

Schuldenborg. Da will ich, meiner Treu', Wohldieselben bekannt machen, falls es Ihnen beliebt. Denn fremden Leuten zu dienen, ist mein größtes Vergnügen, insonderheit für die Jüt-

länder hab' ich eine wahre Passion. Ja ich kann darauf schwören, als ich zuerst die Ehre hatte, Wohldieselben zu erblicken, pochte mir das Herz im Leibe, so rührte mich der Anblick. Wohl denn, Messieurs, verlaßt Euch auf mich als einen honnête-homme, ich will Dieselben in acht Tagen an mehr als dreißig vornehmen Orten bekannt machen, damit Ihr doch auch sagen könnt, Ihr seid in Kopenhagen gewesen.

Fremder. Wir danken gehorsamst, wohlgeborner Herr, für Seine Gewogenheit: aber wenn wir so in die Stadt kommen, da haben wir immer eine Menge anderer Dinge zu besorgen.

Schuldenborg. Da haben wir's, Ihr Jütländer seid pardi sehr honnet, aber avec votre permission, Ihr wißt nicht zu leben. Meint Ihr denn wirklich, daß es der Mühe werth, so weit herzureisen, blos um ein bischen lumpiges Geld auszuthun und darüber die Bekanntschaft vornehmer Leute zu versäumen, die in Zukunft Euch und Eure Kinder protegiren können? Was gilt's, Ihr geht nicht einmal in die dänische Komödie? Nein, Ihr seid wirklich zu wenig neugierig, übrigens gute, ehrliche Leute. — Hört, Messieurs, ich denke eben nach, wie ich Euch Eure Geschäfte erleichtern und Euch der Mühe überheben will, alle Tage auf die Börse zu laufen. Wolan, wollt Ihr so ein halb Mandel Tausender bei mir unterbringen, so will ich Euch acht Procent dafür geben. Nicht, daß ich das Geld brauchte, ich kann Euch Wechsel und Obligationen zeigen auf sechzigtausend Thaler, die ich besitze, sondern blos um Deroselben einen Dienst zu leisten. Ist's nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ja wol.

Fremder. Ja, wenn mein Herr uns hinlängliches Unterpfand geben will, da kann er schon Geld bei uns kriegen.

Schuldenborg. Ha, ha, das ist ma foi das erste Mal, daß Einer Pfand und Sicherheit von mir verlangt. Gerhard von Schuldenborg sollte man nicht trauen auf sein eigenes Wort? Ha, ha, Gerhard von Schuldenborgs Parole sollte nicht so sicher sein wie die beste Obligation? Ha, ha, ha, ich pardonnire den Messieurs, sintemal sie Gerhard von Schuldenborg nicht kennen. Ha, ha, Gerhard von Schuldenborg soll Pfand geben?

Fragt nur meinen Bedienten — Heinrich, hat je ein Mensch Pfand von mir verlangt?

Heinrich. Niemals, so lange ich in des Herrn Diensten bin.

Fremder. Aber der Herr muß das nicht ungnädig aufnehmen, daß wir Sicherheit verlangen, da wir ja doch nicht die Ehre haben, Ihn zu kennen.

Schuldenborg. Ei, tête bleue, Ihr könnt das ja wol an meinen Kleidern und Equipage sehen, daß ich ein honnête-homme und sicherer Mann bin?

Fremder. Da zweifeln wir gar nicht dran, mein Herr: allein sicherheitshalber kann es doch nichts schaden, wenn man ein Pfand hat.

Schuldenborg. Er soll ein Pfand kriegen, Er soll Schrift und Siegel von mir kriegen auf Stempelpapier.

Fremder. Das heißt bei uns nicht Pfand.

Schuldenborg. Borgt mir auf meine Ehre!

Fremder. Herzlich gern, wenn ein Pfand dabei ist.

Schuldenborg. Auf meine Cavaliers-Parole!

Fremder. Wie ich sage, Monsieur.

Schuldenborg. Ich pardonnire Ihm, Monsieur, weil Er mich nicht kennt: denn kennte Er mich, so würde Er mir gern sein ganzes Hab und Gut anvertrauen. Ich bin pardi der honneteste Cavalier in der ganzen Stadt; ist das nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ich kann Monsieur versichern, daß Er sein Geld ohne Gefahr bei meinem Herrn unterbringen kann und daß mein Herr es Ihm schuldig bleiben wird, als ein honnête-homme.

Schuldenborg. Hört, Monsieur, da Ihr doch so mißtrauisch seid, wollt Ihr mir wol fünftausend Thaler borgen? Nämlich die Wahrheit zu sagen: ich bin beauftragt, morgen für einen guten Freund zwanzigtausend Thaler auszulegen, und habe, was mir noch nie passirt ist, nicht so viel Geld in der Kasse. Heinrich, wie viel Geld ist in der Kasse?

Heinrich. Da sind blos funfzehntausend Thaler.

Fremder. Mein Herr, habe Er so viel oder so wenig Geld in der Kasse, als Er will: aber ohne Sicherheit kann ich Ihm nichts leihen.

Schuldenborg. Ah tête bleue, wenn das ein Anderer wäre, der mir so begegnete, der sollte das nicht umsonst gethan haben!

Heinrich. Ei, das ist ja nicht der Mühe werth, sich darüber zu ereifern, wenn der Wechsler heut Abend nach Hause kommt, kriegt ja der Herr unzweifelhaft so viel Geld, als er haben will.

Schuldenborg. Aber, Heinrich, Du weißt ja, daß ich den Vorschuß noch heute machen soll; will Monsieur mir da nicht fünftausend Thaler leihen? Ich schäme mich ma foi solche geringe Summe in den Mund zu nehmen. Ist's nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ja wol.

Fremder. Mein Herr, ich leihe nicht einen Schilling, adieu.

(Die Fremden ab.)

Fünfte Scene.

Schuldenborg. Heinrich. Ein anderer Fremder.

Heinrich. Nein, das Geld sitzt doch bei diesen Kerlen verflucht fest. Aber da seh' ich einen Andern vom Wagen steigen, wir müssen versuchen, was mit dem zu machen ist.

Schuldenborg. Serviteur très humble, Monsieur, willkommen in der Stadt! Hat Er nicht gehört, ob sich eine Person mit Namen Niels Ochsendorf auf dem Wege hieher befindet?

Der Fremde. Ja, mein Herr, wir waren zusammen in der Röskilder Schenke, wo er sich etwas verweilte, sonst wäre er mit mir zusammen gekommen.

Schuldenborg. Element, ist das möglich?!

Der Fremde. Sollte es etwa meines Herrn Gläubiger sein, so thut es mir leid, der Erste gewesen zu sein, der ihm diese Nachricht gebracht hat.

Schuldenborg. Ha ha ha, Gläubiger! Nein umgekehrt, ich soll sechstausend Thaler von ihm haben; ist's nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ja wol.

Der Fremde. So, nun der ist der Mann dafür, zu be=

zahlen, und wenn es zwanzigtausend wären. Das sind Leute, die scharren Geld zusammen wie Mist, mit Wucher und unbilligen Zinsen; der Sohn tritt nicht blos in des Vaters Fußtapfen, sondern wird noch schlimmer als er.

Schuldenborg. Kennt Monsieur ihn?

Der Fremde. Ja freilich.

Schuldenborg. Will Monsieur mir da wol einen Gefallen thun? Ich soll in der Eile sechstausend Thaler auszahlen; ich will Monsieur eine Anweisung auf Monsieur Ochsendorf geben, wenn Er mir etwa die Summe vorstrecken will. Ihm kann das ja einerlei sein; ist's nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ja wol.

Der Fremde. Nein bei Leibe, gutes Herrchen, das thu' ich nicht.

Schuldenborg. Wie Ihm beliebt; ich dachte nur dem Ochsendorf, sowie Euch einen Dienst zu erweisen. Aber hört, Monsieur, ich sehe, Er ist ein stattlicher junger Mann, Er kommt zum ersten Male in die Stadt, die sehr verführerisch ist, und sich eine wahre Ehre daraus macht, die Fremden anzuführen. Laßt Euch mit Niemandem in ein Spiel ein, den Ihr nicht kennt, besonders kein Würfelspiel. Ich habe Fremde gesehen, die dabei um Hab und Gut gekommen sind. Monsieur, seht die Blessur, die ich hier an der Hand habe, die kriegte ich vergangenen elften Juni um eines Fremden willen, den ich gegen einen Spieler in Schutz nahm, welcher ihm eine große Summe Geldes mit falschen Würfeln abgenommen hatte. Ist's nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ja wol.

Der Fremde. Mein Herr hat da ein christliches Werk gethan; ich wollte, die Stadt wäre voll lauter solcher ehrlicher Leute.

Schuldenborg. Ich bin selbst ein Liebhaber vom Spiel, allein ich will wissen, mit was für Würfeln ich spiele; darum trag' ich meine eigenen Würfel bei mir, da steht der Name des Mannes darauf, der sie gemacht hat, und das ist der ehrlichste Drechsler in der Stadt. Ist's nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ja wol.

Schuldenborg. Seht her, Monsieur: an dieser Marke in der Ecke hier sind Drechsler Jespern seine Würfel zu kennen und da kann man ungenirt mit spielen. Ich will auch Monsieur das Haus dort in der Nähe recommandiren, wenn Er sich unterweilen divertiren will; da kann Er sicher hingehen, es sind gute ehrliche Leute, die gute Waaren haben. Wollen wir da mal ein bischen hingehen, uns die Zeit mit Karten oder Würfeln zu vertreiben? Meistens verlier' ich im Spiel, aber es macht mir beinahe noch mehr Spaß zu verlieren als zu gewinnen. Denn wiewol ich nur zum Zeitvertreib spiele, nicht um Geld zu gewinnen, so mache ich mir doch ein Gewissen daraus, fremden Leuten das Geld abzunehmen; daher, wenn ich Einen betrübt darüber sehe, so geb' ich ihm sein Geld meistens wieder zurück. Ist's nicht so, Heinrich?

Heinrich. Ja meiner Seele, so ist es.

Schuldenborg. Wollen wir gleich einmal hineingehen und zum Zeitvertreib ein bischen cinque et neuf spielen?

Der Fremde. Nein, mein Herr, ich spiele niemals.

Schuldenborg. Na, dann wollen wir hineingehen und ein Glas Wein zusammen trinken.

Der Fremde. Nein, ich trinke keinen Wein.

Schuldenborg. Nun, das hat nichts zu sagen, dann wollen wir die Zeitungen lesen.

Der Fremde. Ich mache mir auch nichts aus den Zeitungen; ich recommandire mich, adieu!

Schuldenborg. Na denn lauf', Du Schlingel!

Sechste Scene.

Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Heinrich!

Heinrich. Herr!

Schuldenborg. Willst Du Compagnie mit mir machen?

Heinrich. Ei gern, wo gehen wir hin?

Schuldenborg. Ich will mich aufhängen.

Heinrich. Nein, Herr, dazu bin ich zu gering, mich mit Ihm zu hängen, lad' Er einen von Seinen Kameraden ein, der auch so in Schulden steckt, der wird sich ein Vergnügen daraus machen, dem Herrn Gesellschaft zu leisten.

Schuldenborg. Das ist eine Canaille gewesen, Heinrich, die es zuerst erfunden hat, daß man seine Schulden bezahlen soll; ich sehe darin keine Billigkeit.

Heinrich. Das ist sicher.

Schuldenborg. Ausgenommen, es sei, daß man bezahlen kann.

Heinrich. Das versteht sich.

Schuldenborg. Wenn ich mir nun etwas wünschen dürfte, weißt Du, was das wäre? Ich würde wünschen, daß kein Mond am Himmel wäre.

Heinrich. Wie so?

Schuldenborg. Ei, wenn es keinen Mond gäbe, so gäbe es auch keinen elften Juni, und gäb' es keinen elften Juni, so kümmerte ich mich den Teufel um Niels Ochsendorf. Da ich nun aber nichts zu wünschen habe, und auch keinen Ausweg für mich sehe, so ist es das Beste, ich hänge mich auf — außer wenn Du durch Deine Geschicklichkeit, Heinrich, mich retten kannst.

Heinrich. Hoffentlich, Herr, wenn wir Beide unsern Verstand zusammenlegen, so kann sich die Sache noch machen; ich denke schon über etwas nach, Herr. Hier ist ein Student in der Stadt, mit Namen Niels Christensen, der ist mit Niels Ochsendorf Geschwisterkind; der alte Ochsendorf hat großes Zutrauen zu ihm, und ohne Zweifel hat er auch seinen Sohn an ihn recommandirt.

Schuldenborg. Ja, aber was will das sagen?

Heinrich. Ich will mich für diesen Studenten ausgeben, ihm, wenn er ins Thor kommt, auflauern und ihn in ein Logement führen, wo wir bekannt sind und ihn mit Bequemlichkeit ausziehen können. Aber da seh' ich den Paradieswirth kommen, recht apropos, nun kann eine vollständige Komödie gespielt werden, zu der ein verschuldeter Herr gehört, ein schalk-

hafter Diener, ein Fremder, der geprellt wird, und ein Wirth mit solchen Meriten.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Jacob.

Heinrich. Sieh da, Jacob, bin ich doch beinahe vor Schrecken gestorben.

Jacob. Wie so?

Heinrich. Ich wußte nicht, ob Du es wärst oder Dein Geist; denn gestern hieß es in der Stadt, der Teufel hätte Dich den Tag zuvor geholt.

Jacob. Ich denke doch, ich bin's.

Heinrich. Da wundre ich mich, daß es nicht längst geschehen ist. Aber ich kann mir schon denken, der Teufel eilt sich nicht mehr, weil er Dich allzeit gewiß hat.

Jacob. Ich glaube vielmehr, Heinrich, er hat sich durch die Fürbitte eines so ehrenwerthen Mannes abhalten lassen, wie Du bist.

Heinrich. Nun, was hast Du gegen mich einzuwenden? Stehe ich nicht gegen Dich da als ein wahrer Heiliger?

Jacob. Gewiß, Heinrich, wenn ich Dir einen Paß ausstellen sollte, so könnte ich ihn Dir mit gutem Gewissen nicht anders geben als so: Dem günstigen Leser unsern Gruß zuvor! Dieser junge Mensch mit Namen Heinrich Larsen ist von unehelichen Eltern ehrlich geboren. Sein Vater war einer der besten Schnapphähne im letzten schwedischen Kriege, ingleichen einer der berühmtesten Spieler; denn er starb in seinem Beruf, mit Kreuzbuben in der Hand. Seine Mutter war ein braves Frauenzimmer, das anständigen Leuten, die in Leibesnöthen waren, nie mehr abnahm als vier Schillinge. Er selbst hurt, trinkt, doppelt, flucht, betrügt, hat jedoch im Uebrigen einige vorzügliche Eigenschaften und passirt für einen der geschicktesten Bedienten in Kopenhagen.

Heinrich. Hast Du diesen Paß mit gutem Gewissen ausgestellt?

Jacob. Das hab' ich.

Heinrich. Aber wie bist Du zu dem guten Gewissen gekommen? Noch in meinem Leben hab' ich nicht gehört, daß ein Paradieswirth ein gutes Gewissen gehabt hat. Ja solch ein Wirth mit gutem Gewissen ist so rar wie ein reicher Soldat, ein verschwiegener Barbier, ein ehrlicher Müller und ein friedfertiger Advocat.

Jacob. Die Lakaiengewissen, bild' ich mir ein, sind auch nicht weit her.

Heinrich. Nun Spaß bei Seite, Jacob: ich habe Dir einen Vorschlag zu machen, der sowol Dir als meinem Herrn von Nutzen sein wird. In Zeit einer Stunde erwarten wir einen jungen Menschen vom Lande, den wir in Deinem Hause einquartieren wollen; das wird einen fetten Braten geben, er hat Geld wie Heu.

Jacob. Das Geld soll ich ihm wol stehlen und mich dann hängen lassen für Euch?

Heinrich. Ich werd' ihm das Geld schon mit List wegpracticiren und Du sollst Deinen Theil davon haben, laß mich nur machen. Du hast verschiedentliche honnete Frauenzimmer in Deinem Hause — bitt' um Entschuldigung, ich wollte sagen, hübsche: davon muß die Schönste sich in ihn verliebt stellen und ihm einbilden, als wäre sie Deine Frau; Du selbst mußt Dich eifersüchtig stellen und ihn nicht aus den Augen lassen, um ihn desto mehr in seinem Glauben zu bestärken.

Jacob. Aber wenn er nun nicht verliebter Complexion ist, was soll das dann helfen?

Heinrich. Ei was, ein junger Mensch von zwei und zwanzig Jahren sollte nicht verliebter Complexion sein, das wäre eine schöne Geschichte, zumal wenn ein listiges Frauenzimmer ihm entgegenkommt. Da bin ich Mann dafür, daß er verliebt wird, ja, ich will ihn selbst noch darin bestärken, sobald er nur erst Vertrauen zu mir hat. Wenn wir ihn nur erst so weit haben, das Uebrige findet sich hernach, sobald ich Zeit habe, nachzu-

denken. Laß ihn uns nur erst im Hause haben, so will ich die Sache schon weiter mit Dir überlegen.

Schuldenborg. Heinrich, jetzt fängt es mir schon an, leichter ums Herz zu werden.

Heinrich. Laßt uns jetzt nur rasch nach Hause gehen, ich muß mir einen schwarzen Rock besorgen, sintemal ich einen Studenten agiren soll.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Ochsendorf. Heinrich. Ochsendorf, in einem altmodischen Rocke mit silbernen Knöpfen daran, eine Peitsche in der Hand, kommt in die Stadt. Die Studenten rufen „Fuchs" hinter ihm drein.

Ochsendorf. Ei, so ruft, Ihr Canaillen, daß Ihr verrückt werdet!

(Hinter der Scene: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs!")

Hol' mich der Teufel, wenn ich deponirt habe oder Zeit meines Lebens deponiren werde; ich bin ein Pächterssohn aus Jütland, und komme, Geld einzukassiren.

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs!")

Ei, haltet die Mäuler, Ihr Racker, der Satan soll mich holen, ich bin kein Fuchs, wißt Ihr's nun?

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs!")

Nein, nun hör' mal Einer die Kuchenjungen, wie die rufen!

(Wie oben: „Fuchs!" . . . .)

Kommt mal an, Ihr Hunde, Einer nach dem Andern, ich will Euch, hol' mich der Satan, schon weisen, mit wem Ihr zu thun habt!

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs, Fuchs, Fuchs!")

Ja, ruft nur, daß Euch die Kaldaunen zum Halse 'raus kommen! Ihr habt wol auch 'ne rechte Ehre davon, fremden Leuten nachzurufen, Ihr, die Ihr selbst mal geistliche Herren werden wollt!

(Wie oben: „Fuchs!" . . . .)

Hört Ihr denn nicht, Ihr verfluchten Kerle, Ihr seht ja

doch wol, daß ich kein Student bin, noch denk' ich daran, je einer zu werden?!

(Wie oben: „Fuchs, Fuchs!")

Element, könnt' ich nur einen Stein finden, Euch sollte das Donnerwetter! Hört, Kerle, nehmt Euch in Acht, wen ich packe, dem schlag' ich den Kopf von einander, daß ihm die eine Hälfte auf der einen Schulter baumeln soll und die andere auf der andern. Hört Ihr wol? Das war nun auf gut Jütländisch!

Heinrich (leise). Element, da ist er, nun geht die Komödie sogleich los, nun heiß' ich nicht mehr Heinrich, sondern Niels Christensen. (Laut) Ei, Ihr unverschämten Menschen, so dazustehen und einer fremden Person nachzurufen! Das ist ja ein Schimpf und eine Schande für die ganze Stadt, wenn die Fremden nach Hause kommen und erzählen, wie man ihnen hier begegnet ist. Ihr könnt doch wol sehen, daß das kein Fuchs ist? Und gesetzt, es wäre ein Fuchs, müßt Ihr ihn darum so verfolgen? Ich merke schon, es ist ein artiger, vornehmer Herr, der hieher gekommen ist, Geld einzufordern und auszuleihen, nicht um sich Salz und Wein auf den Kopf schütten zu lassen. Pfui, schämt Euch, es schneidet mir in das Herz, so etwas von Euch, meinen Ordensbrüdern, zu hören!

Ochsendorf. Monsieur, ich danke gehorsamst für die Güte, die Er mir erweist; ich wünschte von Herzen, ich könnte Ihm wieder dienen, weiß aber nicht, woher diese Güte gegen mich rührt, da ich Ihm ja doch ganz unbekannt bin.

Heinrich. Monsieur, mir blutet das Herz im Leibe, wenn ich sehe, daß man fremden Leuten Unrecht thut.

Ochsendorf. Ich merke schon, Monsieur ist ein vortrefflicher Mann und ein rechtschaffener Christ.

Heinrich. Ich werde wirklich noch krank davon werden, so ärgre ich mich.

Ochsendorf. Das nenn' ich ein redliches Gemüth.

Heinrich. Wartet nur, Ihr Lausekerls, ich werde Euch gleich weisen, was das heißt einen armen Fremden zu verfolgen!

Ochsendorf. Der arme Kerl nimmt sich die Sache mehr zu Herzen, als ich selbst.

Heinrich. Solchen braven anständigen Herrn!

Ochsendorf. Es sollte mir leid thun, wenn Monsieur sich ereiferte und Schaden nähme um meinetwillen.

Heinrich. Der Euch nie was zu Leide gethan hat!

Ochsendorf. Gebt Euch zufrieden, gutes Herrchen, ich hab' es schon vergessen.

Heinrich. Hätt' ich Euch nur, ich wollte Euch schön durchschmieren!

Ochsendorf. Ei, Monsieur muß ihnen nicht nachlaufen, er könnte ein Unglück dabei haben.

Heinrich. So wollt' ich sie tractiren! (Packt Ochsendorf bei den Haaren und wirft ihn zur Erde.)

Ochsendorf. Element, die christliche Liebe geht doch zu weit!

Heinrich. Verzeihung, Monsieur, ich bin so zu sagen außer mir vor lauter Eifer.

Ochsendorf. Wo findet man noch solche Leute? Aber darf ich fragen, wie mein Herr heißt, damit ich Ihn dafür rühmen kann?

Heinrich. Monsieur, ich verlange keinen Ruhm, das ist nichts, als was ich und Jedermann verpflichtet sind, zu thun. Uebrigens aber heiße ich Niels Christensen, zu dienen.

Ochsendorf. Niels Christensen? Den Namen kenn' ich, meiner Six.

Heinrich. Je nun, mein Herr, hier in Kopenhagen giebt es über hundert Niels Christensen; sowie einer, der Christen heißt, auf den Einfall kommt, seinen Sohn Niels zu nennen, so ist der Niels Christensen fertig.

Ochsendorf. So hieß also meines Herrn Vater Christen?

Heinrich. Ich hoffe doch, sintemal man mich Niels Christensen nennt. Beschwören freilich kann ich es nicht, das wird meine Mutter am besten wissen.

Ochsendorf. War denn sein lieber Vater verheirathet?

Heinrich. So viel ich weiß.

Ochsendorf. Mit einer Frau?

Heinrich. Das ist eine närrische Art zu fragen, ich dächte doch, mit Kühen verheirathet man sich nicht.

Ochsendorf. Apropos, da wir doch von Kühen sprechen — ja, wie war das doch, was wollt' ich doch sagen — wie hieß denn Seine liebe Mutter?

Heinrich (leise). Wäre der Bengel nicht so dumm, man sollte denken, er thäte es aus Bosheit. (Laut) Meine Mutter heißt Elisabeth Hansen.

Ochsendorf. Lisbeth Hansen? Ich kenne eine Frau, Namens Lisbeth Hansen, die mit mir verwandt ist.

Heinrich. Das kann schon sein, Monsieur, ich kenne eine Menge Frauenzimmer dieses Namens, es giebt, glaub' ich, keine Straße in Kopenhagen, wo man nicht ein Stücker sechzehn Lisbeths finden kann.

Ochsendorf. Ist mein Herr nicht in Jütland geboren?

Heinrich. Nein, aber mein seliger Vater hat da lange gewohnt und meine Mutter wohnt noch da und ich habe Verwandte daselbst.

Ochsendorf. Wohnt Sein seliger Vater denn gegenwärtig in Kopenhagen?

Heinrich. Nein, Monsieur, seit er todt ist, nicht mehr.

Ochsendorf. Herr Gott, ist der selige Mann todt?

Heinrich. Ja, sonst könnt' er wol nicht gut selig sein.

Ochsendorf. Das ist auch wahr, meiner Six, ich stehe hier nur so und schwatze in Gedanken so hin.

Heinrich. Hat nichts zu sagen, Monsieur, man kann sich ja wol mal versprechen. Uebrigens war das noch immer besser, daß Er fragte, ob der selige Mann todt, als wenn Er gefragt hätte, ob der todte Mann selig. Es war übrigens noch ein ganz junger Mann, da er starb.

Ochsendorf. Da condolire ich meinem Herrn, es thut mir von Herzen leid, daß sein guter Vater so zeitig in den Himmel gekommen ist.

Heinrich. Ich danke gehorsamst, Monsieur, und wünsche, daß Seine guten Eltern nicht so rasch dahin kommen.

Ochsendorf. Serviteur. Aber da mein Herr doch Freunde in Jütland hat, kennt Er nicht einen Mann, mit Namen Henning Ochsendorf?

Heinrich. Ist das nicht der Pächter Henning Nielsen?

Ochsendorf. Ja, früher hieß er Henning Nielsen, seit er aber das Gut geerbt hat, von dem Ihr vielleicht gehört habt, heißt er Pächter Henning Ochsendorf. Meine Mutter wollte eigentlich, er sollte sich Henning von Ochsendorf nennen, aber er wollte absolut nicht, solch ein ehrlicher, altfränkischer Mann ist er.

Heinrich. Wie sollt' ich denn nicht meiner eigenen Mutter Bruder kennen?

Ochsendorf. Ach, ist es möglich?! So seid Ihr ja der richtige Niels Christensen, den ich suche, an den ich einen Brief habe?! (Sie umarmen einander und weinen.)

Heinrich. Das ist doch wirklich, wie es im Sprüchwort heißt: das Blut mag so dünn sein, wie es will, es ist doch immer dicker als Wasser. (Sie weinen wieder.)

Ochsendorf. Hier ist der Brief, den mein Vater an Monfrere geschrieben hat: a Monsieur Monsieur Niels de Christensen, Sacrosanctae Philosophiae Studiosus, abzugeben im Hungershof in Kopenhagen. (Heinrich liest den Brief.)

Heinrich. Ach mein Herzensmonfrere, alle diese Complimente waren nicht nöthig, ich bin ja obligirt, Ihm mit allem zu dienen, was mir möglich ist.

Ochsendorf. Gehorsamster Diener, mein allerliebster Monfrere und Cousin! Will Er mir nun aber erstlich den Dienst erzeigen und mich nach meinem Logement in den drei Hirschen weisen?

Heinrich. Pfui, da darf Er wahrhaftig nicht logiren, da ist es zu unruhig, ich werde Ihn zu meinem Schwager bringen.

Ochsendorf. Ich möchte doch lieber im Wirthshaus wohnen, Monfrere, denn vielleicht, wenn der Mann aus Rücksicht auf die Schwägerschaft kein Geld nehmen wollte, so würde mich das nur geniren.

Heinrich. Er hält ebenfalls ein Wirthshaus, Monfrere, und läßt sich bezahlen, obschon er nicht so theuer ist wie die Andern.

Ochsendorf. Na, dann ist's gut, dann will ich Monfrere

auf dem Flecke folgen. (Sie gehen auf die andere Seite des Theaters und klopfen an; der Wirth vom Paradies kommt heraus.)

Zweite Scene.

Ochsendorf. Heinrich. Jacob.

Heinrich. Guten Tag, Schwager. Dieser gute Mann, den Ihr hier seht, ist mein Vetter und eben von Jütland gekommen; ich recommandire ihn dem Schwager, als wäre ich es selbst. Er wollte in den drei Hirschen einkehren, aber beim Schwager, denk' ich mir, ist er besser aufgehoben.

Jacob. Das würde mir leid gethan haben, wenn Er wo anders eingekehrt wäre. Ich gratulire Ihm zur Ankunft in der Stadt.

Ochsendorf. Das ist mir lieb, daß ich gleich einen Schwager gefunden habe, bei dem ich logiren kann; wenn Er mich bei sich logiren will, soll mich's freuen. Wüßt' ich aber, daß Er kein Geld nehmen will, so möcht' ich Ihn nicht incommodiren, sondern lieber in den drei Hirschen einkehren.

Jacob. Ei ja doch, wir werden schon zurecht kommen.

Ochsendorf. Mein Herr Schwager muß mir erst versprechen, daß Er sich auch hübsch will bezahlen lassen.

Jacob. Ei, mache der Herr Schwager sich doch darum keine Gedanken, das hat gute Wege.

Ochsendorf. Nein, auf meinen Eid, Schwager, ich kehre nicht eher bei Ihm ein, als bis Er mir verspricht, daß Er sich will von mir bezahlen lassen wie von jedem andern Fremden.

Heinrich. Hör', Schwager, anders thut's mein Vetter nun einmal nicht.

Jacob. Nun ja, ja, so soll Er denn bezahlen wie ein Anderer, ich wollte nur, ich könnte Ihm einige Unterhaltung verschaffen; ich selbst, wie der Herr Schwager sieht, bin ein einfältiger, schlichter Mann, und meine Liebste ist ebenso.

Heinrich (zu Ochsendorf gewendet). Das Letztere muß Monfrere nun nicht glauben; seine Frau ist eine der artigsten Frauen in

der Stadt. Aber er selbst ist etwas zu eifersüchtig, obwol ich mich darauf zu schwören getraue, daß er keine Ursache dazu hat. Denn Alle, die sie kennen, halten sie für eine tugendhafte und ehrsame Dame. Aber Monfrere weiß wol selbst, wie das geht, wenn ein alter Mann sich eine junge hübsche Frau nimmt.

Ochsendorf. Da fürcht' ich ja, wir gerathen einander in die Haare; ich habe gar zu gern mein kleines Späßchen mit den Frauenzimmern.

Heinrich. Ei, das hat nichts auf sich, er ist im Uebrigen eine gute ehrliche Haut.

Ochsendorf. Aber doch ein bischen eifersüchtig. Ha ha ha!

Jacob. Worüber lacht der Schwager so von Herzen?

Ochsendorf. O bitte, Schwager, über nichts, es war nur wegen einer närrischen Geschichte, die mein Vater in dem Briefe an meinen Monfrere Niels Christensen geschrieben hat.

Jacob. Will der Herr Schwager nicht so gut sein und hineinspazieren?

Ochsendorf. Ich muß wol erst zu meinem Wagen, er steht hier gleich an der Ecke. Will der Herr Schwager nicht mitkommen?

Heinrich. Ich muß Dieselben auf eine halbe Stunde verlassen, werde aber die Ehre haben, Dieselben sogleich im Hause wieder zu sehen.

Ochsendorf. Adieu denn so lange.

(Ochsendorf und Jacob ab.)

Dritte Scene.

Heinrich allein.

Heinrich. Die Sache macht sich, die Sache macht sich wirklich; nie hätt' ich einen passenderen Kerl finden können, meine Künste an ihm zu üben. Was sollte dem wol abgehen, der in solche gute Hände fällt, der mich zum Vetter und den Paradieswirth zum Schwager hat? Aber da kommt mein Herr.

Vierte Scene.

Schuldenborg. Heinrich.

Schuldenborg. Nun, wohlgelahrter Heinrich Gaudieb, wie geht's?

Heinrich. Wie geschmiert; er küßt mich und nennt mich seinen Vetter und den Paradiesjacob seinen Schwager. Was meint der Herr, ist der Anfang nicht gut?

Schuldenborg. Ha, ha! Wie nun weiter?

Heinrich. Laßt mich nur machen, ich habe schon den ganzen Kopf voll Tollheiten; ich werde Jacob weitere Anweisung geben, was er zu thun hat.

Schuldenborg. Aber wenn Jacob ihm nun all sein Geld stiehlt und fortläuft, so ist unsere Sache ja erst recht verdorben?

Heinrich. Um ihn daran zu verhindern, will ich in demselben Hause logiren.

Schuldenborg. Ja, so geht's.

Heinrich. Aber um das Project auszuführen, das ich im Kopfe habe, müssen wir noch einige Mitspieler haben.

Schuldenborg. Ich werde ein paar gute Freunde schaffen, die sich schon dazu bequemen.

Heinrich. Sieh, da kommt er zurück; nun geht nur fort.

(Schuldenborg ab; Heinrich in den Hintergrund.)

Fünfte Scene.

Ochsendorf. Jacob. Später Heinrich.

Ochsendorf. War das nicht ein verfluchter Kerl, der unterstand sich, zwei Schillinge zu fordern, blos für den Koffer hinaufzutragen.

Jacob. Ja, Herr Schwager, das sind unverschämte Leute, die sehen sich um zwei Schillinge noch nicht mal um.

Ochsendorf. Als ob zwei Schillinge nicht Geld wären!

Jacob. Wol wahr, man soll lange suchen, bis man zwei Schillinge auf der Straße findet.

Ochsendorf. Sowie die einen Fremden sehen, so denken sie auch, es giebt was zu fischen. Aber von mir, da verlaßt Euch drauf, sollen sie nicht fett werden; die Ochsendorfs, das sind die Leute nicht, die sich an der Nase führen lassen, die wissen besser, wozu das Geld nütze ist.

Jacob. Nein, nein, soweit ich den Herrn Schwager kenne, wird Ihn Keiner so leicht hinter's Licht führen.

Ochsendorf. Den wollt' ich sehen, dem das gelingen sollte, und wenn es Alexander Magnus selbst wäre. Uebrigens wie klug der Kerl war, so hab' ich ihn doch angeführt: ich gab ihm einen halben Schilling, der war mit Quecksilber bestrichen, so daß er aussah wie ein Achtschillingstück, und so hab' ich sechs Schilling zurückgekriegt.

Jacob. Aber ich fürchte, wenn er das merkt, so kommt er wieder?

Ochsendorf. So leiste ich einen Eid darauf, daß er ihn nicht von mir gekriegt hat; so einige kleine Eide nämlich hab' ich immer in Reserve, mit denen ich mich frei schwören kann, ohne doch falsch zu schwören. So zum Beispiel: ich schwöre darauf, daß ich ihm kein Geld versprochen habe, so versteh' ich darunter zum Geschenk; hab' ich ihm nun gar nichts bezahlt, so schwöre ich doch darauf, daß ich bezahlt habe, nämlich nicht ihn, sondern einen Andern für andere Arbeit.

Jacob. Der Herr Schwager schlägt seinen lieben Eltern nach, die passiren allgemein als die schlausten Leute weit und breit; ein guter Baum giebt gute Frucht.

Ochsendorf. Das ist mein Hauptvergnügen, solche Leute anzuführen. Ich habe eine ganze Menge falsches Geld, das will ich den Leuten in Kopenhagen anschmieren, so kommt mir die Reise nicht so theuer; auf so etwas verstehen sich die Ochsendorfs und darum hab' ich auch was im Sack. Ich halte das auch für keine Sünde; steht ja doch geschrieben, daß Kaufleute klug sein sollen wie die Schlangen. Wie denkt der Herr Schwager darüber?

Jacob. Ei was Sünde, ein Dieb, der sich nährt, ist auch ein ehrlicher Kerl.

Ochsendorf. Da heißt es: thu' die Augen auf oder den Beutel.

Jacob. Ja, so steht's im Sprüchwort.

Ochsendorf. Das müssen doch herrliche Leute gewesen sein, die das Sprüchwort gemacht haben; die sind Gold werth, wahrhaftig.

Heinrich (kommt). Sieh da, willkommen zurück!

Ochsendorf. Schön Dank, mein Herzensvetter, könnt' ich Euch nur allezeit bei mir haben!

Heinrich. Wißt Ihr was? Ich werde hier im Hause logiren, so lange der Herr Vetter in Kopenhagen ist, das kommt für mich auf Eins heraus.

Ochsendorf. Ach, das wäre prächtig! Ich muß bekennen, Vetterchen, Ihr seid ganz so, wie man Euch mir beschrieben hat; wir können zusammen in einer Kammer und einem Bett logiren.

Heinrich. Ganz wohl, so bezahle ich die halbe Miethe.

Ochsendorf. So sparen wir beide einen Thaler Geld dabei. Aber hört, mein Herzensvetter, Ihr müßt mich zu einem Manne bringen hier in der Stadt, mit Namen Schuldenborg. Wenn der Kerl mich nicht bezahlt bis auf den letzten Heller, so soll ihn der Teufel holen; ich will ihm zeigen, daß ich Niels Henningsen Ochsendorf heiße. Wie steht's mit dem Manne? Geht's hinterwärts mit ihm?

Heinrich. Ei nein, er hat, wie ich weiß, auf einer Stelle allein viertausend Thaler stehen. Könnte Monfrere eine Anweisung auf diesen Mann bekommen, oder wollte selbiger Mann erlauben, daß das Geld auf ihn übertragen würde, und gäbe er Monfrere dafür eine Hypothek auf eins von seinen großen Häusern, da stünde das Geld schon sicher.

Ochsendorf. Wie heißt der Mann?

Heinrich. Er heißt Lars Andersen, einer der besten und zahlungsfähigsten Männer in der Stadt.

Ochsendorf. Ich habe von dem Manne gehört; wenn er mir nur für mein Geld gutstehen wollte.

Heinrich. Mache der Herr Vetter sich darum nur keine Sorgen, das wird alles in Richtigkeit gebracht werden. Nun laßt uns hineingehen.

(Sie gehen ab.)

Dritter Akt.

Erste Scene.

Die Börse. Nach und nach kommen verschiedene Kaufleute. Ein **Kaufmann** und ein **Jude** mit einem Barte.

Der Kaufmann. Es ist noch Niemand da, wie ich sehe, ich wollte mir Kronen umwechseln, aber der Teufel gebe ihnen elf und ein Viertel Procent. Ich bitte lieber um Prolongation bis morgen oder übermorgen: denn der Cours wird ja hoffentlich fallen. Aber da sehe ich einen Juden, ich muß doch mal hören, was er haben will. Serviteur, Monsieur, hat Er keine Kronen zu wechseln?

Der Jude. Nein, Monsieur, ick globe nit, daß ick welche hob; ist's viel, wos der Härr will hoben?

Der Kaufmann. Viertausend Thaler.

Der Jude. Ick hob itzund selber kane, Monsieur, aber vielleicht kann ick Ihne welche schaffen von ein guten Fraind for zwelftehalb Procent.

Der Kaufmann. Zwölftehalb Procent? Das ist ja jüdisch.

Der Jude. Mein, ick bin auch ein Jüd. Ick will Ihm sogen, Monsieur, der Cours ist elf und en Vertelchen, nu muß ick doch hoben zum mindesten fer meine Mih e Vertelchen?

Zweite Scene.

Der Kaufmann. Ein zweiter Kaufmann. Der Jude.

Erster Kaufmann. Nein, da bedanken wir uns, so lange noch Christen im Lande sind, handeln wir nicht mit Juden. Aber sieh, da sehe ich ja einen braven ehrlichen christlichen Kaufmann. Hört, mein Herr, hat Er keine Kronen zu verwechseln?

Zweiter Kaufmann. Ja, zu dienen.

Erster Kaufmann. Wie viel Procent nimmt Er?

Zweiter Kaufmann. Zwölf Procent.

Erster Kaufmann. Da kann ich sie ja bei dem andern Juden für elf kriegen?

Zweiter Kaufmann. Kann wol sein.

Erster Kaufmann. Ich sehe schon, die christlichen Juden sind noch schlimmer, ich muß nur wieder zu dem Vorigen. Hör' Schmuel, dann gieb mir was von Deinen Kronen.

Der Jude. Mein Name ist Mauses, mein Herr, ich bin kein Schmuel, sondern än Jüd aus Portugal; will der Herr mit mir kümmen nach Hause, kann Er welche kriegen, aber billiger nicht.

Erster Kaufmann. So wollen wir nur gehen.

Der zweite Kaufmann (bleibt zurück). Ehe ich meine Kronen unter zwölf Procent verwechsele, sollen sie lieber geradezu liegen bleiben. Ich denke aber, ich werde wol noch mehr herausdrücken, wenn das ostindische Schiff weggehen soll.

Dritte Scene.

Schuldenborg. Der Kaufmann.

Schuldenborg. Serviteur, Monsieur. Ich brauche da schnell etwas Geld, ich bin gern bereit, doppelte Zinsen zu geben, wenn Monsieur mir so ein tausend Thaler leihen will.

Der Kaufmann. Will mein Herr mir zwölf Procent geben, so kann Er es schon kriegen.

Schuldenborg. Von Herzen gern und wenn es vierzehn wären; nicht als ob ich es so nöthig brauchte, sondern weil ich in aller Eile ein höchst vortheilhaftes Geschäft damit machen kann.

Der Kaufmann. Ja, wenn Monsieur mir ein Pfand, Caution oder Endossement verschafft, so kann Er es gern kriegen, und wenn es zweitausend wären.

Schuldenborg. Monsieur, ich werde Ihm einen Wechsel von mir geben. Er kennt mich ja hinlänglich und weiß, daß ich ein honnête homme bin.

Der Kaufmann. Nein, Monsieur, ich muß mein Wort zurücknehmen, mir fällt eben ein, daß ich kein Geld habe.

Schuldenborg. Monsieur, ich will Ihm sechzehn Procent geben.

Der Kaufmann. Nein, wirklich, im Ernst, mein Herr, ich habe keins.

Schuldenborg. Wolan, ich will Ihm zwanzig geben und Ihm das Agio vorauszahlen.

Der Kaufmann. Auf mein Wort, ich habe kein Geld; adieu. (Ab.)

Vierte Scene.

Schuldenborg allein.

Schuldenborg. Na, so wünsch' ich Dir, daß Du auch nie was kriegst! Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mich vor diesem elften Juni retten soll, es müßte denn sein, daß Heinrichs Anschlag gelingt. Aber ich zweifle daran, der Anschlag ist gar zu verwegen. Und doch muß ich ihm freie Hand lassen: denn wenn ich ihm etwas einwende, so wird er böse. Der Anschlag ist nämlich dieser, daß mein College Jens Trockenholz sich ausgeben soll für Lars Andersen, einen der reichsten Männer der Stadt; er soll vorgeben, als ob er mir eben so viel Geld schuldet, wie ich dem Ochsendorf, soll das Geld auf sich überschreiben lassen und ihm dafür eine erste Hypothek aufs Rathhaus geben. Wie ich den Anschlag zuerst hörte, fragte ich ihn, ob er den Verstand verloren; denn das ist ja so dreist, das kann kein Komödien-

schreiber gebrauchen. Er aber erwiderte: Bedenken Sie, Herr, nur zwei Dinge, erstlich die Dummheit des Menschen, zweitens das Vertrauen, das er zu mir als seinem Vetter und besten Freunde trägt, so hat die Sache gar nichts Unmögliches. Jetzt ist er hin, um das Rathhaus zu besehen, das er für Lars Andersens Haus hält; ich warte mit Schmerzen auf meinen Collegen, er versprach mir ...... Aber da kommt er ja.

Fünfte Scene.

Schuldenborg. Trockenholz.

Schuldenborg. Wo bleibt Ihr denn so lange, Monfrere?

Trockenholz. Es schlug eben erst halb Zwölf. Aber wo ist der Dummkopf denn?

Schuldenborg. Er ist mit Heinrich hin, das Haus zu besehen, das Ihr ihm verpfänden wollt.

Trockenholz. Was für ein Haus ist denn das?

Schuldenborg. Das Rathhaus.

Trockenholz. Ha, ha, ha!

Schuldenborg. Stelle Dich nur höchst ehrbar und laß Heinrich machen. Da kommen sie zurück.

Sechste Scene.

Die Vorigen auf- und abspazierend. **Ochsendorf** und **Heinrich** treten ein.

Ochsendorf (sich nach allen Seiten umsehend). Element, was ist diese Börse für ein Haus?

Heinrich. Das ist ein schönes Gebäude und in den Buden da draußen kann Monsieur alles bekommen, was er verlangt.

Ochsendorf. Wenn ich ein gutes spanisches Rohr kriegen könnte, so möcht' ich wol so ein oder zwei Mark daran spendiren oder auch allenfalls drei.

Heinrich. Ei ja, ein gutes spanisches Rohr kann Monfrere unter sechs Thalern nicht kriegen.

Ochsendorf. Gott steh' meinen sechs Thalern bei! Nein, da schlag' ich mir den Firlefanz lieber aus dem Sinne; Geld, das ist heutzutage ein Ding, womit man nicht spaßen darf.

Heinrich. Belieben der Vetter nicht sonst was Hübsches zu kaufen?

Ochsendorf. Ich möchte wol so einen kleinen hölzernen Vogel, mit 'ner Pfeife im Hintern, für meinen jüngsten Bruder Christian, wenn ich nach Hause komme, aber er muß nicht zu theuer sein. Aber wem gehören diese Gemälde, die hier herumhängen?

Heinrich. Wenn Monfrere Liebhaber ist, die kann er sich kaufen. (Leise) Element, wenn ich den dazu bringen könnte, die Gemälde hier zu kaufen, die der Börse gehören, das wäre ine nette Geschichte.

Ochsendorf. Nein, Vetter, die sehen gar zu altfränkisch aus.

Heinrich (leise). Hol' ihn der Teufel, er beißt nicht an.

Ein Knabe (kommt mit Büchern unter'm Arm). Kauft schöne neue Bücher, Monsieur! Kauft: „Zufriedenheit ist mein Vergnügen! Zufriedenheit ist kein Vergnügen!"

Ochsendorf. Hast Du nicht Peter Paarsen seine Chronik? Von Chroniken, Vetter, bin ich ein großer Liebhaber; vordem hatte ich dem Saxo seine Grammatik und die Hvidtfeldtsche Chronik, aber Peter Paarsen seine Chronik gefällt mir besser, denn in der andern sind keine Kupferstiche.

Der Knabe. Ja, hier ist ein Peter Paars.

Ochsendorf. Was soll er denn kosten?

Der Knabe. Vier Mark.

Ochsendorf. Hol' Dich der Henker mit Deinen vier Mark; willst Du acht Schillinge haben?

(Der Knabe geht weiter und bietet seine Bücher den Uebrigen an, die auf- und abgehen.)

Ochsendorf. Der Kerl thut noch ganz vornehm zu meinen acht Schillingen und doch ist das wahrhaftig alles, was das Buch werth ist; es ist nicht mal alles wahr, was drin steht. Uebrigens hör' ich, daß Peter Paars ein anständiger Kerl gewesen sein soll; Schande genug, daß sie dem armen Kerl nicht

einmal die Ruh' im Grabe gönnen. Aber was giebt's, Vetter? Seid Ihr nicht wohl, der Schweiß steht Euch ja auf der Stirn?

Heinrich. Seid still von dem Buch, Vetter, mir wird's schlimm, sowie ich davon höre; kein Türke hätte den Baccalaurussen und Magistern so zu Leibe gehen können als der Verfasser dieses Buchs. Aber was meint der Herr Vetter denn zu Lars Andersens Haus am Markt?

Ochsendorf. Das Haus ist soweit ganz schön, aber nur ein bischen seltsam gebaut.

Heinrich. Das Haus, kann ich Monfrere versichern, wird nicht unter zwanzigtausend Thaler verkauft; er hat es selbst gebaut, aber ich möchte schwören, nicht mit dreißigtausend Thalern.

Ochsendorf. Das ist ein närrischer Einfall, so viel Geld in ein Haus zu stecken.

Heinrich. Ei ja doch, was denkt Ihr? Lars Andersen achtet dreißigtausend Thaler nicht mehr als Monfrere zehn Thaler.

Ochsendorf. Ja, bei uns in Jütland kennt man Lars Andersen auch; will der ein Kapital von mir haben, so kann er das auf seine bloße Handschrift kriegen.

Heinrich. Das ist schon wahr, Monfrere, aber der sicherste Weg ist doch immer der beste. Aus der Stadt hier dürfte sich Keiner unterstehen, ein Unterpfand von ihm zu verlangen: aber Monfrere muß nur sagen, daß er hier fremd ist, da wird es sich schon machen. Ich für mein Theil kann Monfrere mit nichts dienen als blos mit meinem Rathe, denn meine Lage ist nicht von der Art, daß ich die Güte, die Seine Eltern für mich gehabt haben, jemals vergelten kann.

Ochsendorf. Ei, mein allerliebster Vetter, guter Rath ist ja besser als Geld.

Heinrich. Dann kann ich Monfrere auch nicht zugeben, daß Er sich mit seiner bloßen Unterschrift begnügt, sondern er muß Ihm Hypothek geben auf das große Haus am Markt. Denn Seine Eltern wollen doch, daß das Geld auf Hypothek gegeben werden soll?

Ochsendorf. Gut, Monfrere soll Seinen Willen haben. Aber da fällt mir eben was ein: nämlich warum wir, da wir doch Vettern sind, noch Ihr zu einander sagen.

Heinrich. Das ist auch wahr; von jetzt ab wollen wir uns, wie es Brüdern geziemt, Du nennen.

Ochsendorf. Ist's nicht so?

(Sie küssen einander.)

Heinrich. Aber wahrhaftig, da seh' ich ja den Lars Andersen; schau, wie er umhergeht und nachdenkt.

Ochsendorf. Das will ich Dir erklären, Monfrere: solcher Mann hat Tausenderlei im Kopf, besonders so um den elften Juni herum. Ich weiß aber nicht, ob es sich für mich wol paßt, ihn anzureden; will Monfrere nicht so gut sein, und es statt meiner thun?

Heinrich. Gehorsamster Diener, mein Herr Andersen, ich möchte gern wissen, ob Monsieur Schuldenborg nicht etwas Geld bei Ihm stehen hat?

Trockenholz. Ich glaube ja; aber was geht das Euch an?

Heinrich. O ja, mein Herr, daran liegt uns sehr viel.

Trockenholz. Ich habe jetzt keine Zeit, mich damit zu befassen, Ihr könnt ein andermal wieder kommen.

Heinrich. Ach, mein Herr, da ich einmal das Glück habe, Ihn so zeitig auf der Börse zu treffen, bevor noch Andere da sind, möchte ich Ihn doch gehorsamst bitten, mich anzuhören. Dieser junge Mann, den mein Herr da sieht, hat dreitausend Thaler bei Schuldenborg zu fordern. Schuldenborg hat aber schon seit mehren Jahren die Zinsen nicht pünktlich bezahlt und darum will er ihm das Geld kündigen und es anderwärts sicher unterbringen. Wenn mein Herr Andersen so gut wäre, das Kapital zu übernehmen, so stände das Geld freilich sicher.

Trockenholz. Ei was, damit gebe ich mich nicht ab, ich zahle Monsieur Schuldenborg sein Geld und dann sind wir auseinander. Wie heißt der junge Mensch denn?

Ochsendorf. Ich heiße Ochsendorf und bin Henning Nielsens Sohn.

Trockenholz. Ei, seid Ihr Henning Nielsens Sohn? Euer

Vater ist ein hübscher Mann, seinetwegen will ich thun, was ich kann.

Ochsendorf. Ergebenster Diener, meine Eltern werden es sich angelegen sein lassen, Eure Güte zu erwidern.

Trockenholz. Ei, Bagatell. Hätten wir nur Monsieur Schuldenborg hier, so könnten wir die Sache bald ins Reine bringen. Ich glaube, da geht er; ja das ist er! Hört, Monsieur Schuldenborg, auf ein Wort! Dieser junge Mann hat erfahren, daß Ihr ein Kapital bei mir stehen habt, und da er eine Summe Geldes von Euch zu fordern hat, die er gern anders unterbringen will, so hab' ich ihm versprochen, daß die bei mir untergebracht werden kann, so daß ich sein Schuldner werde. Ja, Monsieur, da hilft nun kein Augenwinken, ich bin ein ehrlicher Mann, der sich auf kein Hocuspocus versteht. Und obenein hab' ich diesem jungen Manne meine Dienste zugesagt um seiner braven Eltern willen.

Schuldenborg. Wer sagt, daß ich mit den Augen winke? Hätte mein Herr das wo anders gesagt, so .....

Trockenholz. Nun, was wäre dann? Denkt Ihr, ich lasse mich verblüffen von charmanten Kleidern? Ihr scheint Lars Andersen noch nicht recht zu kennen.

Schuldenborg. Nun ja, ich weiß, daß Er ein reicher Mann ist, im Uebrigen jedoch...

Trockenholz. Was wollt Ihr sagen mit dem „im Uebrigen jedoch?“

Heinrich (tritt dazwischen). Ach, mein Herr Andersen! ereifere Er sich doch nicht, bedenk' Er doch, wir sind auf der Börse!

Trockenholz. Ihr habt Recht. Hört, Monsieur Ochsendorf, Ihr sollt Euer Kapital von mir bekommen.

Schuldenborg. Aber ich bin doch der Mann, ihn selbst zu bezahlen?

Heinrich. Nein, das wünscht er eben nicht, seine Eltern wollten das Geld lieber bei Monsieur Lars Andersen stehen haben. Wenn Monsieur überhaupt bezahlen will, so kann Ihm das ja einerlei sein.

Schuldenborg. Das ist wol wahr, aber ich kann es nicht vertragen, wenn man an meiner Ehrlichkeit zweifelt.

Ochsendorf. Ich zweifle ja nicht an Seiner Ehrlichkeit, meine Eltern wollen es ja blos so haben.

Schuldenborg. Wolan denn, ich bin es zufrieden; wenn die Börse vorbei ist, wollen wir nach Hause gehen und die Sache ins Reine bringen.

Heinrich. Aber ich möchte gern noch ein Wort mit Monsieur Andersen reden, wenn Er es nicht ungütig nehmen will. Daß Monsieur Ochsendorf sein Geld in keinen bessern Händen haben kann als bei Ihm, davon ist er überzeugt, allein seine Eltern haben ihm einmal befohlen, es nicht wegzugeben, es sei denn als Hypothek auf ein Haus.

Trockenholz. Ja, mir ist's recht; dann kann Er eine Hypothek auf mein großes Haus am Markt kriegen.

Ochsendorf. Das ist charmant, ich habe das Haus gesehen, das wird wol auch einen Thaler acht Groschen zu bauen gekostet haben.

Trockenholz. Jetzt muß ich die guten Herren verlassen, bis die Börse vorbei ist. Adieu.

Siebente Scene.

Die eigentliche Börsenzeit wird vorgestellt. Es treten so viele Personen auf, wie der Raum nur irgend fassen will. Einige lassen die Köpfe hängen, Andere drohen einander, Andere zanken sich, Andere sind vergnügt, Andere sind traurig und ringen die Hände. Ein Jeder kann sprechen was er will, da man doch nichts davon versteht. Verschiedene Knaben treten auf mit Plakaten und neuen Liedern, welche sie feil bieten. Endlich verliert sich Einer nach dem Andern, nachdem der Lärm eine Viertelstunde gewährt hat, bis die vorigen Personen allein sind, und zuletzt gehen dieselben ebenfalls fort. —

Vierter Akt.

Erste Scene.

Ochsendorf allein.

Ochsendorf. Ha ha ha, das dacht' ich wol, daß das so kommen würde; mein Schwager ist ganz eifersüchtig. Und allerdings, wär' er nicht mein Schwager, ich macht' ihn zum Hahnrei. Es ist eins der niedlichsten und angenehmsten Weiber, die ich je gesehen habe. Auch merk' ich schon, sie ist zahm genug, so daß es mich nicht viel Mühe kosten würde. Sie läßt mich nicht aus den Augen, und wie sie mich zum ersten Mal sah, seufzte sie, als ob ihr die Seele aus dem Leibe führe. Ich bin auch kein Klotz und habe meine Empfindungen wie die Andern, ja ich muß sagen, wenn ..... Aber da ist mein Vetter Niels Christensen, ich muß doch hören, ob er noch nichts von der Geschichte gemerkt hat.

Zweite Scene.

Ochsendorf. Heinrich.

Ochsendorf. Serviteur, mon frère, wo kommst Du her?

Heinrich. Ich komme von unserer Schwägerin; Du hast Glück, Monfrere.

Ochsendorf. Wie so?

Heinrich. Du hast Glück.

Ochsendorf. Worin besteht das Glück?

Heinrich. Die Madame ist ganz verliebt in Dich.

Ochsendorf. Hast Du es auch gemerkt?

Heinrich. Nicht nur gemerkt hab' ich's, sondern auch gehört, und zwar aus ihrem eigenen Munde.

Ochsendorf. Du magst den Teufel?!

Heinrich. Es fiel mir gleich Anfangs auf, wie sie sich benahm; ich konnte doch unmöglich denken, daß solch ehrbares Weib sich verlieben könne. Als ich aber vorhin an ihrer Kammer vorbeiging, hört' ich ein Seufzen und Heulen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Ich ging etwas näher und da hört' ich denn, daß es meine Schwägerin war, und daß sie Monfrere's Namen wiederholte wol mehr als zehnmal. Ach mein allertheuerster Ochsendorf, sagte sie, daß doch dein Herz sich zu mir neigte, wie meins zu dir! Ach unselige Stunde, da ich dich zum ersten Mal erblickte! Und so in der Art weiter! Ich war ganz bestürzt darüber: denn ich kann Monfrere zuschwören, ich kenne sie nun in die acht Jahre und habe nie bemerkt, daß sie in die geringste Anfechtung verfallen wäre, obschon sie viele Anbeter gehabt hat. Aber Monfrere hat nun mal solchen glücklichen Stern, und ich selbst muß sagen, wär' ich ein Frauenzimmer, verliebte ich mich ebenfalls in Dich bis über die Ohren. Denn Du hast nicht nur ein schönes Aeußere, sondern auch ausgezeichnete angenehme Manieren, so daß es schwer hält, einem solchen Manne zu widerstehen.

Ochsendorf. Ich kann das nicht leugnen, Monfrere, daß ich schon manches Frauenzimmer in Versuchung geführt habe . . . Aber was will das Mädchen hier?

Ein Mädchen. Hier ist ein Brief von Jemand, den soll ich an Monsieur bestellen und soll auf Antwort warten. (Giebt ihm heimlich einen Brief.)

Ochsendorf (liest den Brief laut). „Monsieur! Nie hätte ich mir eingebildet, daß ein Mensch in der Welt im Stande wäre, mein Herz dermaßen in Unruhe zu versetzen, daß ich die Modestie verletzen sollte, welche bis dahin meine Hauptttugend gewesen, und meine Liebe einem fremden Manne anbieten. Aber ach, trotze Niemand auf seine Tugend! Ich glaubte bisher auch voll-

kommner zu sein, als andere Menschen; aber Monsieurs Gestalt und angenehme Manieren haben meine Ehrbarkeit erschüttert und ein solches Feuer in meinem Herzen entzündet, daß dasselbe in kurzer Zeit verzehrt sein wird, wenn Monsieur nicht mit einer geneigten Antwort beruhigt, die ich verbleibe ꝛc. Abelone Jacob Petersens. Postscript. Ich bitte den Brief doch ja gleich zu zerreißen."

Heinrich. Element, ist's also richtig, wie ich sagte? Was willst Du nun antworten?

Ochsendorf. Ich kann nicht antworten, Monfrere, ich zittere an allen Gliedern.

Heinrich. Ja so, bist Du schon so angeschossen?

Ochsendorf. Will Monfrere nicht statt meiner antworten? Ich schreibe zwar einen Brief so gut wie Einer, in diesem Augenblick aber kocht mir das Blut dermaßen, daß ich nicht im Stande bin zu antworten. Schreib' ihr, mein Herzensmonfrere, daß ich noch zehnmal verliebter in sie bin .... Aber wahrhaftig, da kommt der Herr Schwager in Person, laß uns auf unsere Kammer hinaufgehen und den Brief schreiben.

(Reißt den Brief in Stücke.)

Dritte Scene.

Jacob allein.

Jacob. Alles geht wie bestellt. Eine von den Mamsellen ist meine Frau und spielt ihre Rolle, daß es eine Lust ist zu sehen. Er ist verliebt und will mich zum Hahnrei machen, während ich doch gar nicht verheirathet bin, und ich bin eifersüchtig auf meine Frau, obschon ich gar keine habe. Heinrich läßt sich vortrefflich an, recht wie ein alter durchtriebener Schelm. Kurz, hier wird eine Komödie gespielt, die, wenn uns Niemand stört, ganz allerliebst werden kann. Da ist Heinrich.

Vierte Scene.

Jacob. Heinrich.

Heinrich. Nun, wie geht's, Schwager? Ist's wahr, bist Du wirklich so eifersüchtig?

Jacob. Krieg' Du den Teufel mit Deiner Schwägerschaft und Vetterschaft! Aber, Heinrich, ich fürchte, wenn die Historie einmal herauskommt, so geht's uns schlecht.

Heinrich. Die kann gar nicht herauskommen, außer wir verrathen uns selbst. Uebrigens wenn sie auch herauskommt, was hat es zu sagen? Ich bringe mich wol durch, und Dir kann doch auch nicht mehr passiren, als daß Du gehängt wirst. Na, und das ist wol ein rechtes Unglück, als ob es Dir nicht einerlei wäre, Du wirst heut gehängt oder morgen.

Jacob. Wenn es einerlei ist, ob man heut gehängt wird oder morgen, so hoff' ich, Du wirst aus alter Freundschaft Dich statt meiner hängen lassen.

Heinrich. Nein, Jacob, ich möchte Dich gern überleben, um Dir die Grabschrift zu setzen, und die sollte so lauten: Hier hängt Jacob Christophersen, weiland wohlverdienter Wirth im Paradiese, seines Alters vierzig Jahre. Fragst Du, wie es zugeht, daß er nicht schon vor zwanzig Jahren gehängt ist, so wisse, daß der Teufel seinen Leuten Zeit läßt. Dieses hat dem Verstorbenen zu Ehren errichtet sein tiefbetrübter nachgelassener Freund Heinrich Larsen, fecit.

Jacob. Nun, nun, Heinrich, nur nicht gar zu grob.

Heinrich. Ei, Jacob, ich weiß ja, daß Du Spaß verstehst.

Jacob. Alles mit Maßen.

Heinrich. Wärst Du nicht mein guter Freund, so würd' ich nicht so mit Dir spaßen.

Jacob. Spaß versteh' ich schon, aber meinem ehrlichen Namen und Ruf muß Keiner zu nahe treten.

Heinrich. Freilich wol, die Wirthe im Paradies waren

von jeher vortreffliche Leute. Aber weißt Du auch, Jacob, was der Dummkopf jetzt treibt?

Jacob. Nein.

Heinrich. Er schreibt eine höchst bewegliche Antwort auf der Mamsell ihren verliebten Brief.

Jacob. Ha ha ha, da kommt sie selbst.

Fünfte Scene.

Lucretia. Heinrich. Jacob.

Lucretia. Eben hab' ich einen Brief gekriegt, der ist Gold werth; nun ist das Spiel gewonnen.

Jacob. Was antwortet er?

Lucretia. Ei, das sind nichts als Engel vorn und hinten.

Jacob. Nu, spiele Deine Rolle nur brav weiter.

Lucretia. Possen, als ob ich nicht vom Handwerk wäre. Aber sieh, da kommt er.

Sechste Scene.

Ochsendorf. Heinrich. Jacob. Lucretia.

Ochsendorf. Serviteur, Schwager. Nun bin ich seelenvergnügt, ich habe mein Kapital einem unzuverlässigen Manne aus den Händen genommen und bei einem Andern untergebracht, bei dem mir meine Zinsen auf Tag und Stunde sicher sind.

Jacob. Wer ist der Mann, Schwager?

Ochsendorf. Das ist Lars Andersen.

Jacob. Ja, der ist freilich gut, ich wollte nur, ich hätte eine Tonne Goldes bei ihm stehen.

Ochsendorf. Er hat mir eine Hypothek dafür gegeben auf sein großes Haus am Markt, und das alles dank' ich meinem Vetter Niels Christensen; solchen Vetter giebt's nicht wieder.

Heinrich (den Wirth bei Seite ziehend). Hört, Schwager, Ihr

könnt Euch nicht vorstellen, was dem Ochsendorf seine Eltern für brave Leute sind. Und was für einen Namen sie sich gemacht haben. Das sind jetzt zwanzig Jahre her, da hatten sie nichts zu beißen noch zu brechen und waren verachtet bei allen Nachbarn, jetzt dagegen haben sie es durch ihren Fleiß und ihre Schlauheit so weit gebracht, daß ihre Nachbarn sammt und sonders Bettler sind und daß sie alles Geld allein haben. (Während sie mit einander sprechen, steht Ochsendorf und flüstert mit der Mamsell; Jacob sieht sich um und stellt sich bös darüber. Heinrich dreht ihm den Kopf wieder zu sich hin und fährt in seiner Erzählung fort:) Wie Henning Ochsendorf zuerst in die Höhe kam, Schwager, das war so: er kaufte sich von Zeit zu Zeit eine Menge Processe und wie er den ersten gewonnen hatte, da hatte er Geld in Händen, um die andern ebenfalls zu gewinnen. (Ochsendorf küßt der Mamsell die Hände; Jacob sieht sich um, wird bös und stampft vor Zorn auf die Erde. Heinrich dreht ihn wieder um.) Ich sage das nicht aus Parteilichkeit, Schwager; denn das Zeugniß müßt' ich ihnen geben und wenn sie gar nicht mit mir verwandt wären. Summa Summarum: er gewinnt einen Proceß nach dem andern, so unsicher sie waren, und davon bekamen die Leute vor ihm solchen Respect und solche Hochachtung, daß sie, wenn ihre Sache auch noch so gut war, ihre Ansprüche doch lieber gegen eine Kleinigkeit fallen ließen, ehe sie mit Ochsendorf vor Gericht gingen. Was dünkt Euch, Schwager, ist das nicht alles Mögliche von einem unstudirten Manne? (Jacob läuft hin und stellt sich, als ob er die Mamsell heimlich auszankte; Heinrich zieht ihn wieder zurück.) Summa Summarum, Schwager: wie er ein Mann von zehntausend Thalern geworden war, legte er sich auf die Handlung. Aber denkt Ihr, daß er sich darauf einließ, Schiffsparte zu kaufen, oder fremde Waaren kommen zu lassen, um sie wieder umzusetzen, oder Wechselhandel zu treiben oder irgend etwas Anderes, wobei ein Risico ist? Ja richtig, dazu war Henning Ochsendorf zu klug. (Jacob stellt sich, als ob er wieder hin will; Heinrich hält ihn zurück.) Summa Summarum: er ging den sichern Weg, Schwager, er ließ sich nur auf solche Geschäfte ein, wobei Gewinn war und kein Risico. Keinen Schilling lieh er aus ohne Unterpfand und auch das noch mit der Bedingung, daß,

wenn das Pfand nicht pünktlich zum Termin eingelöst wurde, so war es ihm verfallen. So wurde sein Haus angesehen und wird noch heutigen Tags angesehen als eine Bank für arme Leute, welche in Noth sind und kein Geld kriegen können außer gegen Pfand. (Jacob wird wieder unruhig und Ochsendorf lacht, daß er sich den Bauch hält.) Summa Summarum, allerwerthester Schwager: er hielt jährlich einmal Auction über diese Pfänder und das Allerergötzlichste dabei war, daß mitunter dieselben Leute, denen das Pfand gehörte, es um das Doppelte zurückkauften, wofür sie es versetzt hatten.

Jacob. Ist der Schnack noch nicht bald zu Ende?

Heinrich. Summa Summarum: es wäre zu wünschen, daß Andere Ochsendorfs Beispiel nachfolgten und eben solchen vorsichtigen Handel trieben, so würde es mit manchem besser stehen, als es thut.

(Lucretia geht ab, indem sie Ochsendorf zuwinkt.)

Siebente Scene.

Jacob. Ochsendorf. Heinrich.

Jacob. Was war denn das für ein Geflüster, Schwager, mit meiner Frau?

Ochsendorf. Ei nichts, sie fragte mich blos nach meinen Eltern; der Herr Schwager wird mir doch nicht zutrauen, ich könnte was anders mit ihr reden, als was Jeder hören kann?

Jacob. Nein doch, ich denke in der That zu gut von meiner Frau, als daß ich sie im Verdacht hätte.

Heinrich. Und für meinen Vetter Ochsendorf sag' ich gut.

Ochsendorf. Ich will mich nicht selbst rühmen, aber besondere Springhengste sind die Ochsendorfs nie gewesen.

Heinrich. Nein gewiß, das kann Jeder hören, Monfrere. Ich habe nie solche Leute gekannt wie in Deiner Familie, die gehen alle, so viel ich ihrer kenne, mit den Frauenzimmern ebenso um wie mit den Mannsleuten. Ich weiß aber noch nicht, ob das just eine Tugend ist, so sehr kaltsinnig zu sein.

Jacob. Ei gewiß, Schwager, ist das eine Tugend, und zwar eine von den größten Tugenden; Ihr dürft jungen Leuten ja nichts Anderes vorpredigen.

Heinrich. Ihr habt Recht, Schwager, vor jungen Leuten darf man nicht anders reden, aber immer ausgenommen Monfrere Ochsendorf. Denn wenn man dem auch ein ganzes Jahr vorpredigen wollte, man brächt' ihn doch nicht dazu, verliebt zu werden; wären alle junge Menschen von Natur so, da brauchte kein ehrlicher Mann sich um seine Frau zu ängstigen. Wo ein Mensch mal von Natur gut ist, Schwager, da ist er auch durch nichts zu verführen, und ebenso, wo die Natur schlecht ist, da hilft auch keine Ermahnung zum Guten.

Ochsendorf. Es gilt darüber ein gewisses lateinisches Sprüchwort, das kannst Du uns sagen, Monfrere, da Du ja studirt hast? Ich hab' es wol zehnmal gehört, es ist ein ganz bekannter Spruch.

Heinrich. Das heißt auf Latein, Monfrere: Gaudeamus igitur, post molestam sumus.

Ochsendorf. Nein, so, dächt' ich, hieße es nicht.

Heinrich. Ja, Monfrere, das Latein ist eine außerordentlich reiche Sprache, man kann darin ein und dieselbe Sache auf vielerlei Manieren sagen: so kann man das auch auf eine andere Manier geben, zum Beispiel: parva scintilulla habet contemtula nos habebit humus.

Ochsendorf. Entschuldigt mich, ich muß auf meine Kammer und einen Brief mit der Post schreiben. (Ab.)

Achte Scene.

Heinrich. Jacob.

Heinrich. Hol' Dich der Henker mit Deinem Latein, das war eine schöne Angst, die er mir damit gemacht hat!

Jacob. Ha ha ha! Aber wozu brauchen wir denn alle diese Umschweife?

Heinrich. Die sind sehr nöthig, Jacob: denn je eifersüchtiger Du Dich stellst, je verliebter wird er. Weißt Du, was Du nun zu thun hast? Sobald Du sie auf Ochsendorfs Kammer husten hörst, so ist dies das Signal, daß Du mit zwei Zeugen hereinbrichst, und da wollen wir ihn dann in eine Angst versetzen, wie er sie noch in seinem Leben nicht gehabt haben soll. Laß uns nur rasch gehen.

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Jacob. Zwei Zeugen.

Jacob (geht an die Thüre und lauscht). Hört Ihr wol, Ihr lieben Leute? So wie ich Euch einen Wink gebe, stürzt Ihr gleich mit mir hinein. (Er winkt ihnen, sie stürzen mit ihm hinein und bringen Ochsendorf herausgeschleppt.) Ei, Du undankbarer Bube, ist das der Dank für die Höflichkeit, mit der ich Dich in mein Haus aufgenommen und Dir alles Gute erwiesen habe?! Sieh her (indem er seinen Degen zieht), ich werde Dich lehren, was das zu bedeuten hat, eine anständige Dame zu beschimpfen!

Zweite Scene.

Heinrich. Die Vorigen.

Heinrich. Holla, was ist hier los? Was macht Ihr, Schwager? Wollt Ihr in Eurem eigenen Hause zum Mörder werden an eines braven Mannes Sohn und Eurem eigenen Verwandten?!

Jacob. Laß mich los, Schwager, oder das Donnerwetter holt Euch alle zusammen!

Heinrich. Ach, mein allerliebster Schwager, bedenkt doch, was Ihr thut?!

Jacob. Bedenken hin, bedenken her, er muß geopfert werden, und ist meine Frau schuldig, so muß sie mit ihm sterben. Laß mich los, sag' ich!

Heinrich. Was ist denn geschehen, mein allerliebster Schwager?!

Jacob. Er hat wollen mein Ehebett beflecken — laß mich los, he Du! (Heinrich balgt sich so lange mit ihm, bis er ihm den Degen aus der Hand windet.) Hei Gewalt! Gewalt! Ihr guten Männer sollt mir bezeugen, was hier passirt ist! Kann ich mich nicht selbst rächen, so sollen Gesetz und Recht mich rächen!

Dritte Scene.

Lucretia. Die Vorigen.

Lucretia (mit fliegenden Haaren). Wo ist der Schelm? Ich will ihn packen! Ist das eine Art mit einer anständigen Dame umzugehen? (Ochsendorf verkriecht sich hinter Heinrich.) Sein Herzblut muß ich sehen; denkt er, ich bin eine Hure? Wo ist er geblieben? Ach, ich sterbe, wenn ich nicht auf dem Fleck Rache bekomme! Holla, bist Du da?! (Sie faßt ihn bei den Haaren und schüttelt ihn tüchtig. Heinrich springt dazwischen und wehrt sie ab. Die beiden Männer halten Jacob.) Ei, laßt mich doch Rache nehmen an ihm!

Heinrich. Ei, meine Herzensschwägerin, wir sind alle Menschen, Ihr müßt Nachsicht haben mit einem jungen Menschen.

Lucretia. Die Augen will ich ihm ausreißen!

Heinrich. Ei, Schwägerin, er hat sich vergangen und bekennt seinen Fehler.

Lucretia. Bekennt seinen Fehler? Ist das genug? Nein, nicht lebendig soll er von der Stelle kommen!

Jacob. So ist's recht, Frau, reiß' dem Hund die Augen aus! Laßt mich los, sag' ich, Ihr Kerle!

Heinrich. Vetter, spring' in die Kammer und riegle die Thüre zu! (Ochsendorf läuft fort.)

Vierte Scene.

Jacob. Lucretia. Heinrich. Die beiden Männer.

Jacob. Ha ha ha, das geht schön, nun haben wir ihn tüchtig in der Klemme; wie soll es nun weiter gehen, Heinrich?

Heinrich. Da muß sofort stehenden Fußes ein Proceß eingeleitet werden, nicht im Ernst, sondern nur um ihn immer mehr in Angst zu setzen.

Lucretia. Spielt' ich meine Rolle nicht gut?

Jacob. Du bist ein geschicktes Mädchen, Du hast Dein Meisterstück gemacht.

Heinrich. Geht nur alle fort und laßt zwei gute Freunde kommen als Gerichtsdiener; unterdessen bring' ich ihn wieder heraus. (Die Uebrigen ab.)

Fünfte Scene.

Heinrich allein.

Heinrich. Mach' auf, Monfrere.

Ochsendorf (von drinnen). Ich werde mich hüten.

Heinrich. Sie sind alle fort, ich bin allein.

Ochsendorf. Ich fürchte, sie kommen wieder.

Heinrich. Sie können nicht wieder kommen, ich habe die Thüre verriegelt.

(**Ochsendorf** kommt heraus.)

Ochsendorf. Ach, Monfrere, ich fürchte doch, sie kommen wieder.

Heinrich. Setzt Monfrere Mißtrauen in meine Worte? Hab' ich das wol verdient, daß Du mißtrauisch gegen mich bist?

Ochsendorf. Ach nein, Monfrere, Du hast an mir gehandelt, wie nur ein Bruder am andern handeln kann.

Heinrich. Ja, ich habe mein Leben für Dich gewagt. Aber das hat nichts zu sagen, wenn ich nur sehe, daß Du es mir

gedenkst; ich werde Dir auch ferner aus allen Kräften beistehen, als treuer Bruder und Vetter.

(Ochsendorf fällt ihm um den Hals und weint; Heinrich weint ebenfalls.)

Ochsendorf. Ach, Monfrere, wie soll ich mich retten aus diesem Unglück?

Heinrich. Ja, ich weiß es wahrhaftig auch nicht, ich bin so verwirrt im Kopf und so bestürzt, daß ich nicht weiß, ist es Tag oder Nacht? Ich habe nach dem Procurator Knud geschickt, das ist ein geriebener Mann, um seinen Rath zu hören.

Ochsendorf. Aber kann Monfrere mir nicht helfen, daß ich mich rasch aus der Stadt davon mache?

Heinrich. Ja richtig, das Erste, was Schwager Jacob that, war, die Hausthüre zu verschließen; Du kannst nicht heraus.

Ochsendorf. Ach, ach, ich elender Mensch, das kostet mich den Hals! Aber wie kam das nur, mein Herzensvetter, daß die Madame mich so übel behandelte, da sie mir ihre Liebe doch selbst erst angetragen?

Heinrich. Monfrere, Du bist noch ein wenig einfältig; sie mußte sich ja so stellen um ihres Mannes willen, um ihre Ehre zu retten, ja vielleicht ihr Leben. Ich sprach sie nachher insgeheim, da weinte sie wie ein Kind und bat mich, sie zu entschuldigen. Aber was wollen die Leute hier?

Sechste Scene.

Zwei Gerichtsdiener. Heinrich. Ochsendorf.

Die Gerichtsdiener. Hier ist ja wol ein junger Mann mit Namen Ochsendorf?

Heinrich. Was wollt Ihr von ihm?

Die Gerichtsdiener. Wir haben ihn von Amtswegen vors Stadtgericht zu citiren, um Antwort zu geben auf die Klage, welche Jacob Christophersen wider ihn angestellt hat. Das ist gewiß der Mann. Hört, Monsieur, wir sollen Ihm anzeigen, daß Er sich heut über acht Tage Punkt neun Uhr auf dem Stadtgericht einfindet, um Antwort zu geben auf die Klage, welche

Jacob Christophersen, Bürger und Einwohner hiesiger Stadt, wider ihn angestellt hat.

Heinrich. Es ist gut, Ihr lieben Leute.

(Sie gehen.)

Ochsendorf. Ich dächte, das wäre mäßig gut.

Heinrich. Die Gerichtsdiener müssen eine Antwort haben, das thut nichts zur Sache, ob man ihnen so antwortet oder so, es genügt, daß sie ihren Auftrag ausgerichtet haben.

Ochsendorf. Ach, mein Herzensmonfrere, sollt' es nicht möglich sein, sich aus dem Staube zu machen?

Heinrich. Nein, er hat zwei Matrosen als Aufpasser an die Thüre gestellt, und wenn Du fortläufst, so machst Du die Sache nur schlimmer.

Ochsendorf. Ach, ich elender Mensch, das ist ein betrübter elfter Juni für mich!

Heinrich (weinend). Ach Monfrere, Du kannst nicht glauben, wie schwer mir das Herz ist um Deinetwillen!

(Sie weinen beide.)

Ochsendorf. Ach, sollt' es nicht möglich sein, sich aus dem Staube zu machen?

Heinrich. Nein, Monfrere, den Gedanken gebt auf, der thut nicht gut.

(Sie weinen wieder.)

Heinrich. Aber kommt da nicht mein guter Freund, Procurator Knud? Ach, Herr Advocat, Sie kommen wie gerufen, hier ist ein Schilling zu verdienen.

Siebente Scene.

Procurator Knud. Ochsendorf. Heinrich.

Knud. Serviteur, Monsieur Niels Christensen! Er soll Dank haben, daß Er an mich denkt und mir einen Schilling zu verdienen giebt.

Heinrich. Ach, Herr Procurator, jetzt thut Euer Möglichstes!

Hier ist ein junger Mensch, der ist ins Unglück gekommen; könnt Ihr ihn retten, so sollt Ihr raisonnabel bezahlt werden.

Knud. Um was handelt es sich?

Ochsendorf. Ich bin Jacobs Frau zu nahe gekommen, Väterchen.

Knud. Und sind Zeugen darauf?

Ochsendorf. Ja leider.

Knud. Das ist, wenn ich mich recht erinnere, eine Sache, bei der es sich um Leib und Leben handelt, ich habe das Gesetzbuch bei mir und will sicherheitshalber gleich mal nachschlagen. Das ist die Stelle, sechstes Buch, drittes Kapitel, achter Artikel: Wer einen Versuch macht, eine verheirathete Frau zu nothzüchtigen, der soll am Leben gestraft werden, auch wenn er mit seinem Vorsatz nicht zu Stande gekommen.

Ochsendorf. Ach, Herr Procurator, sollte man sich denn nicht aus dem Staube machen können?

Knud. Ja richtig, schön Dank auch, da verlör' ich ja einen Proceß; so lassen wir uns die Nahrung nicht aus den Händen winden. Aber ich will Euch was anders sagen: wir verdrehen den Artikel, so klar er auch ist, ich will mich Seiner schon annehmen als ein ehrlicher Mann und es schon so machen, daß Monsieur mit Pranger und Auspeitschung davon kommt.

Ochsendorf. Ach, ach, ich elender Mensch! Ach, ach, sollte man sich nicht aus dem Staube machen können, Herr Procurator?

Knud. Hört Er nicht, Monsieur, daß das nicht sein kann? Wie sollte ich wol eine solche wichtige Sache aus den Händen lassen? Da wär' ich ja nicht werth, je wieder vor Gericht zu agiren, ich würde ja von allen Advocaten für einen Spitzbuben gehalten werden; die werden sich schon genug darüber ärgern, daß ich, als ein junger Procurator, schon solche Sachen zu führen kriege.

Heinrich (auf den Knieen). Ach, Herr Procurator, thut Euer Möglichstes! Geht's meinem Vetter ans Leben, so sterb' ich vor Kummer mit!

(Heinrich spricht heimlich mit Knud.)

Knud. Wie gesagt, Monsieur Niels Christensen, verlaßt Euch auf mich, ich bin ein ehrlicher Mann. Jetzt kann ich mich

hier nicht länger aufhalten, ich habe vier brave Männer zu vertheidigen, die gehängt werden sollen, noch außer Eurem Vetter; adieu. (Ab.)

Achte Scene.

Ochsendorf. Heinrich.

Ochsendorf. Was für Hoffnung gab er Dir, da er wegging?

Heinrich. Dieselbe, die er Monfrere gab: er schwor mir zu, daß sich nichts weiter thun ließe.

Ochsendorf. Ach weh, ach weh! Aber sollte man sich nicht aus dem Staube machen können?

Heinrich. Ich hab' Euch schon gesagt, Vetter, es ist unmöglich. Doch will ich Eins versuchen, ob das geht, nämlich, ob es möglich ist, Schwager Jacob mit Geld zufrieden zu stellen.

Ochsendorf. Ach, Herzensvetter, versucht das doch!

Heinrich. Bleib' Du nur so lange hier, ich gehe hinein und spreche mit ihm. (Ab.)

Neunte Scene.

Ochsendorf allein. Nachher **Heinrich.**

Ochsendorf. Ach, Niels Christensen, Du bist mir ein braver Vetter, lieber wollt' ich alle meine Geschwister verlieren, als blos Dich; Du hast mir solche Wohlthaten erwiesen, daß ich verpflichtet bin, mein Leben für Dich zu lassen. Komm' ich noch mit Ehren nach Hause, so will ich Dir wahrhaftig jedes Jahr einen großen Käse schicken und zwei Schinken, ja solch Vertrauen will ich zu Dir haben, daß Du nächsten elften Juni meine Zinsen für mich einkassiren sollst. Denn ich für meine Person komme mein Lebtage nicht wieder nach Kopenhagen. (Drinnen zanken sie sich.) Nein, höre mal, wie der Herzensmann sich zankt um meinetwillen! Na wer weiß, vielleicht läßt Jacob sich doch noch mit Geld zur Ruhe bringen. (Sie zanken wieder.) Nein, höre mal, nun sind sie hart aneinander; ach, ich fürchte nur, er geräth noch

meinetwegen ins Unglück. (Sie zanken wieder.) Jetzt haben sie sich gewiß bei den Haaren, es scheint, er läßt eher sein Leben, als daß er nachgiebt. Nun wird's wieder still. Es wird am Ende doch noch gut. (Sie zanken wieder heftig.) Nein, jetzt giebt's gewiß ein Unglück; hör' mal Einer, was der Jacob schreit! Nu wird's wieder still. Sie sprechen ganz leise; ach, wenn er sich doch bewegen ließe! Sieh da, da kommt er zurück. (Heinrich wischt sich den Schweiß ab.) Ach, Herzensvetter, ist da noch Rettung für mich?

Heinrich. Ja, laß mich nur erst ein wenig verpusten.

Ochsendorf. Will Monfrere nicht ein Glas Branntwein, den Aerger hinunterzuspülen? Da steht gleich welcher auf dem Tisch.

Heinrich. Ja, reich' ein Glas her. Ach, das bringt mich gleich wieder zurecht; so ein Branntwein ist doch ein herrliches Ding, nämlich mit Maßen gebraucht. Hör', Monfrere, mit fünfhundert Thalern kannst Du Dich retten.

Ochsendorf. Ich habe nicht mehr als zweihundert in meinem ganzen Vermögen. Ach, ach, fünfhundert Thaler! Das ist doch gar zu hart!

Heinrich. Es hat Mühe genug gekostet, daß ich ihn nur so weit habe bringen können.

Ochsendorf. Herzensmonfrere, sag' ihm, daß zweihundert Thaler alles sind, was ich aufbringen kann.

Heinrich. Wahrhaftig, Vetter, ich habe den Muth nicht, ihm das zu sagen, er spuckt mir ins Gesicht, wenn ich ihm solch Angebot mache.

Ochsendorf. Wolan, ich will ihm dreihundert Thaler geben, aber dann hab' ich auch keinen Schilling Reisegeld mehr.

Heinrich. Ich will es meinetwegen versuchen, ich bin gleich wieder da. (Geht.)

Ochsendorf. Funfzig Thaler hab' ich freilich noch, aber das ist mein Reisegeld, das muß ich festhalten, so lange ich kann. (Drinnen zanken sie sich wieder.) Na nu hör' mal Einer, hol' den Jacob der Teufel, daß er sich gar nicht will sagen lassen, ich fürchte, der Rest wird auch noch springen; ach, ach, nie wieder setz' ich den Fuß über den Belt! (Sie zanken sich aufs neue.)

Heinrich (laut). Holla, zu Hülfe! zu Hülfe! Der Teufel befasse sich wieder mit so was, wär' ich nicht so rasch auf den Beinen gewesen, er hätte mich todt gestochen. Hör', Vetter, hier giebt es nur zwischen Zweien zu wählen: entweder Du unterwirfst Dich dem Buchstaben des Gesetzes oder Du zahlst vierhundert Thaler.

Ochsendorf. Will er sich denn mit vierhundert Thalern begnügen?

Heinrich. Kein Gedanke; aber ich hab' ihm versprochen, daß für die übrigen hundert Thaler Deine Koffer als Pfand zurückbleiben sollen.

Ochsendorf. Ich habe wahrhaftig selbst nur noch funfzig Thaler und weiß kein Mittel mehr zu kriegen, ich müßte mir denn meine silbernen Knöpfe vom Rock schneiden.

Heinrich. Thue der Herr Vetter, was Ihm beliebt. Ich für meinen Theil hätte da gar kein Bedenken; die Knöpfe abschneiden, scheint mir, ist doch noch immer besser als gehängt werden.

Ochsendorf. Ach, ach, ich trenne mich so ungern von den Knöpfen, die mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater schon getragen!

Heinrich. Na und wenn sie Methusalem an seinem Brautrock getragen hätte, so gäbe ich mich zufrieden und schnitte sie ab. Oder was meinst Du, was für ein Ruhm wird das sein, wenn die Leute sagen: Niels Ochsendorf ist solch ein Liebhaber von Antiquitäten gewesen, daß er sich hat lieber wollen hängen lassen, als ein paar silberne Knöpfe abschneiden, die seinen Vorfahren gehört haben? Solche verrückten Einfälle kann ich für den Tod nicht leiden.

Ochsendorf. Na, so kann er nur den Rock dazu nehmen.

(Zieht sich den Rock aus.)

Heinrich (weint). Es schneidet mich ins Herz, daß ich dem Herrn Vetter auf die Art den Rock aushelfen muß; doch wollen wir Gott danken, daß es noch so abläuft. Denn das kannst Du glauben: wenn Procurator Knud sagt, daß Einer zu Pranger und Auspeitschung verurtheilt wird, so wird er sicher gehängt,

es ist das so dieselbe Manier wie bei den Doctoren, die den Patienten die Gefahr auch immer geringer vorstellen, als sie ist.

Ochsendorf. Sieh her, Vetter, da hast Du das Geld, es wird, denk' ich, richtig gezählt sein.

Heinrich. Schwager Jacob wird es auf des Herrn Vetters Wort auch ungezählt nehmen.

Ochsendorf. Aber, theurer Vetter, könntest Du nicht erst noch einen Versuch machen und ihm dreihundert bieten?

Heinrich. Will der Herr Vetter den Versuch nicht selber machen?

Ochsendorf. Ach, mein Vetter, gieb es ihm nur alles hin, damit ich nur bald fortkomme. (Heinrich ab; Ochsendorf horcht an der Thüre.) Horch, da zanken sie sich wieder! Das ist ein verflucht jähzorniger Kerl, ich fürchte, er hat sich wieder anders besonnen. Nein, nun wird er gut, er spricht kein Wort mehr. — Da kommt der Herr Vetter; na, das war ja rasch ins Reine gebracht?

Heinrich. Triumph! Triumph, Monfrere! Kannst Du blos bis Röskild kommen, so hast Du nachher nicht weiter nöthig, Dich um Reisegeld zu bekümmern. Das muß ich sagen, das heißt ein gutes Herz: die Madame hat mir einen Brief in die Hand gesteckt, worin sie Knud Knudsen, einen der ersten Kaufleute von Röskild, ersucht, dem Herrn Vetter hundert Thaler zum Reisegeld auszuzahlen.

Ochsendorf. Ach, die vortreffliche Frau!

Heinrich. Sie weinte vor Mitleid, daß ihr die Thränen nur so rasselten wie die Hagelkörner.

Ochsendorf. Ach, das edelherzige Weib!

Heinrich. Nun kann der Herr Vetter reisen, wenn er Lust hat.

Ochsendorf. Aber ich bin ja so nackend, als käm' ich aus Mutterleibe.

Heinrich. Nicht doch, Du hast ja noch Deine Unterkleider, mit Weste und Hosen, so viel ich weiß, wird niemand geboren.

Ochsendorf. Dies Geld ist doch ein kleiner Trost für mich.

Heinrich. Das ist gewiß, und übrigens kann sich der Herr

Vetter auch mit der Hypothek trösten, die er auf das große Haus am Markte gekriegt hat.

Ochsendorf. So ist es.

Heinrich. Item, daß Du Dein Kapital einem so unsichern Manne wie dem Schuldenborg aus den Händen gewunden hast.

Ochsendorf. So ist es, ja wohl.

Heinrich. Rechne Dir alles zusammen, Monfrere, so hast Du bei dieser Reise noch mehr gewonnen als verloren, besonders wenn man die hundert Thaler rechnet, welche die Madame Dir in dem Briefe angewiesen hat.

Ochsendorf. Aber wo wohnt der Mann in Röskild, bei dem ich das Geld erheben soll?

Heinrich. Jedes kleinste Kind, das Du nach Knud Knudsen fragst, kann Dir sagen, wo er wohnt. Er ist just so bekannt in Röskild wie Lars Andersen in Kopenhagen; an solche bekannten Personen werden die Briefe nicht näher adressirt. Da kommen mitunter Briefe aus Indien, hol' mich der Teufel, wo nichts weiter drauf steht, als: A Mosje Lars de Anderssen, abzugeben in Europa.

Ochsendorf. Höre, Monfrere, wenn ich nur meine silbernen Knöpfe behalten hätte, da wollt' ich mich noch eher zufrieden geben.

Heinrich. Monfrere kann sie ja wieder einlösen; schick' mir nur so viel Geld, wie die Knöpfe wiegen, so sollst Du Deine Knöpfe wieder haben in Zeit eines Monats.

(Ein Knabe kommt und sagt Heinrich etwas ins Ohr.)

Heinrich. Ach, ist es möglich, daß die Rachgier einen Menschen so überwältigen kann?!

Ochsendorf. Na, was ist denn nun schon wieder los?

Heinrich. Unsere tugendhafte Schwägerin, Madame Jacobs, ließ mir durch diesen Knaben melden, daß Schwager Jacob an der Ecke der Straße mit drei Kerlen steht und Monfrere auflauert, um ihm den Buckel durchzubläuen.

Ochsendorf. Was? Habe ich ihn nicht zufrieden gestellt?

Heinrich. Das ist schon richtig, Monfrere, einen Proceß kann er nicht mehr gegen Dich anstellen, denn das Geld ist ihm in Gegenwart von Leuten gezahlt worden, die wider ihn zeugen

können. Aber es geht ihm noch im Kopfe herum, daß Monfrere ihn hat zum Hahnrei machen wollen; darum hat er sich heimlicher Weise an der Straße hingestellt, um Dir mit der Karbatsche das Reisegeld auszuzahlen.

Ochsendorf. Wie soll ich da nur fortkommen?

Heinrich. Höre, Monfrere, besser todt als rathlos. Ich habe da ein großes Faß in der Nähe, willst Du da hineinkriechen, so soll der Junge Dich sacht über die Straße rollen, bis Du am Eckhaus vorbei bist.

Ochsendorf. Ach, Monfrere, Du hast Einfälle wie ein Engel; thu' was Dich gutdünkt.

(Er wird in ein großes Faß gelegt, worauf der Boden zugeschlagen wird.)

Heinrich. Der Bengel hat, wie ich merke, noch etwas Geld bei sich, das muß ich auch noch haben, bevor er abreist, damit er doch sagen kann, er ist in Kopenhagen gewesen, und nicht so bald wieder kommt, seine Zinsen zu holen.

(Ochsendorf, der in dem Faß keine Luft kriegen kann, fängt an zu schreien, worauf man ihn wieder herauszieht.)

Ochsendorf. Ah .... Ah .... ich bin beinahe erstickt!

Heinrich. Da müssen wir auf einen andern Ausweg denken. Hier hab' ich einen Sack, wenn Du Dich bequemen willst, da hinein zu kriechen, so kann ein Kerl, der hier in der Nähe ist, Dich über die Straße tragen; der Sack ist voll Löcher, da kannst Du Luft holen.

(Der Kerl, der ihn trägt, fällt rücklings mit dem Sack.)

Ochsendorf (ist mit Mehl bestäubt). Ach, ich elender Mensch! Die Arznei ist schlimmer als die Krankheit!

Heinrich. Höre, Monfrere, wenn Du Dich gut verstellen kannst, so hab' ich nun noch ein sicheres Mittel, Dir zu helfen. Ich habe eine vollständige Nachtwächteruniform bei der Hand, die kannst Du Dir anziehen und so dem Jacob dicht bei der Nase vorbeigehen, ohne daß er oder irgend ein Anderer Dich erkennt. Wir bleiben geschiedene Leute für ewig, wenn er hört, daß ich Dir durchgeholfen. Aber das kann nichts helfen, ich habe Dich bei dem kurzen Umgang, den wir miteinander gehabt haben, so lieb gewonnen, daß ich nicht Feuer noch Wasser scheue,

Dich zu retten. Du mußt fort, noch heute Abend, wie es auch sei; die Nacht über hier im Hause bleiben, ist nicht gerathen.

Ochsendorf. Ach ja, Monfrere, so wollen wir dies Mittel versuchen.

Heinrich. Wenn Du nur so rufen könntest wie ein Nachtwächter, so wäre das charmant; denn es ist gerade zehn Uhr.

Ochsendorf. Na, ich denke doch.

Heinrich. Uebe Dich nur ein bischen, unterdessen ich gehe und den Anzug hole. (Geht und Ochsendorf übt sich unterdessen, nach Art der Nachtwächter zu rufen. Heinrich kommt wieder und zieht ihm die Nachtwächterkleidung an.) Sieh da, Monfrere, nun siehst Du vollkommen aus wie ein Nachtwächter; nun geh' Du nur ruhig die Straße entlang und ruf' unterwegs die Stunde ab, und wenn Du beim Eckhaus vorbei bist, dann stoße nur in die Pfeife hier, dann weiß ich schon, wo Du zu finden bist.

Jacob (sich mit der Karbatsche herbeischleichend). Na, nu will ich den Kerl gut durchschmieren und ihm solch Reisegeld aufzählen, daß er sich in seinem Leben nicht mehr unterstehen soll, eines braven Mannes Frau zu beschimpfen. (Zu Ochsendorf gewendet) Heda, Wächter, was ist die Glocke?

(Ochsendorf ruft Zehn und geht dann weiter, bis die Gefahr vorbei ist.)

Ochsendorf. Nun muß ich nur in die Pfeife stoßen, damit mein Vetter mich finden kann.

(Stößt dreimal in die Pfeife. Die übrigen Wächter in der Nähe glauben, es giebt Lärm in der Nachbarschaft, stoßen ebenfalls in die Pfeifen und kommen herbeigelaufen und fragen ihn, was los ist.)

Ochsendorf. Nichts, Väterchen.

Nachtwächter. Aber warum stößt Du denn in die Pfeife? Wo ist Dein Morgenstern?

Ochsendorf. Nach dem Morgenstern müßt Ihr mich fragen, wenn Tag ist, jetzt kann ich Euch höchstens den Abendstern weisen.

Nachtwächter. Kommt, Kerle, schleppt das Vieh aufs Rathhaus, er ist besoffen und hat seinen Morgenstern verloren.

(Sie schleppen ihn ab.)

Heinrich (läuft herzu). Was ist los, liebe Leute?

Nachtwächter. Da ist ein Nachtwächter, der ist besoffen und hat seinen Morgenstern verloren.

Heinrich. Ei, Ihr müßt es nicht so streng nehmen mit Eurem eigenen Kameraden!

Nachtwächter. Na, dem ist der spanische Bock sicher!

Zweiter Nachtwächter. Bei Licht besehen, ist das, glaub' ich, gar nicht einmal ein Nachtwächter, sondern ein verkleideter Spitzbube; in welches Revier gehörst Du denn?

Ochsendorf. Ich gehöre in gar kein Revier.

Zweiter Nachtwächter. Na, ich hab's ja gleich gedacht, es ist gar kein Nachtwächter! Marsch aufs Rathhaus!

Heinrich. Hört, Kinderchen, laßt den armen Kerl laufen, es scheint ein einfältiger Mensch zu sein.

Die Wächter. Die Schwerenoth soll er kriegen!

Heinrich. Ich will Euch ja gern ein gutes Trinkgeld geben, wenn Ihr ihn gehen laßt. (Zieht Ochsendorf bei Seite.) Monfrere, aus dem Unglück könntest Du Dich noch retten, wenn Du blos noch zwanzig Thaler hättest, die Kerle damit zu schmieren; wär' ich selber nur bei Geld, Du solltest mich nicht zweimal darum bitten.

Ochsendorf. Zehn Thaler hab' ich, Vetter!

Heinrich. Das wird schwerlich helfen; ich will hören, was sie haben wollen. (Geht hin und spricht heimlich mit den Wächtern; dann kommt er zurück.) Das ist ein Jammer, daß Du nicht noch lumpige sechs Thaler hast; denn sie wollen sechzehn Thaler haben.

Ochsendorf. Ach, Monfrere, kannst Du mir nicht sechs Thaler leihen?

Heinrich. Vielleicht, aber freilich bin ich dann ganz entblößt. Doch das will nichts sagen, wo sind Deine zehn Thaler? (Ochsendorf giebt ihm das Geld, und Heinrich giebt den Nachtwächtern davon nach Belieben, worauf sie fortgehen.) Ach, Monfrere, ich fürchte, ich nehme mir noch vor Kummer das Leben! Es ist wirklich nicht meine Schuld, daß das so unglücklich ausfällt, ich hab' Alles gethan was ein guter Freund und Bruder dem andern thun kann. Aber wenn Monfrere glaubt, daß ich strafbar bin, weil mein guter Anschlag mißglückt ist, so will ich Dir das Geld gern wiedergeben.

Ochsendorf. Ich danke, Monfrere.

Heinrich (leise). Was für eine verfluchte Natur in dem Kerl steckt! (Laut) Ich sage, wenn ich so glücklich wäre, bei Gelde zu sein, würd' ich Dir die zehn Thaler wieder geben und noch zehn dazu. Das Unglück ist nur, daß Monfrere gerade heute Abend fort muß; spätestens in einem Monat lasse ich einige Bücher verauctioniren, da krieg' ich Geld. Aber nun laß uns sehen, wie wir beim Eckhaus vorbeikommen. (Führt Ochsendorf auf die andere Seite.) Sieh da, Monfrere, nun sind wir in Sicherheit. (Zieht ihm die Nachtwächterkleidung wieder aus.)

Ochsendorf. Ach, ich danke Dir, mein allerliebster Vetter, für alle Deine Güte; nun muß ich hier Abschied nehmen und wiederhole Dir, was ich schon vorhin gesagt habe: nämlich, daß mir nichts in der Welt ein größeres Vergnügen machen könnte, als Monfrere wieder zu dienen; ich wünschte nur, Monfrere setzte mich auf die Probe, nicht Gut noch Blut soll mir zu theuer sein, wenn ich meine Dankbarkeit dadurch beweisen kann. Ich kann nichts mehr sagen, das Wort bleibt mir vor Betrübniß im Halse stecken, daß ich solchen wahrhaften Freund verlieren soll.

(Sie fallen einander um den Hals und heulen; Ochsendorf geht weiter.)

Heinrich. Hör', Monfrere, noch ein Wort! Sowie Du Geld kriegst in Röskild, mußt Du Dir einen alten Ueberrock kaufen, wo Du Dich hübsch drin einwickeln kannst. Mir ist bange, Du erkältest Dich unterwegs; die Luft hier in Seeland ist scharf, sogar im Julimonat. Vergiß nicht Deine Eltern zu grüßen, und sag' ihnen, wenn ich noch sonst mit etwas dienen kann, so sollt' es mich freuen.

Ochsendorf. Tausend Dank, mein süßes Brüderchen; adieu! adieu! (Ab.)

Heinrich (ihm nachrufend). Monfrere, nimm Dich gut in Acht, daß Du nicht auf dem Wagen einschläfst, Du könntest zu Schaden kommen! Und verwahre Dein Geld wohl, daß es Dir Keiner stiehlt, Du kannst Dir einen Knoten ins Hemde machen, da merkt Keiner, daß Du Geld hast! Leb' wohl!

(Er winkt dreimal mit dem Hut hinter ihm drein.)

Zehnte Scene.

Heinrich. Lucretia.

Heinrich. Ging das nicht schön? Das macht, wenn man studirt hat, Mamsell. Latein ist den Menschen zu allen Dingen nütze; Ihr habt Eure Sache so leidlich gemacht, aber wenn Ihr Latein könntet, da wäre es noch weit besser gerathen.

Lucretia. So viel Latein wie Du, glaub' ich, kann ich auch.

Heinrich. Ja, Ihr könnt vielleicht noch mehr, in gewissem Sinne: aber doch nicht solch Latein, wie man in den lateinischen Schulen lernt.

Lucretia. Bist Du denn in einer lateinischen Schule gewesen?

Heinrich. Ei freilich, und das mit Ruhm; denn in dem halben Jahr, das ich in der untersten Klasse saß, bin ich allein dreimal ausgehauen worden. Sollt' ich da nicht Latein verstehen, wie meine Muttersprache?

Lucretia. Aber hör', Heinrich, wenn die Beute nun getheilt wird, so bitt' ich, mich nicht zu vergessen.

Heinrich. Nein, gewiß nicht, Mamsell, Ihr kennt Eure Taxe: achtundzwanzig Schillinge.

Lucretia. Du Schlingel, soll ich mit achtundzwanzig Schillingen zufrieden sein?

Heinrich. Das ist ja der alte Preis, das ist ja wie beim Bäcker die Semmel. Aber wir werden schon zurecht kommen; ich und mein Herr sind raisonnable Leute. Und nun laß uns hineingehen. (Beide ab.)

Elfte Scene.

Der rechte Niels Christensen. Nachher Ochsendorf.

Niels Christensen. Das ist eine seltsame Geschichte mit meinem Vetter Niels Ochsendorf, der war schon gestern in Röskild und heute ist er noch nicht hier. Ich muß doch mal in den

Drei Hirschen herangehen und nach ihm fragen; man kann nicht wissen, ob dem armen Kerl nicht etwas zugestoßen; denn es ist das erste Mal, daß er in die Stadt kommt.

(Ochsendorf tritt auf; er weint und fragt nach dem Weg zum Westerthore.)

Niels Christensen. Warum weint Ihr, Kamerad?

Ochsendorf. Ich bitte, Gevatter, könnt Ihr mir nicht sagen, wo hier der Weg nach dem Westerthore geht?

Niels Christensen. Seid Ihr denn so fremd hier in der Stadt?

Ochsendorf. Ja, gewissermaßen bin ich fremd und gewissermaßen bin ich nur zu bekannt. Hätte ich doch meinen Vetter Niels Christensen gebeten, mich gleich bis zum Westerthor zu begleiten, er ist eine ehrliche Seele, er würde es gleich gethan haben.

Niels Christensen. Wo wohnt der Niels Christensen?

Ochsendorf. Er wohnt in einem Hause, das heißt abzugeben in Hungershof.

Niels Christensen. Was Henker ist das? Was Henker ist das? In ganz Kopenhagen giebt es nur einen Hungershof und da wohnt niemand als ich.

Ochsendorf. Ja, ich glaube wol, daß hier noch verschiedene Straßen sind, wo es einen Hungershof giebt. Aber dieser Hungershof liegt in einer Straße, die heißt Hafnia; denn so stand auf dem Briefe, den ich ihm gab: Hungershof in Hafnia.

Niels Christensen. Wie heißt Er, Monsieur?

Ochsendorf. Ich heiße Niels Ochsendorf, jetzt aber heiße ich besser Niels Ochsenkopf, in solche Bedrängniß bin ich gerathen.

Niels Christensen. Was Henker hör' ich? Seid Ihr Henning Nielsens Sohn?

Ochsendorf. Kennt Ihr Henning Nielsen?

Niels Christensen. Na wie sollt' ich nicht meinen eigenen Vaterbruder kennen?

Ochsendorf. So seid Ihr vermuthlich ein Bruder von Niels Christensen? Ich habe noch gar nicht gewußt, daß Niels Christensen einen Bruder hat?

Niels Christensen. Ich bin selbst Niels Christensen und habe keinen Bruder.

Ochsendorf. Ja, ich werde mir auch von Euch was aufbinden lassen. (Leise) Was das hier in der Stadt für verfluchte Menschen giebt!

Niels Christensen. Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß ich Euer Vetter Niels Christensen bin.

Ochsendorf. Den Teufel mögt Ihr! (Leise) Was das hier in der Stadt für verfluchte Menschen giebt!

Niels Christensen. Na, das ist doch seltsam, daß Ihr besser wissen wollt, wer ich bin, als ich selbst?

Ochsendorf. Hört, mein Herr, wo Ihr Euer Bier getrunken habt, da verschüttet auch Eure Hefe; was soll der Unsinn? Erst in diesem Augenblick hat mein Vetter Niels Christensen mich verlassen.

Niels Christensen. Wollt Ihr mich besoffen oder toll machen? Ich schwöre Euch, daß ich Niels Christensen bin, Brudersohn von Henning Ochsendorf.

Ochsendorf. Und ich schwöre, daß Ihr weder Niels Christensen seid, noch jemals werdet.

Niels Christensen. Nun, so will ich Euch doch gleich überführen. Da seht (er nimmt fünf Briefe aus der Tasche und liest die Aufschriften davon): „Dem ehrwürdigen und wohlgelehrten Niels Christensen, S. Theologiae Studiosus, Hafnia. A Monsieur Monsieur Niels de Christensen à Copenhague. Herrn Herrn Niels Christensen, abzugeben in Hungershof. A Monsieur Monsieur Niels de Christensen, Student très renommé dans la Hungershof, per Couvert. Dem edlen und wohlgelehrten Nicolaus Christensen, philosophiae Baccalaureus, mit einem Freund, den Gott geleite.“ Wollt Ihr nun glauben, daß ich der rechte Niels Christensen bin?

Ochsendorf. Nein, und wenn Ihr einen Brief zeigt so groß wie das ganze Westerthor.

Niels Christensen. Ich merke schon, man hat Euch einen Possen gespielt. Aber wenn ich Euch einen Brief zeigen kann von Eurem eigenen Vater, wollt Ihr mir dann glauben?

Ochsendorf. Ja, dann wird's wol nicht anders gehen...

Niels Christensen. Seht her, lest nur diesen Brief!

Ochsendorf (liest den Brief). Ach Himmel, so ist der Andere ein falscher Niels Christensen gewesen?!

Niels Christensen. Ja was sonst? Aber wo habt Ihr logirt, wo sind Eure Kleider?

Ochsendorf. Ich habe bei Schwager Jacob logirt, in dem Haus da drüben.

Niels Christensen. In welchem Hause?

Ochsendorf. Na in dem Haus da an der Ecke.

Niels Christensen. Das ist ja Wester-Paradies?

Ochsendorf. Das mag den Teufel ein Paradies sein, eine Hölle ist es für mich gewesen.

Niels Christensen. Das war vor diesem ein liederliches Haus voll Spieler und Spitzbuben.

Ochsendorf. Jetzt nicht mehr; Jacobs Frau ist eine anständige Dame, die hat gegen mich gehandelt, wie nur eine Mutter handeln kann gegen ihren Sohn. Denn nachdem ich ihretwegen Verdruß im Hause bekommen, und mich mit allem loskaufen mußte, was ich bei mir hatte, hat sie mir diesen Brief mit einem Wechsel darin gegeben an Knud Knudsen in Röskild. Seht her, hier ist der Brief: Herrn Knud Knudsen, vornehmen Handelsmann und Bankerotteur in Röskild — ach nein so, Banquier heißt es.

Niels Christensen. Hilf Himmel, wie ist dieser einfältige Mensch an der Nase herumgeführt worden! Macht den Brief nur auf, Ihr werdet gleich sehen, wie Ihr betrogen seid.

Ochsendorf (liest den Brief). „Niels Henningsen Ochsendorf ist ein Narr; dies Zeugniß giebt ihm Heinrich Larsen.“

Niels Christensen. Dacht' ich's nicht?

Ochsendorf (weint und heult). Ach, du betrübter elfter Juni!

Niels Christensen. Ja, nun seid Ihr in Kopenhagen gewesen, Vetter!

Ochsendorf. Ach, du betrübter elfter Juni!

Niels Christensen. Wo habt Ihr denn aber Eure Kleider, Vetter?

Ochsendorf. Wo meine Koffer sind.

Niels Christensen. Und wo sind Eure Koffer?

Ochsendorf. Wo meine Kleider sind.

Niels Christensen. Na, und wo ist denn alles Beides?

Ochsendorf. Zum Teufel ist Beides.

Niels Christensen. Die Eltern können das nicht verantworten, die ihre Söhne so allein reisen lassen, ohne ihnen nur einen Brief oder eine Adresse an Jemand mitzugeben.

Ochsendorf. Ich hab' einen Brief mitgehabt an Niels Christensen.

Niels Christensen. Wo ist er denn?

Ochsendorf. Den hat ja der andere Niels Christensen gekriegt.

Niels Christensen. Hört, Vetter, wenn Ihr sonst Lust habt, hängt Euch auf.

Ochsendorf. Ach, du betrübter elfter Juni!

Niels Christensen. Ja, das mögt Ihr wol zweimal sagen.

Ochsendorf. In allem Unglück, Vetter, hab' ich doch noch Eins, was mich tröstet, nämlich, daß ich ein Kapital von einigen tausend Thalern von Gerhard Schuldenborg weg- und bei Lars Andersen untergebracht habe.

Niels Christensen. Den Mann kenn' ich nicht.

Ochsendorf. Den großen Banquier?!

Niels Christensen. Hier giebt's keinen Banquier dieses Namens.

Ochsendorf. Ei doch, er hat mir ja eine Hypothek auf sein großes Haus am alten Markt gegeben.

Niels Christensen. Wo liegt das Haus?

Ochsendorf. Mitten auf dem Markt; es ist ein schönes Haus, der Thurm darauf ist das Geld schon allein werth.

Niels Christensen. Ich kenne am Markt kein Haus mit einem Thurm darauf, außer das Rathhaus.

Ochsendorf. Man geht zu beiden Seiten zwei große steinerne Treppen hinauf, auf der einen Seite ist ein Springbrunnen, auf der andern ein Rabenstein. Aber ich weiß nicht, ob der mit zum Hause gehört.

Niels Christensen. Ha ha, das ist das Rathhaus! Ich habe, so lang ich lebe, noch keinen Menschen gekannt, der so

angeführt ist wie Ihr, ich mag nichts mehr mit Euch zu thun haben; seht her, da habt Ihr sechs Thaler auf die Reise. (Geht ab.)

Ochsendorf. Ach, du betrübter, du betrübter, du betrübter elfter Juni! (Geht weinend ab.)

Zwölfte Scene.

Heinrich allein. Wieder in seinem Anzug als Bedienter.

Heinrich. Halt, sachte, Monsieur Jacob. Bei der Vertheilung der Beute muß folgendes Verhältniß beobachtet werden. Kriegt mein Herr zehn Thaler, so krieg' ich fünf, Du drittehalb und die Mamsell sieben Mark acht Schilling; accurat wie im Felde, wo auch, wenn die Beute getheilt wird, der Oberst zehn Procent kriegt, der Kapitän fünf, der Lieutenant drittehalb, der Fähndrich halb so viel wie der Lieutenant, der Korporal halb so viel wie der Fähndrich, der Soldat gar nichts und der Tambour den Rest. Solche Theilung heißt eine mathematische Proportion und gründet sich auf natürliche Billigkeit.

Nun sprecht, wie war es? Darf ich mich
Vor Euch mit Ehren zeigen?
Zwar bin ich jetzo nur Lakai,
Doch hoff' ich noch zu steigen.

Jetzt leg' ich nun mein Aemtchen ab,
Und theile aus dem Vollen,
Indeß sich unser Wuchrer wird
Vor Aerger hängen wollen.

Nun, meinetwegen kann er's thun,
Er selbst sammt seines Gleichen;
Blutsauger sind sie, deren Geiz
Kein Flehen kann erweichen.

Was ist's denn für ein Schade, geht
Ein Wuchrer auch zum Teufel?
Auf meinem Leichensteine liest
Man einst doch ohne Zweifel:

Hier liegt ein Mann, für dessen Werth
Bürgt dies zum Unterpfande,
Daß er vertrieben und geprellt
'nen Wucherer vom Lande!

Die Wochenstube.

Komödie in fünf Akten.

Personen:

Die Wöchnerin.
Corfitz, ihr Mann.
Jeronimus, ein Bürger.
Traugott, Corfitz' Diener.
Gotthard, ein Cantor.
Claus, ein Knabe.
Ein Mädchen.
Ein zweites Mädchen.
Die Amme.
Ein Mädchen mit einem Teller.
Zwei Damen.
Anne, die Zinngießerin.
Ingeborg, die Bleideckerin.
Arianke, die Buchdruckerin.
Else, die Schulmeisterin.
Dörte, die Knopfmacherin.
Hildegard, die Schwertfegerin.
Engelke, die Hutmacherin.
Stine, die Eisenkrämerin.
Geske, die Küsterin.
Eine Frau.
Christopher, ihr Diener.
Anne, Wahrsagerin.
Meister Bonifacius.
Zwei Frauen.
Eine Mamsell.
Ein Doctor.
Ein Offizier.
Christopher Eisenfresser.
Leonhard, Gotthards Freund.
Gunhild.
Oldfuchs, als Chiromanticus.
Ein Poet.
Zwei Advocaten.
Ein zweiter Offizier.

Erster Akt.

Erste Scene.

Traugott (holt ein Stück schmales Papier hervor, aber so lang wie das ganze Theater, und zählt davon her:)

Marie Hansen; Barbara Peter Nielsen; Abelone Hans Hansen; Christine Erich Erichsen; Engelke Jens, die Hutmacherin; Lucie Franz, die Kürschnerin; Wibeche Peter Goldbrandten; Marie Christopher, die Schneiderin; Else David, die Schulmeisterin; Frau Cantor Ellen; Frau Wachtmeisterin Maleene; Geske, die Küsterin; Anne Peter, die Kannegießerin; Marie Jens, die Steuereinnehmerin; Ingeborg Norten, die Dachdeckerin; Dörte Jochum Seliger, die Knopfmacherin; Stine, die Eisenkrämerin; Nette, die Frauenschneiderin; Nille Mogen Anderssen; Hildegard, die Schwertfegerin; Karen, die Uhrmacherin; Maren, die Messerschmiedin; Düveke, die Thorschreiberin; etcetera, etcetera, etcetera, etcetera, etcetera, etcetera, etcetera; ein Dito, noch ein Dito, noch ein Dito; Summa Summa Summarum: Dreiundneunzig Weiber stehen auf dieser Liste, und in eben so viel Häuser hab' ich dieser Tage laufen müssen, um die Stadt das große Mirakel wissen zu lassen, daß es geschehen ist, daß unsere Madame von einer jungen Tochter entbunden worden. Ein großes Mirakel, weswegen die ganze Stadt in Aufruhr gebracht werden muß, gleichsam als wär' der Feind vor den Thoren und wollte Sturm laufen. Ich wollte mich verpflichten, funfzig solche Kinder des Jahrs zu machen, solch ein Mirakel ist das. Aber die Menschen sind in dem Punkt wie in allen andern. Will man heirathen, da müssen gleich so viel Leute

zusammenkommen, daß sie mehr aufessen und trinken, als ein armer Handwerksmann in vier Jahren wieder verdienen kann. Darum hatte man auch in alten Zeiten die Mode eingeführt, daß die halbe Stadt dem jungen Paare opfern und ihm Brautgeschenke bringen mußte; denn sonst hätten die Meisten direkt von der Hochzeit in den Schuldthurm tanzen müssen. Seitdem die Leute nun ärmer und ärmer werden, werden sie auch immer hochmüthiger und wollen keine Brautgeschenke mehr haben, so daß die Dienstboten noch die Einzigen sind, denen man heutzutage opfert, und das geht auf die Manier zu: Es sind alles blos freundschaftliche Einladungen, man dankt ihnen für die Ehre und Freundschaft — ei ja, das ist recht fein und höflich, aber wenn ich es mir näher bedenke, so heißt es doch nur: sintemal unsere Haus- und Küchenmagd beschlossen hat, sich morgen Abend ihrer Jungfernschaft zu entledigen, und da das ohne einen gehörigen Spectakel oder ohne uns die Gesundheit durch Essen, Trinken und Tanzen zu ruiniren, nicht vor sich gehen kann, so ist unser gehorsamstes Ansuchen, daß Sie uns die Ehre erweisen wollen, die Kosten zu bezahlen und außerdem noch für die Miethkutsche einen Thaler oder auch zwei. Worauf die Invitirten dann antworten: wir danken für die große Höflichkeit, wir werden die Kosten bezahlen, wünschen wohl zu leben und stehen ein andermal wieder zu Diensten. So geht das zu, wenn Hochzeit gehalten wird; da plärrt man erst drei Gesundheiten quer über den Tisch auf Hinz und Kunz, die hundert Schritte davon sitzen, und dann muß man die Nacht noch tanzen, bis Einem vor Staub und Müdigkeit so miserabel wird, daß man der Musik noch Geld zugiebt, damit sie nur aufhört, und dann geht man nach Hause und medicirt noch drei Tage hinterdrein. Wende ich mich aber von den Hochzeiten zu den Begräbnissen, so finde ich bei den letzteren eben so viele Narrheiten als bei den ersten. Eine arme Frau verliert ihren Mann, der ihr, ich setze den Fall, noch einige Schillinge hinterlassen hat, so daß sie bei sorgfältiger Einrichtung davon leben kann. Die Vernunft sagt, sie soll das Geld zusammenhalten: aber die Mode sagt, sie soll ihrem Manne ein anständiges Begräbniß besorgen. Das

heißt auf gut Dänisch: sie soll den todten Leichnam ausputzen, soll nicht blos die Stühle, sondern auch die Stubenmagd, die Küchenmagd, die Amme, die Kutsche, die Pferde schwarz überziehen (mit der Zeit werden die Schooßhunde wol auch überzogen werden) — mit einem Wort, sie läßt den Mann so anständig begraben, daß sie selbst hinterdrein nichts hat, anständig zu leben! Und auch daß sie mit ihrem Manne ihren Wohlstand verliert, ist nicht genug: die Mode verlangt auch, daß sie sechs Wochen lang auf dem Sopha liegen muß, und jede Stunde sechsmal sechsmal die Worte hören muß: Wie sehr, Madame, beklage ich Euren Verlust! so daß, wenn sie sich auch als gute Christin vorgesetzt hat, ihr Unglück mit Demuth zu ertragen, die Mode sie nicht einmal dazu kommen läßt. Es ist gerade, als wenn sie einen Schaden an der Hand hätte, und die Mode verlangte, sie müßte ihre guten Freunde davon in Kenntniß setzen, ob sie ihr nicht die Ehre anthun wollten, eine nach der andern, und ihr das Pflaster abreißen. Da kommen sie denn getrippelt, eine nach der andern, und reißen, um ihre Freundschaft sehen zu lassen, das Pflaster von der Hand. Und dafür muß man dann noch dankbar sein, ja noch Thee und Kaffe geben obenein. Aber der Teufel sollte sie, wär' ich Wittfrau! Das Allertollste aber sind doch diese Wochenstuben. Erstlich wird da hundert Menschen angezeigt, wie ein großes Wunderwerk, daß Hans Hansen oder Jespersen an seiner Frau ein Meisterstück gemacht hat, das jeder Bursche auf Amag ihm nachmachen kann, und hat ihr, sei es in Person oder wenigstens aus zweiter Hand, zu einem Sohn oder einer Tochter verholfen. Und dies Wunderwerk zu sehen, kommen sie nun herbei und machen die kranke Wöchnerin todt mit Gratulationen und Schnickschnack und hindern die Patientin, so rasch wieder gesund zu werden, wie es geschehen wäre, hätte sie können in Ruhe liegen .... Aber wer Henker kommt da so gelaufen? Das ist Christophersens Bursche; was Tausend will der?

Zweite Scene.

Claus. Traugott.

Claus. Ach, lieber Traugott, wechsle mir doch einmal ein Zweischillingsstück in zwei einzelne Schillinge!

Traugott. Was willst Du denn mit den einzelnen Schillingen?

Claus. Ich wollte einen geben, um auf den runden Thurm zu kommen.

Traugott. Ist denn was zu sehen?

Claus. Ja gewiß, auf der Apenrader Straße ist solch ein Gedränge, daß ich vor Wagen und Menschen nicht durchkommen kann.

Traugott. Ha ha ha!

Claus. 's ist meiner Seel', wie ich sage.

Traugott. Weiß wohl; aber was denkst Du, daß los ist?

Claus. Ich weiß nicht: aber darum will ich ja eben auf den Thurm, um zu sehen.

Traugott. Du Narr, für diesmal spare Du nur Deinen Schilling: es ist nichts weiter, als daß bei uns eine Wochenstube ist.

Claus. Ei, ist das möglich? Kann um eine lumpige Wochenstube solch ein Spectakel gemacht werden? noch dazu bei schlichten Bürgersleuten.

Traugott. Schlichten Bürgersleuten? Weißt Du nicht, daß die gemeinen Leute gerade den allermeisten Luxus treiben? Sieh nur die Hochzeiten an! Kommt man bei einem Schneider oder Schuster zur Hochzeit, so wird man eingeholt mit Trompeten und Waldhörnern, wird an einen Tisch gesetzt, so lang wie von Lichtmeß bis Ostern, und voll gerüttelt mit kostbaren Gerichten. Kommt man zu Leuten, die einer etwas höheren Klasse angehören, so kriegt man blos Thee, Kaffe und Complimente .... Und bei Leuten vom allerersten Stand bekommt man nun erst recht nichts als blos die Traurede und eine Prise Tabak für die Nase. Ich merke schon, Claus, Du kennst Kopenhagen noch nicht recht.

Claus. Was Du da sagst, Traugott, ist wol richtig. Aber daß Dein Meister solchen Allarm davon schlägt, daß seine Frau ein Kind gekriegt hat, das kommt mir doch seltsam vor, besonders da er ja nicht einmal weiß, ob er selbst — mehr trau' ich mir nicht zu sagen ....

Traugott. Ei was für Klatsch! Das sind nur böse Menschen, die so etwas ausbreiten, er ist ja ein Mann, der noch nicht einmal siebenzig Jahre alt, und obenein schwören Hebamme und Amme, daß das Kind seinem Vater aufs Haar gleicht.

Claus. Just darum glaub' ich es nicht.

Traugott. Darauf kommt auch wol was an, was so ein Schlingel sagt; hätt' ich Zeugen auf das, was Du eben vorgebracht hast, so sollte es Dir schlecht gehen.

Claus. Du kannst immer Zeugen bringen, ich werde nichts zurücknehmen, was ich gesagt habe; Hebammen und Ammen sagen allemal, daß das Kind seinem Vater gleicht, auch wenn man beweisen kann, daß der Vater in Ostindien war, während das Kind gemacht wurde. Aber da kommt Dein Meister, adiös. (Ab.)

Dritte Scene.

Corfitz. Traugott.

Corfitz. Bist Du es, Traugott? Ich bin froh, aus dem Schwarm herauszukommen; ich bin so bombardirt worden mit Gratulationen, daß ich kaum mehr auf meinen Beinen stehen kann. Aber was dem Messerschmied seine Frau schwatzen kann, die hat den reinen Teufel im Leibe.

Traugott. Das ist ganz wie der Meister sagt, ich habe dieselbe Bemerkung gemacht, meiner Seel'. Auch hätt' ich vorhin beinahe Händel mit ihr gekriegt von wegen des Meisters.

Corfitz. Sprach sie von mir?

Traugott. Nein, keineswegs, nein, das war was ganz Anderes, wovon wir sprachen. Aber ich nahm des Meisters Partie dabei, wie ich allzeit zu thun pflege.

Corfitz. Was Teufel sind das für Redensarten? Hast Du meine Partie genommen, so muß sie ja doch in der That böse von mir gesprochen haben?

Traugott. Nein, sagt' ich ihr das nach, so löge ich, ich habe sie durchaus nichts Böses vom Meister sagen hören; sie sagte eigentlich, genau zu sagen, gar nichts, sie saß blos und las ein paar Sentenzen in einem alten Buche.

Corfitz. Was waren das für Sentenzen?

Traugott. Alle hab' ich sie nicht behalten: aber unter Anderm las sie, ein alter Mann, der eine junge Frau nimmt, sei wie einer, der Musikanten hält, damit die ganze Stadt was zu tanzen habe, während er selbst doch gar nicht tanzen kann. Der Meister kann sich denken, wie mir zu Muthe ward, da ich das hörte.

Corfitz. Was Teufel ging denn Dich das an? Ich glaube, der Junge ist verrückt mit seinem Geschwätz!

Traugott. Nein, der Meister muß nur erst hören, was sie weiter las, nämlich, daß so Einer einem Baum gleiche, der keine Frucht trage, sondern nur zum Schatten diene. Hatt' ich da nicht Ursache, mich in des Meisters Seele zu ärgern? Ich kann sagen, es wurde mir ganz schwarz vor den Augen.

Corfitz. Du leichtfertiger Schelm, was geht denn das Dich oder mich an, was in einem alten Buche geschrieben steht?

Traugott. Nein, mich geht das nichts an.

Corfitz. Geht es denn etwa mich an?

Traugott. Nein, Meister, Keinen von uns, das Buch war ja schon über hundert Jahre alt.

Corfitz. Aber wenn Du keine Ursache hattest, warum ärgertest Du Dich denn?

Traugott. Ich sagte ja nicht, daß ich mich geärgert habe, sondern daß ich blos Ursache dazu hatte. Ich will dem Meister was sagen.

Corfitz. Was willst Du denn sagen?

Traugott. Ei, der Meister ist auch zu neugierig, er will immer alles wissen.

Corfitz. Der Bursche macht mich noch toll im Kopf. (Leise)

Ich weiß nur nicht, ob das Bosheit oder Dummheit ist, daß er so spricht. (Laut) Aber hast Du wol gemerkt, ob der Cantor Gotthard ab und zu bei uns im Hause gewesen ist?

Traugott. Warum fragt der Meister danach? Ist der Meister etwa bange, daß er nicht selbst Vater zum ...?

Corfitz. Ei, antworte Du mir doch, wonach ich frage.

Traugott. Vielleicht fürchtet der Meister, daß die Frau Meisterin sich hat lassen ...?

Corfitz. Antworte Du mir nur auf meine Frage, Du Naseweis! Ich frage nur, ob Du bemerkt hast...?

Traugott. Seit Decembermonat hab' ich ihn wahrhaftig hier im Hause nicht gesehen. Aber warum will der Meister das wissen? Das kann ich mir doch nicht denken, daß die Frau Meisterin so toll gewesen und hätte sich lassen ...?

Corfitz. Was ist das für dummes Geschwätz! Ich glaube, ich glaube nicht! Da ist ja noch niemand, der danach fragt, was Du glaubst oder nicht glaubst. — Zu welcher Zeit im December hast Du ihn hier im Hause gesehen?

Traugott. Ich dächte, es wäre so ungefähr vierzehn Tage vor Weihnachten gewesen. Aber warum fährt der Meister denn so zusammen? Ich kann mir doch wirklich nicht denken, daß der Teufel den Kerl sollte geritten haben und er hätte sollen ....

Corfitz. Kommst Du Schlingel schon wieder mit Deinem Glauben und Raisonniren? Vierzehn Tage vor Weihnachten, sagst Du, wär' es gewesen?

Traugott. Ja, da war's, Meister, und jetzt schreiben wir den achten October.

Corfitz. Wer Henker fragt danach, was wir schreiben? Das ist ein Teufelsjunge, der macht mich verrückt mit seinem Geschwätz. Marsch, fort!

(Traugott läuft weg.)

Vierte Scene.

Corfitz allein, zählt an den Fingern.

December eins, Januar zwei, Februar drei, März vier, April fünf, Mai sechs, Juni sieben, Juli acht, August neun, September zehn — das ist ja was ganz Verfluchtes! Wart, laß noch mal sehen: December eins, Januar zwei, Februar drei, März vier, Mai fünf, Juni sechs, September sieben — es sind doch nur sieben Monate zu rechnen, außer ich hätte mich verzählt. (Zählt wieder und kriegt nun zehn Monate.) Wie Teufel ich auch zähle, so merk' ich, ich bin Hahnrei und bleibe Hahnrei. (Wirft seinen Hut an die Erde, so daß die Schnüre davon losgehen und er ganz breit herunterhängt, da er ihn wieder aufsetzt.) Recht so, da hab' ich ja meiner Treu' gleich vollkommene Bestätigung von meinem Hut! Na, wenn ich den guten Sänger nur zu fassen kriege, so will ich ihn so durchschmieren, daß er in seinem ganzen Leben weder Discant noch Baß wieder singen soll! Aber hab' ich nicht vielleicht einen ungerechten Argwohn gegen einen ehrlichen Kerl? Nein, wenn ich Eins mit dem Andern zusammenhalte, so ist die Geschichte richtig. Das giftige Weib, die Messerschmiedin, saß da, und so oft sie das Kind schreien hörte, stieß sie ihre Nachbarin an den Arm und sagte: Horch, das wird meiner Treu' des Vaters Stimme, es ist, als ob ich ihn vom Orgelchor singen hörte, blos das Trillern, das hat das Kind noch nicht so gut heraus! Worauf die Andere lachte und sagte: Madame, Ihr seid doch gar zu satyrisch. Wie ich das hörte, war mir's, als ob mir Einer ein Messer ins Herz stieße. Aber mein Mißtrauen wurde bestärkt, als ich nachher auf das Kind Acht gab und bemerkte, daß es schon anfängt mit dem Kopf zu nicken, als wollte es den Tact schlagen. Endlich wird das alles bestärkt und besiegelt durch Traugott, der mir ja sagt, daß eben dieser Kerl in meinem Hause gewesen ist während meiner Abwesenheit, zwei Wochen vor Weihnachten. — Was soll ich aber thun? Ich muß wol Geduld haben und ihm noch obenein sein Macherlohn bezahlen. Wenn ich nachrechne, was mich diese Niederkunft bereits

kostet, so möcht' ich mir die Haare vom Kopf reißen. Aber Jedem nach Verdienst, was hatt' ich als Mann von siebzig Jahren da noch zu suchen? — Aber da kommt mein Nachbar Jeronimus.

Fünfte Scene.

Jeronimus. Corfitz.

Jeronimus. Guten Morgen, lieber Nachbar, viel Glück zum jungen Sohne.

Corfitz. Schön Dank, Nachbar, für Seinen Wunsch; aber seid Ihr noch nicht in der Wochenstube gewesen?

Jeronimus. Nein, ich traue mich nicht hinein, ich bin bange für meinen Hut.

Corfitz. Ich wollte, meinen Hut hätte der Teufel geholt. Ich kriege jetzt 'nen Schreck, wenn ich nur von Hüten höre.

Jeronimus. Ha ha ha!

Corfitz. Lacht nicht über mich, lieber Nachbar, es wäre sündhaft von Euch. Ich räume ein, daß ich ein Thor war, als so ein steinalter Mann eine junge Frau zu nehmen.

Jeronimus. Ja, da das nun einmal geschehen ist, so kommt nun auch das Heulen zu spät. Aber wen habt Ihr im Verdacht, lieber Nachbar? Ich meiner Treu' bin Ihm nicht in das Gehege gekommen.

Corfitz. Ach, ich muß lachen; nein, Ihr, Nachbar, seid allerdings unschuldig. Aber ich bin in Furcht wegen eines jungen Sängers, der hier mehrmals im Hause gewesen ist.

Jeronimus. Ei, was will das sagen? Vielleicht ist Eure Frau eine Musikliebhaberin und hat deshalb solchen Musikanten erlaubt, ins Haus zu kommen; das thun ja, wie man sieht, manche Frauen, ohne darum in übles Gerede zu kommen.

Corfitz. Ach, Nachbar, die Art Kerle, fürcht' ich, sind bessere Mausekater, als Musikanten. Aber sei dem nun, wie ihm wolle, so sagen die Leute doch, das Kind gleicht dem Kerl aufs Haar.

Jeronimus. Das muß schlechtes Volk sein, das so etwas sagt.

Corfitz. Ja, unterstände sich Einer, mir das in die Augen zu sagen, da sollt' ihn das Donnerwetter für seine Mühe. Aber ich kriege das erst aus zweiter Hand zu wissen durch gute Freunde, die es gehört haben.

Jeronimus. Das mögen wol auch dem Teufel seine guten Freunde sein, die Euch solchen Klatsch hinterbringen; wollte da Einer zu mir kommen, und mir so in aller Vertraulichkeit erzählen, der oder der hätte mich einen Hahnrei geschimpft, das sollte ihm einen schlechten Lohn einbringen.

Corfitz. Laßt uns nicht mehr davon sprechen, da kommt der Bursche.

Sechste Scene.

Traugott. Corfitz. Jeronimus.

Traugott. Ich hab' einen Gang in die Stadt, die Frau Meisterin läßt den Meister bitten, er möchte doch unterdessen so gut sein, und diese Kaffebohnen mahlen, 's ist eben niemand anders zur Hand.

Corfitz. Ei, scheer' Dich fort, Du Flegel! Kannst Du nicht sehen, daß ich Fremde bei mir habe?

Traugott. Ach, Meister, sei Er doch so gut, Monsieur Jeronimus ist ja kein Fremder.

Corfitz. Fort, sag' ich, ich habe jetzt Andres im Kopfe.

Traugott. Den Kopf braucht der Meister ja auch nicht dazu, blos die Hände.

Corfitz. Dich soll das Donnerwetter, packst Du Dich jetzt nicht fort, Du Naseweis!

Traugott (geht, kommt aber wieder). Ach, Meister, sei Er doch so gut, ich kriege sonst meiner Seel' Schelte.

Jeronimus. Reich' die Mühle nur her, mein Sohn, und besorge Du Deinen Gang, ich will den Kaffe ja gern mahlen.

(Traugott ab.)

Corfitz. Nein, da dank' ich Ihm doch, Nachbar, soll Einer von uns mahlen, so bin ich der Nächste. (Er mahlt und schwatzt

zugleich.) Das ist nun bereits das sechste Pfund Kaffe, das bei diesem Kindbett verzehrt wird, die Haare auf dem Kopf stehen Einem zu Berge, wenn man daran denkt — und an Anderes noch. Der Kessel kommt nicht mehr vom Feuer; die Eine will Kaffe haben, die Andere grünen Thee, eine Dritte Thee de Bou oder de Bock, wie zum Teufel sie das nun nennen, so daß, wenn dies noch lange so dauert, ich nicht so viel Geld behalte, um mir den Strick zu kaufen, an dem ich mich aufhänge. Dies Kaffetrinken, glaub' ich, das hat kein Anderer inventirt als Lucifer selbst: damit hat er mehr erreicht, als mit dem Branntwein. Meine Frau fängt schon ganz auf große Manier an, sich schlecht zu befinden, so lange sie noch keinen Kaffe getrunken. Es ist eine seltsame Wirkung, Nachbar, die ich an diesen gebrannten Bohnen bemerkt habe; ich habe Weiber und Mädchen in Gesellschaften so still und ehrbar sitzen sehen, als wären sie in der Kirche; sowie sie aber dies gebrannte Teufelszeug in den Leib bekamen, da ging ihnen das Mundwerk wie 'ne Pfeffermühle. Ja, noch mehr, Nachbar: sowie sie nur erst so ein drei bis vier Schälchen im Leibe haben, so kriegen sie auch gleich Lust Karten zu spielen. Ich habe das zehn- und zehnmal bemerkt, so daß doch zuletzt so 'ne Art Gift in den Bohnen stecken muß. Auch ist mir dieser Trank von jeher verhaßt gewesen, wenn aus keinem andern Grunde, so doch allein schon darum, daß selbige Bohnen von den Türken kommen, welches die Feinde der Christenheit sind.

Jeronimus. Ei, Nachbar, hört nur auf zu mahlen, so werdet Ihr auch aufhören, so närrische Reden zu führen. An Euren eignen Reden merk' ich ja, daß es wahr ist, was Ihr von den Wirkungen des Kaffes sagt: denn wenn Ihr so redselig werdet und solche wunderliche Geschichten schwatzt allein vom Geruch, wie muß er nicht erst bei denen wirken, die ihn wirklich in den Leib kriegen. Ich kann Eure Meinung nicht so ohne Weiteres unterschreiben; müssen denn die guten Frauenzimmer nicht auch etwas haben, sich des Nachmittags zu vergnügen, so gut wie wir, die wir Abends ins Weinhaus gehen und betrunken nach Hause kommen? Gegen Thee und Kaffe hab' ich niemals

gepredigt: denn die Art Getränke sind noch die unschuldigsten. Denkt einmal, Nachbar, wie das ehedem ging, als die Frauenzimmer Sommers noch Kalteschale tranken und Winters spanischen Wein, da konnten sie, wenn sie mehre Besuche machten, ohne einen halben Rausch gar nicht abkommen. Darüber also laßt uns nur schweigen, Nachbar! Denn sollen die Frauenzimmer auch etwas haben, womit sie sich in Gesellschaft erquicken, was doch Sünde wäre ihnen weniger zu gönnen, als den Männern, so ist es noch immer besser, sie debauchiren in Wasser, als in Wein und Branntwein.

Corfitz. Ja, Nachbar, das möchte auch alles so sein, ich wollte ohne Murren mein Geld geben zu Thee, Kaffe, Schockerlade, spanischem Wein, Eingemachtem, Doctor, Barbierer, Quacksalber, Hebammen, Wahrsagerin, Amme, Kindermädchen, ja mit Vergnügen wollt' ich Kaffe mahlen, Feuer anmachen, sogar an der Wiege sitzen, wenn ich nur gewiß wüßte, daß ich . . . Aber habt Ihr nicht gehört, was der Holländer sagt:

Hoe kan en jonge Vrouw en oude Man bedriegen,
En ander maekt het Kind, en ick meet staaen an Wiegen?

Jeronimus. Ei, laßt doch die Grillen fahren, kommt herüber zu mir, raucht ein Pfeifchen Tabak!

Corfitz. Ich werde gleich nachkommen.

(Jeronimus ab.)

Siebente Scene.

Ein Mädchen. Corfitz. Traugott. Später **ein zweites Mädchen.**

Mädchen (im Eintreten). Meister, die Hebamme ist drinnen, die Frau Meisterin sagt, sie müßte sechs Thaler haben für ihre Bemühung.

Corfitz. Wenn ich eine von euch Mädchen sehe, ist das doch grade, als ob ich den Teufel sehe; jedesmal, wenn Ihr kommt, wollt Ihr auch Geld haben.

Mädchen. Freilich, die Hebamme muß bezahlt werden, sonst kommt sie meiner Treu' das nächste Mal nicht. Das ist

so 'ne Art Leute, die muß man warm halten; denn in Jahr und Tag, hoff' ich, wird der Meister doch wieder ein Kind kriegen?

Corfitz. Meinst Du? Und ich hoffe, daß daraus nichts wird; als ein Mann von siebzig Jahren kann man seiner Frau nicht alle Jahre ein Kind leisten.

Traugott. Ei, das hat nichts zu sagen, wenn der Meister hundert Jahre alt wäre, dann könnt' er doch alle Jahre ein Kind haben, man hat so Exempel von Beispielen. Ich kenne einen Mann in Aalborg, der war hundert und vier Jahre alt und kriegte Zwillinge; nämlich seine Frau war erst achtzehn Jahre, na und wenn die Frau so jung ist, da kann das ja passiren ohne Hexerei. Nämlich ....

Corfitz. Wer spricht mit Dir, Du naseweiser Schlingel? Willst Du gleich Dein Maul halten, wenn Dich Keiner fragt?

Mädchen. Ach, Meister, gebt uns doch die sechs Thaler, die Hebamme kann nicht länger warten. Bei der Gelegenheit muß ich auch um Geld zu verschiedenen andern Dingen bitten.

Corfitz. Hei so, da möchte man doch verrückt im Kopfe werden über solch Volk!

Mädchen. Es sind blos ein paar Kleinigkeiten.

Corfitz. Na, was denn?

Mädchen. Ein Pfund Kaffebohnen ....

Corfitz. Recht so, da haben wir schon sieben Thaler auf einem Brett.

Mädchen. Und dann der Lohnkutscher, der die Hebamme gebracht hat, der muß auch zwei Mark haben.

Corfitz. Kann das Vieh nicht zu Fuß gehen, so gut wie ich? Wäre das noch eine von den vornehmen Hebammen, so wollt' ich nichts dagegen sagen. Na, komm' her, ich werde Dir sieben Thaler und zwei Mark geben und dann laß mich auch in Frieden.

Mädchen. Ich muß auch noch gleich Geld zu einem Hut Zucker haben, es ist kein feiner Zucker mehr im Hause.

Corfitz. Der Zucker schon alle? Na, das ist doch, um einen armen Mann auf einmal zu ruiniren! Für Zucker geb'

ich kein Geld mehr her, sie können braunen Zucker nehmen, der ist lange gut.

Mädchen. Ei, Meister, man kann doch nicht braunen Zucker zum Kaffe nehmen, wenn solche Fremde da sind?

Corfitz. Was sind denn das für Fremde?

Mädchen. Nun, das ist Jacob Butterblumen seine Marthe und Jesper Oldfuxen seine Engelke ....

Corfitz. Das sind auch gerade die richtigen Weiber, solch Aufhebens davon zu machen. Sieh her, da hast Du acht Thaler und nun lauf' zum Henker.

Mädchen. Die alte Anne, die das Kind gestrichen hat, damit es nicht die Herzspanne kriegt, muß auch vier Mark haben.

Corfitz. Vier lebendige Teufel soll sie kriegen, aber nicht vier Mark! Hätt' ich das gewußt, hätte sie mir nicht mit einem Fuße ins Haus kommen sollen; das Besprechen und Bestreichen ist gesetzlich verboten.

Mädchen. Wenn das auch zehnmal verboten ist, dem Kinde hat es diesmal doch geholfen, und überdies ist es nun geschehen. Die Frau Meisterin möchte niemand unlieber schuldig sein als dem alten Weibe; denn die geht und klascht an den vornehmsten Oertern.

Corfitz. Das seh' ich schon, diese Rolle Geld geht heut zum Teufel. Hast Du noch mehr, so sag' es nur geschwinde: denn nun bin ich mal desperat.

Mädchen. Nein, nichts, außer zwölf Schillinge für Goldwasser zum Kaffe; vier Schillinge für Branntwein für die Amme, wie ihr übel wurde; zwei Mark für Zuckerwerk; eine Mark für Aepfel und Nüsse; zwanzig Schillinge für eine Flasche mit Riechwasser, wie der Frau Meisterin schlimm wurde; vier Mark für den Barbier, der der Frau Meisterin am Fuß zur Ader gelassen; vier Mark für den Barbiergesellen, der der Amme zur Ader gelassen, aber wo anders; drei Schillinge für .....

Corfitz (hält ihr die Hand vor den Mund). Ei, halt! Das Mädchen ist offenbar besessen! Sieh, da hast Du die ganze Tüte, nun lauf' damit zum Henker! (Mädchen ab.) Ach, ich unglückseliger Mann! Dauert das noch lange, muß ich ein Becken vor

die Kirchthüren setzen lassen; so ging das heut, so ging das gestern, so ging das vorgestern.

Zweites Mädchen (kommt). Ich wollte gern zwölf Schillinge haben zum Trinkgeld für eine Magd, welche der Frau Meisterin einen Teller Gerstengrütze gebracht hat mit Corinthen darin, von Else David, der Schulmeisterin.

Corfitz. Bist Du verrückt? Für acht Schillinge krieg' ich ja Grütze für vier bis sechs Menschen?!

Zweites Mädchen. Das hilft nun nichts, Meister, die Schulmeisterin giebt unserm Mädchen jedesmal zwölf Schillinge Trinkgeld für die geringste Kleinigkeit, die wir hinschicken.

Corfitz. Nun, das bekenn' ich, das sind ja verfluchte Moden, die sind ja auf nichts Anderes angelegt, als die Leute zu ruiniren.

Zweites Mädchen. Ach, Meister, macht rasch, die Frau Meisterin hat das Mädchen gebeten, so lange zu warten.

Corfitz. Sieh her, da hast Du zwölf Schillinge, ich glaube, alles beides ist nicht mehr werth, die Grütze mit sammt dem Teller. Ach, muß man nicht verrückt im Kopf werden über diese verfluchten Moden! Und doch wollt' ich mich mit Geduld in alles schicken, wenn ich nur sicher wäre, daß ich .... (Geht auf und nieder und singt leise vor sich hin.) Traugott!

Traugott. Ja, Meister?

Corfitz. Sagtest Du nicht, es wäre vierzehn Tage vor Weihnachten gewesen, daß Du den Kerl hier im Hause sahst?

Traugott. Ja, Meister, und jetzt schreiben wir den achten October.

Corfitz. Halt Dein Maul, Schlingel, das hab' ich schon einmal gehört.

Traugott. Ach, Meister, ich möchte darauf schwören, daß man dem guten Kerl Unrecht thut und daß das nur nichtswürdige Erfindungen und Lügen sind, daß sie sagen, das Kind sähe ihm ähnlich ....

Corfitz. Willst Du Bestie Dein Maul halten? (Kriegt ihn bei den Haaren und wirft ihn hinaus.) Ach, ich elender Mensch! Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Und doch, wen darf ich anklagen, als mich selbst? In einer Komödie hab'

ich gelesen, daß, wenn ein alter Mann eine junge Frau heirathet, es sich jedesmal, auch ohne ausdrücklich im Ehecontract bemerkt zu sein, von selbst versteht, daß er die Güte haben muß, im ersten Jahr zu sterben, und wenn er das nicht thut, so ist sie auch nicht verpflichtet, den Contract in andern Punkten zu halten.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Die Wöchnerin in einem Lehnstuhl. **Corfitz**, die **Amme**. Später ein **Mädchen**.

Die Wöchnerin. Es scheint mir, mein Herzensmann, als wärst Du noch nie in solchem üblen Humor gewesen wie jetzt, da Du Dich doch freuen solltest, Dein Haus um einen Sprößling und Erben vermehrt zu sehen.

Corfitz. Die Kosten steigen mir zu Kopf; nur ein paar solcher Wochenbetten und ein ehrlicher Mann muß ins Spital. Außerdem ist da noch einiges Andere, was mir im Kopfe steckt; wollte der Himmel, es wäre ein falscher Verdacht!

Die Amme (mit dem Kinde). Willst Du zu Deinem Papa? Komm, Papachen, küsse das Kind!

Corfitz. Laß die Amme mal einen Augenblick hinausgehen.

Die Wöchnerin. Geh' einen Augenblick hinaus, Marthe, bis wir Dich rufen. (Die Amme geht mit dem Kinde hinaus.)

Corfitz. Höre, meine Herzensfrau, ich habe große Sehnsucht gehabt, mit Dir allein zu sprechen: aber vor den vielen Visiten, dem Rumoren und Lärmen hab' ich nicht den kleinsten Augenblick dazu gefunden. Jetzt, hoff' ich, bleiben wir ein halbes Stündchen allein, und in der Zeit kann ich Dir die Ursache sagen, die meine Stimmung verändert hat .... Aber klopft das nicht? Nun ist der Teufel wieder los, wie soll ich hinauskommen? Das ist darin eine ganz verrückte Stube, daß sie nur eine Thüre hat.

Die Wöchnerin. Ihr könnt ja hier bleiben, mein Herz.

Corfitz. Nicht wenn Ihr mir zehn Thaler gäbt! Denn kriegen die mich erst zu packen, dann gehen sie gar nicht wieder fort und dann heißt es tractiren; bin ich aber nicht zugegen, dann kannst Du meine Abwesenheit vorschützen und sagen, ich hätt' in Gedanken die Schlüssel zu Schrank und Keller mitgenommen.

Die Wöchnerin. Gehst Du hinaus, so begegnest Du ihnen geradewegs auf dem Gange; lauf' rasch hinter den Schirm.

Corfitz. Da bin ich auch nicht sicher, da steht ja die Wiege, da wollen sie hin und das Kind besehen. Ach, ich elender Mann, ich muß untern Tisch kriechen.

Die Wöchnerin. Das wird ein schlechtes Lager sein, mein Herz.

Corfitz. Das kann nichts helfen, aus zwei Uebeln ....

(Kriecht unter den Tisch.)

Ein Mädchen (mit einem Teller). Ich soll die Madame vielmals grüßen von meiner Madame, hier ist ein Weinsüppchen mit Zimmet, das läßt sie die Madame bitten, nicht zu verschmähen; nicht als ob sie nicht wüßte, daß Ihr das bei Euch selbst besser habt, sondern blos, weil es doch aus fremden Küchen am besten schmeckt.

Die Wöchnerin. Sieh hier, mein Kind, hier habt Ihr zwölf Schillinge für Eure Mühe; wäre mein Mann zu Hause, solltet Ihr mehr kriegen. (Mädchen ab.)

Corfitz (den Kopf hervorsteckend). Zwölf Donnerwetter sollte sie kriegen, wenn ich zu Hause wäre! Aber sieh, da kommen uns schon wieder neue Visiten über den Hals. (Kriecht wieder unter den Tisch.)

Zweite Scene.

Zwei Damen. Die Wöchnerin.

Erste Dame. Ich gratulire.

Zweite Dame. Ich gleichfalls und danke, daß Sie uns die Ehre erwiesen und uns das haben melden lassen.

Die Wöchnerin. Das war nicht mehr als meine Schuldigkeit.

Erste Dame. Ist das Kind schon zur Kirche gewesen, Madame?

Die Wöchnerin. Ei, gewiß.

Zweite Dame. Können wir es nicht sehen?

Die Wöchnerin. Ja, gewiß dürft Ihr das, wiewol an dem kleinen Närrchen noch nicht viel zu sehen ist.

(Sie sehen hinter den Schirm.)

Corsitz (steckt den Kopf hervor). Sind sie fort?

(Er kriecht wieder zurück.)

Erste Dame. Ach, ist das ein allerliebstes Kind! Gleicht es nicht ganz seinem Vater?

Zweite Dame. Ja, es gleicht ihm aufs Haar, wahrhaftig! Euer Eheliebster, Madame, ist wol recht erfreut, daß er in seinen alten Tagen noch Leibeserben bekommen hat?

Die Wöchnerin. Ei, gewiß, er ist so vergnügt, daß er nicht weiß, auf welchem Beine er stehen soll.

Erste Dame. Wo ist denn der liebe Mann? Wir müssen ihn herhaben und ihn ein bischen aufziehen.

Die Wöchnerin. Er kommt Augenblicks, er versprach mir nur Kaffe zu mahlen: denn das hab' ich ihm gesagt, in dieser Zeit muß er uns aufwarten —

Zweite Dame. Ei freilich, das ist nicht mehr als billig; Ihr solltet nur sehen, Madame, wie geschäftig meiner ist, wenn ich in Wochen liege. Da sieht er überall selbst nach in Küche und Keller, so daß die Mädchen oft wünschen: Gott gebe, daß doch nur die Madame wieder auf wäre, so werden wir den Topfgucker wieder los!

Erste Dame. Hält da nicht ein Wagen vor der Thür?

Zweite Dame. Ja, ich muß schnell ans Fenster und muß sehen, wer es ist. Ei, Element, Schwester, nun ist's am besten, wir gehen; das ist Anne, die Zinngießerin, das Weib kann ich vor den Tod nicht leiden.

Erste Dame. Und ich noch weniger.

Zweite Dame. Sieh, da ist sie, gieb nur Acht, was für ein Air sie sich giebt.

Erste Dame. Sollte man's denken? Hat die Kuh sich auch noch eine Adrienne umgehängt!

Dritte Scene.

Anne, die Zinngießerin. **Die zwei Damen. Die Wöchnerin.**

Anne. Sieh da, hab' ich das Glück, Sie hier zu finden?

Erste Dame. Wo hübsche Leute sind, kommen hübsche Leute hinzu; ist es mir doch wahrhaftig den ganzen Tag so gewesen, als ob ich das Vergnügen haben würde, Sie zu sehen.

Anne. Ich danke gehorsamst, die Ehre ist auf meiner Seite.

Erste Dame. Ich freue mich von Grund der Seele, so oft ich die Ehre habe, Sie zu sehen.

Zweite Dame. Ich meiner Treu' ebenso; noch in diesem Augenblick saßen ich und Madame und sprachen von Ihnen und sagten: Wie mag sich doch nur die allerliebste Madame Anne die Zinngießerin befinden?

Erste Dame. Wir haben so lange nicht die Ehre gehabt, Sie zu sehen.

Zweite Dame. Ich kann ebenfalls versichern, daß ich Sie liebe, als wären Sie meine leibliche Schwester; das Unglück ist nur, daß wir Sie so selten sehen.

Die Wöchnerin. Ach, Ihr guten Madamen, Ihr macht einander solche Complimente; wenn Ihr es auch nur wirklich so meint, dann ist es schon gut.

Erste Dame. Madame kann überzeugt sein, daß ich keineswegs zu den Menschen gehöre, welche anders reden, als sie denken; ich gehöre durchaus nicht zu den politischen Weibern, weshalb ich denn auch so viele Feinde habe. Meine Muhme hat mir oft gesagt: Du verstehst Dich nicht auf die Welt, mein Kind, was Du auf dem Herzen hast, das muß herunter und wenn es durch die Rippen sein sollte.

Die Wöchnerin. Habt Ihr heute sonst schon Wochenvisiten gemacht, gute Madamen?

Erste Dame. Ja, wir waren beim Tabakſpinner Jeremias ſeiner Frau.

Die Wöchnerin. Wer war weiter da?

Erste Dame. Ha ha ha, bittet mich nicht, das zu erzählen; ich bin im Stande und platze vor Lachen, ſowie ich daran denke. Meine Schweſter verſteht die Leute beſſer zu ſchildern als ich, die kann ſich das Lachen beſſer verhalten.

Zweite Dame. Kennt Madame nicht dem Hans Jeſperſen ſeine Lucie?

Die Wöchnerin. Nein.

Anne. Ja, ich kenne ſie, das iſt ja die, welche den Leuten immer ſo viel in die Ohren flüſtert.

Zweite Dame. Ja, das iſt dem Teufel ſein Flüſtern mit dem Weibe; ſie kann nicht ſagen, daß gut Wetter iſt, außer ſie zieht die Leute in den Winkel und flüſtert ihnen in die Ohren. Dann war da noch Gertrud Janſen, die erzählte von ihren Hühneraugen beinahe 'ne halbe Stunde lang.

Die Wöchnerin. Nein, Ihr übertreibt auch wol ein bischen.

Zweite Dame. Nein, Madame, Ihr könnt Euch nicht vorſtellen, was das Frauenzimmer für einen Reichthum von Worten hat; es iſt eine wahre Luſt, ſie ſprechen zu hören, beſonders wenn ſie etwas deutſch erzählen will.

Anne. Spricht ſie auch deutſch?

Zweite Dame. Sie hat ja ein Erbbegräbniß in der deutſchen Kirche; was war das doch, Schweſter, was ſie ſagte, als wir gingen?

Erste Dame. Sie fragte: wullt Ihr ſchon ſo bolde gaan?

Die Wöchnerin. Ihr ſeid doch wirklich ſchlimme Leute. Aber waren da nicht noch mehr?

Zweite Dame. Ei, Madame, fragt uns nicht weiter, ſonſt fangen wir an, Ihr Marthe Martenſens Adrienne zu beſchreiben, und das kann ich unter einer Stunde nicht abmachen.

Erste Dame. Ja, das Mädchen kleidet ſich verflucht abſurd.

Zweite Dame. Gabt Ihr auch Acht auf ihre Adrascante?

Erste Dame. Verſteht ſich; aber was meint Ihr erſt zu ihrer Schleppe?

Zweite Dame. Gewiß, das war ein Original von einer Schleppe.

Die Wöchnerin. Aber hat sie nicht eine Schwester?

Zweite Dame. Freilich, das ist die, die immer so mit dem Hintern wackelt. Oh, das ist wirklich ein niedliches Mädchen, sie ist nur so blöde, daß sie nicht die Zähne von einander macht, sie spricht von keinem Schnupftuch oder keiner Schürze ohne zu sagen: mit Permission oder salva venia, bitt' um Entschuldigung.

Die Wöchnerin. Ihr seid recht schlimm, Ihr guten Madamen, ich mag Euch nach weiter niemand mehr fragen. Aber erzählt nur von der Wöchnerin selbst, das hör' ich lieber.

Erste Dame. Nein, wir müssen auf einen andern Fleck.

(Sie gehen ab.)

Vierte Scene.

Anne, die Zinngießerin. **Die Wöchnerin.**

Anne. Das war mir recht lieb, daß die nicht bleiben wollten, mit solchem falschen Volk kann ich nicht zurechtkommen.

Die Wöchnerin. Es ist nicht meine Art, Madame, die Leute auf einander zu hetzen oder zur Einen von der Andern zu sprechen: aber das kann ich doch versichern, daß die zwei von Ihr so viel Böses sprachen, ehe Sie kam, daß es mir zu Herzen ging.

Anne. Hol' sie der Teufel! Ich weiß übrigens recht gut, was sie und andere böse Menschen mir nachsagen: aber sie thun mir großes Unrecht, Madame; es kann Einer recht gut ein rothes Gesicht haben, ohne daß er trinkt.

Die Wöchnerin. Ja, was will das auch sagen, wenn Ihr nun auch wirklich tränkt, was geht es sie an? Sie geben Euch ja nichts dazu.

Anne. Das versteht sich, und ich mag auch gar nicht mehr davon sprechen. — Wie ist Sie mit ihrer Amme zufrieden, Madame?

Die Wöchnerin. Ei nun, so weit recht gut, Milch genug hat sie.

Anne. Das ist ein Hauptpunkt, Madame, wenn sie nur übrigens leidlich ist; gute Ammen sind rar.

Die Wöchnerin. Sehr richtig, Madame. Meine Schwester hat eine, die säuft wie 'ne Sau; man kann es ihr freilich nicht beweisen, da sie es heimlich thut, aber die glühend rothe Couleur, die sie im Gesicht hat, die beweist es hinlänglich.

Anne. Schön Dank, Madame, für die Pique, die war gut, meiner Treu'.

Die Wöchnerin. Und ich schwöre der Madame, daß ich das ohne alle Absicht gesagt habe; Sie weiß ja wol selbst, wenn man ein Frauenzimmer sieht mit glühendem Gesicht, da heißt es gleich: sie nimmt ein Thränchen. Aber da haben wir neue Fremde.

Fünfte Scene.

Ingeborg die Bleideckerin. **Die Vorigen.**

Ingeborg. Madame, ich gratulire.

Die Wöchnerin. Danke ergebenst, Madame.

Ingeborg. Wie steht's mit der Gesundheit? Sie sieht herzlich miserabel aus; Gott behüte, wie hat Sie das Kindbett mitgenommen! Hätt' ich nicht gewußt, daß es Madame wäre, ich kann darauf schwören, ich hätte Sie nicht wieder erkannt.

Die Wöchnerin. Meine gute Madame, das ist meine Schuld nicht.

Ingeborg. Freilich wol, Madame, Sie kann nichts dafür. Aber weil ich Ihre aufrichtige Freundin bin, so condolire ich Ihr zu Ihrem Zustande.

Die Wöchnerin. Um Ihr wieder ein Freundschaftszeichen zu geben, so wünschte ich, Madame, ich könnte Ihr ebenfalls condoliren.

Ingeborg. Danke ergebenst, gar zu gütig. Ach, Madame, nehme Sie sich nur ja in Acht, Ihre Augen wollen mir

gar nicht gefallen. Sie kommt mir vor gerade wie meine Schwester, die voriges Jahr starb.

Die Wöchnerin. In der That, Madame, wenn Sie nur eine Stunde fortfährt, dergleichen zu sprechen, so folg' ich Ihrer Schwester ganz gewißlich nach; die Theilnahme, die Sie für mich hat, incommodirt mich mehr als die Kindesnöthen.

Ingeborg. Das sollte mir leid thun, Madame, wenn meine Gespräche Sie incommodiren. Aber ich fordere die gute Frau die hier sitzt, zum Zeugen, ob das nicht so ist, wie ich sage; ist es nicht so, meine gute Anne Kannegießerin? Sieht Madame nicht wirklich recht schlimm aus?

Anne. Das thut sie, Ingeborg Bleideckerin.

Ingeborg. Ich glaube wahrhaftig gar, Sie ist böse, weil ich Sie nicht Madame genannt habe?

Anne. Nein, böse bin ich nicht: aber ich glaube allerdings, daß ich gewiß eben so gut eine Madame bin wie Sie, ja noch besser als Sie. Denn zwischen einem Zinngießer und einem lumpigen Bleidecker da ist doch, die Wahrheit zu sagen, ein Unterschied wie zwischen Zinn und Blei.

Ingeborg. Na, da kann Einem doch schlimm werden bei solchem Gewäsche; das paßt sich auch wol für Euch, meinen Mann einen lumpigen Bleidecker zu nennen! Denkt Ihr, ein Bleidecker ist nicht in allen Stücken so gut wie ein lumpiger Kannegießer?

(Sie schlagen einander Schnippchen und gehen ab.)

Sechste Scene.

Arianke die Buchdruckerin. **Die Wöchnerin.**

Arianke. Viel Glück zur jungen Tochter!

Die Wöchnerin. Viel Dank, Madame Arianke Buchdruckerin.

Arianke. Wie befindet sich die Madame?

Die Wöchnerin. Ich bin so schrecklich matt.

Arianke. Das kann nicht anders sein, Madame, die erste Edition ist allemal die beschwerlichste.

Die Wöchnerin. Was heißt das, die erste Edition?

Arianke. So sagt man bei uns von den Büchern. Wird eins zum ersten Mal aufgelegt, so heißt das die erste Edition; ich will also damit sagen, daß Madame noch nicht gewohnt ist, so oft in den Wochen zu liegen als ich, darum fällt Ihr das auch beschwerlicher.

Die Wöchnerin. Wie oft ist denn Madame zum Druck befördert worden?

Arianke. Ha ha ha! Das war ein niedlicher Einfall, Sie bleibt, wie ich höre, im Gleichniß. Uebrigens soll ich schön grüßen von meinem Herrn Liebsten, und er läßt bitten, die Madame wolle dies Buch nicht verschmähen, das er eben hat neu auflegen lassen.

Die Wöchnerin. Ihr mit Euren Büchern müßt doch Geld verdienen wie Heu.

Arianke. Bitt' um Verzeihung, Madame, bei solchen Büchern setzen wir zu, und müssen uns an Romanen und Aehnlichem von unserem Schaden erholen. Wir verkaufen eher vierhundert Romane, ehe wir zweihundert solcher Bücher absetzen.

Die Wöchnerin. Auf die Art solltet Ihr gar nichts Anderes verlegen als Romane?

Arianke. Ich will der Madame sagen, wie das ist; mein Mann ist ein gar kurioser Mann, er thut manches mehr, um dem Publikum zu dienen, als um seinen Profit.

Die Wöchnerin. Um dem Notarius Publikus zu dienen?

Arianke. Nicht doch, Publikum, so nennen wir das gemeine Beste.

Die Wöchnerin. Mein Mann ist sehr fürs Lesen. Alle Tage kauft er Bücher. Heut hat er Doctor Arendt Hvitfeldts Chronik gekauft.

Arianke. Welche Edition?

Die Wöchnerin. Nu die dänische Edition.

Arianke. War es die in Quarto oder die in Folio?

Die Wöchnerin. Es war die Auflage in weißem Einband

Arianke. Eingebunden kann das Buch auf zehnerlei Arten werden, wenn man sonst will, das ist es also nicht, wonach ich frage. Aber weiß Sie denn nicht, was ein Buch in Folio ist?

Die Wöchnerin. Ich habe noch nie davon gehört, blos von einem Narren in Folio.

Arianke. Ha ha ha, nun merk' ich freilich, daß Madame sich auf Bücher nicht versteht. Ein Buch in Folio ist eins, das ist so groß wie die Bibel; ein Buch in Quarto ist kleiner; eins in Octavo ist noch kleiner; in Duodez noch kleiner und endlich in Sedez, das sind die allerkleinsten.

Die Wöchnerin. So ist das Buch denn in Folio: denn es war so groß wie eine Bibel.

Arianke. Die Edition ist keine Prise Schnupftabak werth, Madame. Warum fragt Ihr nicht meinen Mann um Rath, bevor Ihr Bücher kauft? Die in Quarto ist noch einmal so gut.

Die Wöchnerin. Das kann schon sein: aber dann hätt' es der Buchbinder anders einbinden sollen, denn übrigens war das Buch ganz neu.

Arianke. Ha ha ha!

Die Wöchnerin. Worüber lacht Sie, Madame? Ich drücke mich vielleicht nicht recht aus, aber was weiß ich von Ihren Angelegenheiten? Uebrigens bedank' ich mich, daß ich doch etwas von Ihr gelernt habe, nämlich, was ein Buch in Folio ist. — Aber sprechen wir von etwas Anderem; seid Ihr nicht in der Thüre zwei Frauen begegnet?

Arianke. Ei gewiß.

Die Wöchnerin. Die geriethen hier in Streit mit einander. Die eine war Bleideckers Ingeborg und die andere Zinngießers Anne.

Arianke. Welche von beiden war Anne Zinngießerin, die Große oder die Kleine?

Die Wöchnerin. Die in Quarto war Ingeborg Bleideckerin und die andere in Folio war Anne Zinngießerin.

Arianke. Ha ha ha, hört auf mit Eurem Latein, Madame, das läßt sich nur von Büchern sagen. Aber jetzt muß ich Abschied nehmen; ich werde die Ehre haben, Sie recht bald wieder zu sehen.

Die Wöchnerin. Seid so gut und grüßt den Herrn Liebsten.

Corfitz (kriecht hervor). Element, nun bin ich gleich todt, sowol von dem schlechten Lager, das ich gehabt habe, als von diesem Wochengespräch!

Die Wöchnerin. Merkst Du nicht, wie beklagenswerth eine arme Wochenfrau ist?

Corfitz. Jetzt hab' ich nicht Zeit, sie zu beklagen, jetzt hab' ich noch genug mich selbst zu beklagen, daß ich so lange hab' unterm Tisch liegen müssen.

Die Wöchnerin. Ach, theurer Mann, Ihr seid nun frei, mir dagegen stehen noch hundert andere Visiten der Art bevor. Ja, wenn Dörte Knopfmacherin und Hildegard Schwertfegerin kommen, da geht meine Plage erst recht an, da solltet Ihr den Lärm einmal erst hören, die sprechen immer beide zugleich, und da kommt es nun drauf an, welche das Maul am weitesten aufreißt.

Corfitz. Na, da will ich nur lieber meiner Wege gehen, so lange es noch Zeit ist.

Die Wöchnerin. Ich werd' es Euch sagen lassen, wenn ich allein bin. Aber pocht das nicht? Da kommen schon wieder frische Visiten!

Corfitz. Ach, nun bin ich verloren.

(Kriecht wieder unter den Tisch.)

Siebente Scene.

Else die Schulmeisterin. Die Wöchnerin.

Else. Ich danke gehorsamst, Madame, für die Ehre und den Honneur, die Sie mir angethan, erzeigt und erwiesen, indem Sie mich von Ihrer Entbindung unterrichtet und in Kenntniß gesetzt hat, welches mehr ist, als meine Meriten meritiren. Ich gratulire und wünsche Glück von Herzen und versichere, bezeuge und contestire, daß es zu meinen größten Plaisirs, Annehmlichkeiten und Freuden gehört, Ihres Wohlbefindens Contentements zu sehen. Denn sintemal das allzeit ein treues aufrichtiges Liebes-, Freundschafts- und Amorsband gewesen ist,

das unsere Häuser zusammen verknüpft, verbunden und vereinigt hat, so darf und muß ich mich auch freuen und ergötzen an Madame's Freude und Ergötzen, gleichsam als wäre mir selbst widerfahren, was, indem es ein Contentement und Vergnügen für Euch ist, auch für mich ebenfalls ein Contentement und Vergnügen ist. Denn ich kann die Madame versichern, daß Ihrer Tugenden Abbild allzeit aufgehängt ist an meines Herzens Nagel. Auch habe ich allen Grund, die Madame zu lieben, sowol um Ihrer selbst willen, als auch in Berücksichtigung Ihres Bruders, von dem mir so viel Gutes erwiesen worden; denn ich kann sagen, daß er niemals in den Kramladen geht, sich ein Kleidungsstück zu kaufen, ohne daß er auch einen Rock oder mit Reverenz zu sagen eine Schürze für mich kauft.

Die Wöchnerin. Tausend Wetter, da ist Sie glücklich!

Else. Es geht mit mir, wie das alte Sprüchwort lautet...

Die Wöchnerin (wischt sich den Schweiß ab). Da klopft es wahrhaftig schon wieder, das ist Hildegard die Schwertfegerin und Dörte die Knopfmacherin. (Leise) Na, nun mögen so viel närrische Frauenzimmer kommen, als da wollen, jetzt hab' ich mich einmal darein ergeben.

Achte Scene.

Hildegard. Else. Dörte. Die Wöchnerin.

Hildegard. Ei, Madame, Glück auf! Ihr paradirt ja meiner Treu' wie eine Maibraut. Nein, sieh mal her, Schwester, wie das kleine Luderchen sich herausgeputzt hat! Bitt' um Verzeihung, daß ich ein Späßchen mache.

Else. Dienerin, Madame.

Hildegard. Ei, seht, Madame, ist Sie hier? Da muß ich Sie gleich um eine Prise Toback bitten, Sie pflegt immer was Gutes zu führen.

Else. Ich weiß wirklich nicht, will Sie so gut sein und einen Versuch machen?

Hildegard. Das ist Baltzers Toback.

Dörte. Ich dächte, Schwester, das ist französischer Maria, Kopenhagenscher Toback, den kenn' ich gleich.

Hildegard. Ich wahrhaftig ebenfalls. Von wem ist der Toback, Madame?

Else. Von Louis...

Hildegard. Wollt Ihr nun auch meinen kosten?

Else. Das ist ein excellenter Toback, ich dächte, das ist Ascharah.

Dörte. Er kommt mir mehr vor wie eine Art Havannah.

Hildegard. Was es eigentlich ist, kann ich nicht sagen; verkauft ist er mir für Spadille.

Else. Haben die guten Madamen nichts gutes Neues?

Hildegard. Nein, Gutes nicht, aber Böses, das hört man leider genug. Von der Frau, die einen Wockenstock zur Welt gebracht hat, habt Ihr doch wol schon gehört?

Else. Nein, kein Wort.

Dörte. Na, dann will ich es Ihr erzählen.

Hildegard. Ich kann das schon noch allein erzählen. (Sie sprechen Beide zugleich.) Da ist eine Frau, ihren Namen weiß ich nicht, bei der kommt ein armes Bettelweib an die Thür und bittet sie um eine Gabe für ihre kleinen Kinder, wird aber abgewiesen mit den Worten: Marsch fort, du alte Bettel, dir wär' es auch besser gewesen, du hättest statt Kinder zu kriegen einen Wockenstock gekriegt, da könntest du dir doch wenigstens dein Brod zusammenspinnen!

Else. Ihr guten Madamen, es genügt, wenn Eine erzählt; wenn Ihr Beide auf einmal sprecht, kann ich es lange nicht so gut fassen.

Hildegard. Ich will es schon erzählen, Madame.

Dörte. Nein, ich will es erzählen! (Wieder Beide zugleich.) Darauf fing das Bettelweib an bitterlich zu heulen und sagte: So wünsche ich Euch doch, daß Ihr das erste Mal, daß Ihr in Wochen kommt, selbst einen Wockenstock kriegt!

Hildegard. Darauf nahm die Frau einen Besenstiel —

Dörte. Darauf nahm die Frau ein Mangelholz —

Hildegard. Nein, es war ein Besenstiel —

Dörte. Nein, es war ein Mangelholz —

Hildegard. Nein, das war es ganz gewiß nicht!

Dörte. Nun, lassen wir das Mangelholz fallen, Ihr müßt ja immer Recht behalten. (Sprechen wieder Beide zugleich.) Und damit prügelte sie das arme Bettelweib zur Thür hinaus. Aber was geschah? Eine halbe Stunde darauf befand sich die Frau vom Hause sehr übel, mußte zu Bett gehen und lag ein volles halbes Jahr, bis sie endlich niederkam, und zwar mit einem Wockenstock.

Hildegard. Aber eins hab' ich noch zu erzählen vergessen, nämlich wie es mit dem Bettelweib weiter ging.

Dörte. Ja richtig. (Sprechen wieder Beide zugleich.) Nicht lange hernach begegnete die Köchin vom Hause demselben Bettelweib, das sie dann bei der Hand nahm und sagte: Grüß' deine Herrschaft und sag' ihr: das Weib, das sie so höhnisch fortgewiesen, das war die Sanct Brigitte, welche Bettlersgestalt angenommen hatte, sie zu prüfen. Und darauf fing sie an zu glänzen wie die Sonne und verschwand.

Hildegard. Es ist doch seltsam, daß ich die Geschichte nicht allein erzählen darf.

Dörte. Ich weiß die Geschichte so gut wie Ihr.

Hildegard. Ich habe sie aber eher gewußt als Ihr.

Dörte. Aber ich habe sie von Einem gehört, der dient in demselben Hause mit der Köchin ihrem Schwesterkind.

(Während sie so reden, sitzt die Wöchnerin und hält sich die Ohren zu.)

Else. Aber Ihr guten Madamen, ob das wol gewiß ist mit dem Schiff, das man dieser Tage im Mond gesehen hat?

Hildegard. Ja freilich ist das gewiß! (Erzählen wieder Beide.) Wenn man zuerst hinsah, konnte man nichts sehen als einen ordinären Mond, aber wenn man nur länger hinstarrte, sah man zuerst das Schiff, dann das Schiffsvolk, dann den Schiffshund, und endlich, wenn man recht lange hinstarrte, sah man sogar die Tobackspfeifen, die die Matrosen im Munde hatten!

Else. Aber was meint und glaubt man wol, daß solchen Zeichens Offenbarung zu erkennen geben, anzeigen und bedeuten will?

Hildegard. Das bedeutet unfehlbar Krieg, Madame.

Else. Ja, ich glaub' es wol; denn man hat auch außerdem in diesen Tagen noch verschiedene andere Zeichen gesehen, die ebenfalls nichts Gutes bedeuten, unter Anderm einen feurigen Drachen, gerade über Roeskild.

Dörte. Ei, das muß Madame uns erzählen!

Else. Weder des Tages, noch des Datums Erinnerung kann ich mir in mein Gedächtniß zurückrufen: allein ich erinnere mich und gedenke, daß das Zeichen zuerst erschien und sich sehen ließ um die Zeit, da die dickste Finsterniß herrscht und regiert, und die man gemeiniglich Mitternacht heißet. Da ist es erblicket worden von einem von den Männern, die da müssen wachen, wenn Andere schlafen, und mit der Posaune ihrer Stimme die Stunden der Nacht zu erkennen geben, so man gemeiniglich nennt Nachtwächter. Des Drachen Glanz und Schein war so groß, daß er ungefähr circa dieselbige Wirkung auf den Pol des Himmels machte als das kleinere Licht der Nacht, ich meine den Mond, wenn er in seiner Viertel Erstheit ist. Der Drache hatte, mit Reverenz zu sagen, einen Schwanz von drei Ellen Länge; wenn man seinen Gang und Weg observirte, wahrnahm und beobachtete, so mußte man sich verwundern, nicht minder über die Schnelligkeit seiner Fahrt, als über die wunderliche Art, wie er sich bewegte. Denn er spielte in dem subtilen Element, ich meine die Luft, gleichsam wie jene leichtfertigen Meerschweine spielen im Hause des Neptun, ich meine im Meere. Nun bemerkte und observirte mein Mann eine Aufrichtung des Kopfes, gleichsam als wollte er hinauffliegen in den dritten Himmel, jetzt wieder ein Herniederwerfen des Kopfes, gleichsam als wollte er sich präcipitiren und herunterstürzen auf Gottes Fußschemel, ich meine die Erde. Verschiedene Leute in Roeskild haben ihre sämmtlichen Kopfnerven angestrengt, um ausfindig zu machen dieses Zeichens Bedeutung, Signification und Auslegung.

Hildegard. Das ist ja eine erschreckliche Erscheinung gewesen; hat unsere Wöchnerin die Geschichte gehört?

Die Wöchnerin. Nein, Madame, ich liege und denke, was ich heut Abend essen soll.

Hildegard. Ei, hat Sie auf die Geschichte nicht Acht

gegeben? Die ist meiner Treu' werth, daß man sie hört; Madame ist wol so gut und erzählt sie noch einmal.

Die Wöchnerin. Ach, das ist ja gar nicht nöthig, sich zu bemühen und solche lange Geschichte zu recitiren.

Dörte. Will Madame sie nicht erzählen, so will ich es, obwol ich nicht versprechen kann, sie in solchem zierlichen Stile vorzutragen wie Sie, die aber auch freilich solchen gelehrten Mann hat wie David Schulmeister.

Die Wöchnerin. Ich will wahrhaftig niemand damit bemühen.

Dörte. Ei, wer spricht denn von Mühe, Madame, die Geschichte war diese —

Hildegard. Ich will sie schon erzählen, Schwester.

(Sie erzählen die Geschichte Beide zugleich, aber in einem andern Stil.)

Die Wöchnerin (trocknet sich den Schweiß ab). Da klopft es eben an die Thür; ich glaube, das ist Engelke, die Hutmacherin.

Hildegard. Ach, ist das die Pimpernille? Die sitzt in Gesellschaft wie eine Bildsäule, die weder Mund, noch Maul hat. Laß uns gehen, Schwester. Lebt wohl, Madame, haltet Euch hübsch wacker!

Dörte. Leb' wohl! Die Schwerenoth sollst Du auf den Hals kriegen, wenn Du Dich zu früh hinauswagst! Laß mich den Puls fühlen, bevor ich gehe, — nu, für solch ein kleines Ungethüm geht er gut genug. Adiös. (Beide ab.)

Else. Auch ich muß aufbrechen und Abschied nehmen und wünsche aus meines innersten Herzens Receß und Grund meiner hochgeehrten und hochästimirten Madame eine rasche baldige Wiederherstellung, Restitution und Besserung, gleichermaßen, daß die theure Leibesfurcht, mit der die himmlische Güte Euch gesegnet hat, die kleine köstliche Erstlingspflanze, so er in Euren Weingarten gesetzet hat, aufwachsen möge und emporkeimen, den theuren Eltern zur Freude, Contentement und Vergnügen.

(Ab.)

Neunte Scene.

Engelke die Hutmacherin. **Die Wöchnerin.**

(Engelke kommt herein und macht ein Compliment.)

Die Wöchnerin. Seid so gut und setzt Euch, Madame.

(Engelke verneigt sich.)

Ach, bitte, setze Sie sich doch.

(Engelke verneigt sich.)

Ach, Madame, wozu sollen denn diese Ceremonien?

(Engelke verneigt sich.)

Madame, ich kann unmöglich zugeben, daß Sie länger steht; will Sie, daß ich aufstehen soll und Sie länger nöthigen?

(Engelke verneigt sich und setzt sich, spricht jedoch kein Wort; endlich steht sie wieder auf, macht ein Compliment und geht.)

Adieu, Madame, danke für angenehme Unterhaltung.

Zehnte Scene.

Stine die Eisenkrämerin. **Die Wöchnerin.**

Stine. Votre servante, Madame! je vous gratule. Ist es ein Sohn oder eine Tochter?

Die Wöchnerin. Es ist eine Tochter, Madame.

Stine. Ich wollte doch ma foi meinen Besuch nicht länger aufschieben, obschon ich heute schon halb und halb an einem andern Orte engrassirt war. Aber ich ließ alles im Stich, um Sie zu besuchen, mon cher amie.

Die Wöchnerin. Tausend Dank für Ihre Güte und Höflichkeit.

Stine. Das sind keine Complisance, Madame, sondern ein Devoir und Obligement, seine guten Freunde zu besuchen, wenn sie mal malade und unpaß sind. Uebrigens habe ich heute schon eine Wochenvisite gemacht.

Die Wöchnerin. Wo da?

Stine. Bei dem Visentator seine Frau: sie hat einen Jungen, das ist affectivement ein amables Kind.

Die Wöchnerin. Die Frau ist glücklich, daß sie Söhne kriegt.

Stine. Ja, Madame, sie hat ein großes boncoeur vor andern. Ei ma foi, ich glaube gar, ich habe meine Tabatieren-dose vergessen; darf ich, Madame um eine Entreprise aus Ihrer bitten? — Das ist ein guter Toback, très humble valet.

Die Wöchnerin. Sie kommt mir heut recht wie gerufen, Madame, ich muß einen Brief schreiben an Hans Jacobsen, Tobackshändler in Flensburg, und möchte gern die Aufschrift auf Französisch machen. Aber da Keiner im Hause ist, der ordentlich Französisch versteht, da möcht' ich nun die Madame bitten, mir ein bischen auszuhelfen, da Sie doch die Sprache so außerordentlich gut versteht.

Stine. Très volonté, Madame, Sie schreibt folgendermaßen: A Messiö Messiö Jean de Jacobsen, Marchand de la Toback, presentemang à la Flansborg.

Die Wöchnerin. Sagt man denn Flansborg auf Französisch?

Stine. Oui, Madame, Flensburg ist dänisch. Meist alle Städte und Dörfer werden auf Französisch anders geschrieben, so per Exempel Kopenhagen heißt Copenhague, Norwegen Normandie, Jütland Judée, und die Jüten, was das Wunderlichste ist, heißen Les Juifs.

Die Wöchnerin. Dies Letztere ist sehr unsinnig.

Stine. Allerdings, aber ich kann es Ihr gedruckt zeigen in meiner Grammaer, da steht: Les Juifs, die Juden.

Die Wöchnerin. Ha ha ha, die Juden, das sind die Jüten! Macht mir meinen Mann nur nicht zum Juden, er ist ein guter ehrlicher Jütländer! Ha ha ha!

Stine. Ich will mich doch ma foi von Ihr nicht harzelliren lassen, adiös. (Sie geht ab.)

Elfte Scene.

Corfitz. Die Wöchnerin.

Corfitz (kriecht hervor). Ei, gieb mir nur rasch ein Glas Branntwein, ich bin mehr todt als lebendig. Ich bin wie zer-

schlagen an allen Gliedern und voll Staub, Qualm und Wochenklatsch, daß ich in Gefahr bin, zu platzen. Aber da sind meiner Seel' schon wieder Leute; ist das nicht eine verfluchte Stube, blos eine Thür zu haben! In meinem Leben hab' ich keine solche verrückte Bauart gesehen; kann ich nicht zum Fenster hinauskommen?

Die Wöchnerin. Ei ja, wenn Ihr den Hals brechen wollt.

Corfitz. Na, das hätte auch nichts zu sagen, so wäre die Geschichte auf einmal zu Ende.

Die Wöchnerin. Ei, Possen, ich glaube, Du bist nicht bei Trost.

(Corfitz kriecht wieder unter den Tisch.)

Zwölfte Scene.

Geske die Küsterin. **Die Wöchnerin.**

Geske. Ich gratulire der Madame zur jungen Tochter; ich dachte, es wäre ein Sohn, aber damit ist's für dies Mal doch noch nichts geworden.

Die Wöchnerin. Ich bin mit einer Tochter ganz zufrieden. Allerdings kann man zuweilen von Söhnen größere Freude haben, aber wenn ein Knabe nicht geräth, so macht Einem das noch größeren Kummer als zehn Mädchen.

Geske. Wol wahr, Madame, man kann auf die Töchter besser Acht haben. Ich weiß noch, was für Verdruß meine Muhme Schmidts Gertrud von ihrem Sohne Andres hatte. Nicht daran denken kann ich, Madame, ohne daß mir die Thränen in den Augen stehen. (Sie weint und trocknet sich die Thränen mit der Schürze.) Ja, der Andres, der Andres, der hat seiner armen Mutter so manches graue Haar gemacht! Hat Madame schon gehört, was er vorgestern angerichtet?

Die Wöchnerin. Nichts hab' ich gehört.

Geske (weint). Ach, ach, was weiß der Teufel nicht alles anzustiften! Denn von unserm Herrgott kann so etwas doch nicht kommen! Steigt der Junge über den Zaun in dem Nachbar

seinen Garten und stiehlt sich die ganzen Taschen voll Aepfel. (Sie weint.)

Die Wöchnerin. Ei, Madame, das scheint mir doch wirklich kein Grund, auch nur sein Schnupftuch naß zu machen.

Geske. Hört nur weiter, Madame. Wie er nun wieder zurück will, bleibt er hängen und reißt sich seine neuen Tuchhosen entzwei, die Ihr vermuthlich noch kennt.

Die Wöchnerin. Ei, Madame, wie käm' ich dazu, seine Hosen zu kennen?

Geske. Aber unser Herrgott hatte doch wenigstens die Gnade und conservirte seine Jacke. (Sie weint wieder.)

Die Wöchnerin. Ich möchte die Madame doch bitten, unsern Herrgott aus dem Spiel zu lassen; es ist eine üble Gewohnheit, Gottes Namen so zu mißbrauchen, wenn man von Jacke und Hosen spricht.

Geske. Ach so, Madame, ich soll mich wol nach Ihr richten?

Die Wöchnerin. Madame, ich will mich darüber mit niemand in einen Disput einlassen. Doch scheint es mir nur eine schlechte Gewohnheit, zu sagen: Unser Herrgott war mir so gnädig, daß mein Strumpfband oder Schuhriemen nicht entzwei ging, gerade wie es auch eine bloße Redensart ist, zu sagen: Na, was hat der Teufel nun wieder angerichtet, wenn ein Dienstbote ein Glas fallen läßt oder ein bischen Suppe auf den Tisch verschüttet. Aber laßt uns von etwas Anderem sprechen; ich sehe, die Madame hat einen schlimmen Finger, wo hat Sie den her?

Geske. Das will ich Ihnen sagen: ich wollte gestern auf den Fleischmarkt gehen und einkaufen.

Die Wöchnerin. Wie sieht es denn jetzt aus auf dem Fleischmarkt? Ich schickte gestern das Mädchen hin, aber die war nicht im Stande, nur ein rechtschaffenes Stück Fleisch zu kriegen.

Geske. Da hat Sie auch recht, Madame, das ist niemals solche verfluchte Wirthschaft gewesen wie jetzt. Die sind jetzt so frech, fünf Schillinge zu fordern für das Pfund Ochsenfleisch, und dabei ist es so mager, daß man nicht ein Körnchen Fett

daran sieht. Ich wollte Suppe davon kochen, aber die Suppe wurde so schlecht, daß ich, um sie zu verbessern, ein Stück Speck daran thun mußte. (Sie weint wieder.)

Die Wöchnerin. War die Suppe da gut, wie der Speck daran kam?

Geske. Ja, nu war sie delicat, Madame.

Die Wöchnerin. So hat Madame ja nicht mehr nöthig, darüber zu weinen.

Geske. Ich weine auch nicht just darüber, ich denke blos noch an das Fleisch, wie erbärmlich das aussah und kostete doch fünf Schillinge das Pfund. Alles wird theurer: willst du ein Stück Speck haben, willst du Butter haben, willst du Käse, Grütze, Lichter, Holz haben, so ist das nicht mehr mit Geld aufzuwiegen. Ich erinnere mich, daß meine Muhme Brigitte erzählte (sie weint) — nun ist das gute Weib auch todt und hinüber — die erzählte mir, in ihrer Jugend konnte man das beste Pfund Ochsenfleisch für einen halben Schilling kriegen, und damals war doch noch nicht einmal ein Polizeimeister in der Stadt.

Die Wöchnerin. Aber um wieder auf meine Frage zu kommen, wo hat Sie den Schaden am Finger her?

Geske. Ich wollte ein Stück Speck abschneiden, das sollte in die Suppe kommen: aber was richtet der Teufel nicht wieder an?

Die Wöchnerin. Ei, kommt nun mal wieder der Teufel an die Reihe? — Aber seht, da kommen neue Gäste.

Geske. So muß ich wol gehen. (Ab.)

Corfitz. Und ich meiner Treu' ebenfalls, bevor wieder neue kommen.

Die Wöchnerin (zum Mädchen). Hör', nun will ich ein Stündchen Ruhe haben. Kommt ein Besuch unterdessen, so kannst Du sagen, ich schlafe ein bischen.

Dritter Akt.

Erste Scene.

Eine vornehme Dame. Die Wöchnerin. Die vornehme Dame in einer Portechaise, der **Bediente** in zerrissener Livree.

Dame. Guten Tag, kleine Madame, ich wünsche Glück. Wer ist zuletzt hier gewesen?

Die Wöchnerin. Hier waren viele recht anständige Bürgerfrauen.

Dame. Es riecht auch so verflucht bürgerlich; lass' Sie ein wenig räuchern. Ich bin durchaus nicht hochmüthig, Madame, das soll mir niemand nachsagen: denn wenn ich es wäre, so hätte ich Ihrem geringen Hause die Ehre nicht angethan, hierher zu kommen. Darum rühmen mich aber auch die Leute und sagen: Gott segne die wohlgeborne Frau, mit der ist das ein Umgang, nicht anders, als wäre sie eine schlichte Bürgersfrau! Aber man muß sich auch nicht gemein machen, das erzeugt, wie ich bemerkt habe, nicht selten Verachtung.

Die Wöchnerin. Nein, gewiß, es wäre Sünde, der wohlgebornen Frau etwas Anderes nachzusagen. Ich hab' es wol gehört, Sie kommt zu bürgerlichen Leuten, so wie sie Ihr nur etwas vorzusetzen haben, ja Sie speist mit ihnen, als wäre Sie an Ihrem eigenen wohlgeborenen Tisch.

Dame. Ja, warum sollt' ich auch nicht, Madame? Denn wenn ich es recht überdenke, so sind die Bürgersleute ja doch auch Christenmenschen und können, wenn sie ein gottgefälliges Leben führen, so gut in den Himmel kommen wie wir.

Die Wöchnerin. Aber, wohlgeborne Frau, sollte nicht im ewigen Leben so ein gewisser Unterschied zwischen Personen von Rang und bloßen Bürgerlichen doch stattfinden?

Dame. Nein, kein großer, Madame, unter uns gesagt. Aber Sie hat nicht nöthig, sich vor Andern was davon merken zu lassen, ein gemeiner Handwerker könnte darüber hochmüthig werden. Darum, Madame, tractire ich auch den Schlag Leute mit der Verachtung, die ich meinem hohen Stande gemäß gegen sie hegen darf und kann. Denkt nur, Madame, wie herablassend ich neulich war; ich habe, ma foi, ohne mich selbst zu rühmen, zehn Thaler von meinem Schneider geborgt.

Die Wöchnerin. Das war ja ein unverschämter Schneider, daß er sich unterstand, einer solchen wohlgebornen Frau Geld zu leihen. Der dumme Teufel hätte ja doch merken können, daß die gnädige Frau es nur gethan, um ihn auf die Probe zu stellen.

Dame. Anfangs weigerte er sich auch und krümmte sich, gleich als wollt' er sagen: Dazu bin ich zu gering. Als er aber sah, daß es mein Ernst, so bequemte er sich und gab mir die zehn Thaler mit einem tiefen Seufzer, gleich als wollt' er sagen: Ach, wenn doch alles so herablassend wäre wie diese wohlgeborne Frau! Ich bin gewiß, der arme Mann rühmt mich, wohin er kommt, bis über die Wolken; denn jede thut das nicht, was ich gethan habe. Ist das nicht richtig, Madame?

Die Wöchnerin. Ja, darin hat die wohlgeborne Frau ganz Recht.

Dame. Aber, was hat es auch zu sagen, Madame, zuletzt sind wir ja doch alle Menschen, auch würd' ich mich, meiner Treu', nicht schämen, Ihr dieselbe Ehre anzuthun. Madame, will Sie so gut sein und mir zehn Thaler geben? Ich werde sie Ihr sofort in Gold zurückschicken.

Die Wöchnerin. Ach, die wohlgeborne Frau beliebt nur mit der geringsten ihrer Dienerinnen zu scherzen; ich bin zwar sehr einfältig, aber so wie der Schneider doch nicht.

Dame. Aber es ist meiner Treu' mein voller Ernst, Madame.

Die Wöchnerin. Ei, wohlgeborne Frau, ich würde ja in

Verruf kommen als eine ganz unverschämte Person, wollt' ich so naseweis sein. Nein, mein Geld ist zu gering dazu.

Dame. Die Wahrheit zu sagen, Madame, ich habe den Schlüssel zu meinem Geldschrank verlegt und wollte gern in der Eile zehn Thaler zum Trinkgeld für einen Bedienten haben, der mit einem Geschenk von einem Cavalier unterwegs ist.

Die Wöchnerin. Nein, ich thu' das meiner Treu' nicht; ja, wenn die ganze Bürgerschaft so unverschämt wäre, Euer Wohlgeboren Geld zu leihen, so würd' ich es doch nicht thun, dazu hab' ich viel zu großen Respect vor Ihr.

Dame. Je nun, so ist das Ihre eigene Schuld, Madame. Aber was habt Ihr da auf dem Teller?

Die Wöchnerin. Das sind einige gemeine Kuchen.

Dame. Muß sie doch einmal kosten — ei, die schmecken doch nicht so schlecht, wie ich dachte. Wenn Sie erlaubt, will ich doch meiner Treu' ein paar mit nach Hause nehmen. Christopher!

Christopher (in einer zerrissenen Livree). Wohlgeborne Frau!

Dame. Trag' doch mal diese beiden Kuchen nach Hause.

(Zur Wöchnerin)

Adieu, Madame, lebt wohl und rechnet jederzeit auf meine Gewogenheit.

Die Wöchnerin. Ich danke der gnädigen Frau für die große Gnade, die Sie mir erwiesen.

(Die vornehme Dame geht ab.)

Zweite Scene.

Anne die Wahrsagerin. **Die Wöchnerin.**

Anne. Nun, Madame, wie geht's mit der Gesundheit?

Die Wöchnerin. Ganz gut, Anne. Nur kann ich des Nachts nicht schlafen, und so wie ich einschlafe, so krieg' ich gleich die schrecklichsten Träume. Woher kommt das wol, Anne?

Anne. Brennt Madame des Nachts Wachslicht oder Talglicht?

Die Wöchnerin. Ich brenne Wachslicht.

Anne. Na, da haben wir's. Was denkt Ihr denn, daß Träume anders sind als Geister, die Einem im Schlafe erscheinen? Das Einzige, womit man solche bösen Geister vertreiben kann, ist mit dem Qualm von Talglichtern; den Wachslichtern dagegen laufen sie nach. Woher denkt Ihr denn wol, daß das kommt, daß es in den Kirchen so viel mehr spukt als anderwärts, als von den Wachslichtern, die da gebrannt werden? Ich mache mich verbindlich, eine ganze Million herumschwebender Geister mit einem Dreierlicht zu vertreiben, nämlich, wenn es blos solche Geister sind, die in der Luft fliegen. Sind es aber Erdgeister, die Euch die Unruhen machen, so müßt Ihr nur Leinsamen vors Bett streuen, da kriegen sie gleich Beine und laufen davon.

Die Wöchnerin. Ach, gute Anne, plag' mich doch nicht mit solchem Geschwätz, davon kann ja ein gesunder Mensch krank werden. Solche bösen Träume kommen ja von nichts Anderem als vom Blut; so wie ich mich wohl befinde, schlafe ich auch ruhig. Warum sollten also diese Geister die Leute mehr plagen, wenn sie krank als wenn sie gesund sind?

Anne. Das Warum weiß ich freilich nicht, Madame, aber daß es geschieht, das sieht man doch. Kommt es übrigens vom Blut, so wollen wir schon auf andere Mittel denken; da giebt es nichts Besseres, als Ihr laßt Euch streichen, ich werde gleich wieder hier sein. (Ab.)

Die Wöchnerin. Ach wär' ich doch nur die Hexe los! Aber ihren Willen muß sie haben, sie geht aus und ein in großen Häusern und bringt die ehrlichsten Leute in Mißcredit, wenn sie ihr nicht flattiren wollen. Ich muß mich also schon darein ergeben, in dies und alles Andere, was das Wochenbett mit sich führt. Ach, ach, wenn ich es nur aushalten kann!

Anne (zurückkommend). Entschuldigt nur, ich bin so lange geblieben ....

Die Wöchnerin. Hat nichts zu sagen, Anne. (Leise für sich) Mir wär's recht und wenn du nie wieder gekommen wärst. (Laut) Alle Tausend, da ist Meister Bonifacius, nun geht der Zank

los. Macht rasch, Anne, lauft hinter den Schirm! (Anne läuft und verbirgt sich hinter den Schirm.)

Dritte Scene.

Bonifacius. Die Wöchnerin.

Bonifacius. Serviteur, Madame, wie steht es mit der Gesundheit?

Die Wöchnerin. Es macht sich, Meister Bonifacius.

Bonifacius. Sie muß Ader lassen, Madame.

Die Wöchnerin. Der Doctor sagt nein, er hat mir blos ein paar Tropfen gegeben, die ich brauchen soll; in der Flasche da stehen sie.

Bonifacius. Ei, potz Schlapperment, die Tropfen sind ein wahres Gift für Sie! Hat Sie nicht schrecklich danach geschwitzt?

Die Wöchnerin. Ja, vor ein paar Stunden hab' ich stark geschwitzt, als Else David, die Schulmeisterin, hier war. Aber ich weiß nicht, ob das von den Tropfen kam, oder von der hochtrabenden Gratulation, die sie mir abstattete.

Bonifacius. Das war von den Tropfen, Madame. Gott verzeih' dem Doctor die Sünde, so zu handeln an einem armen Patienten. Braucht Ihr diese Tropfen nur eine Woche, so sollt Ihr einmal sehen, ob Ihr nicht die allerschönste Gelbsucht am Halse habt, die sich Einer wünschen kann; braucht Ihr sie aber noch eine Woche, so könnt Ihr die Schwindsucht kriegen oder eine Hypokrisie, Epilepsie, Anomalie, Paralysie und noch verschiedenes Andere, was noch schlimmer ist. Denn da ist Antimonium drin, da ist Arsenicum drin! Ist das nicht unverschämt, für eine arme Wöchnerin ein Recept zu präpariren von Sulphure indigesta und Sale haluminosa und Mercurio, absonderlich in diesem Jahre, wo Saturnus nicht regiert?!

Vierte Scene.

Zwei Frauen. Meister Bonifacius. Die Wöchnerin. Eine Mamsell.

Erste Frau. Dienerin, Madame, und Glück zur jungen Tochter!

Zweite Frau. Ebenfalls.

Die Wöchnerin. Seid so gut und nehmt Platz, Ihr guten Madamen. Aber, Meister Bonifacius, wär' es wol gut, sich um die Zeit zu Ader zu lassen?

Bonifacius. Ei ja. Zwar geschieht es besser bei klarem Wetter als bei trübem Wetter, besser bei zunehmendem Monde als bei abnehmendem; doch hat dies nicht viel zu sagen, wenn man sich nur übrigens vor den unglücklichen Tagen in Acht nimmt.

Die Wöchnerin. Aber was heißt das, Meister Bonifacius, glückliche und unglückliche Tage?

Bonifacius. Das ist zu sagen, Madame: wer sich am vierzehnten oder funfzehnten Martii verlobt oder verheirathet, kommt in Armuth und Elend; am zehnten oder achtzehnten April muß man aus einem Hause ins andere nicht ziehen; am siebenten oder achten Maji muß man nicht reisen; am siebzehnten Junii nicht handeln; am achtzehnten Julii keinen Proceß anfangen.

Erste Frau. Meister Bonifacius, Er kann den Leuten gewiß auch in den Händen lesen?

Bonifacius. Ach freilich, das heißt man Negromantia.

Erste Frau. Ach, sei Er doch so gut und seh' Er einmal in meine Hand.

Bonifacius. Ganz gern — ich sehe, Madame, daß Sie noch sechs Kinder kriegt.

Erste Frau. Ei, Possen, mein Mann ist ja schon achtundsechzig Jahre alt.

Bonifacius. Das will nichts sagen, die Striche in der Hand können nicht lügen. Ihr kriegt sechs Kinder, das steht fest: aber von wem Ihr sie kriegt, das kann ich nicht sehen.

Erste Frau. Pfui doch, meint Ihr, ich bin ein liederliches

Mensch, daß ich mit jemand anders sollte Kinder kriegen, als mit meinem Mann? Um meinem Manne untreu zu werden, dazu bin ich zu gut erzogen.

Bonifacius. Will Sie Flatterien hören, Madame, so muß Sie sich von Andern aus der Hand lesen lassen, aber nicht von mir.

Erste Frau. Nun, seh' Er auch einmal in der Mamsell ihre Hand.

Das Mädchen. Nein, meiner Treu', ich will nicht, daß mir Einer aus der Hand liest.

Erste Frau. Ja, ganz gewiß sollst Du Dir so gut aus der Hand lesen lassen wie ich; was sind das für Possen?

Bonifacius. Das ist eine einigermaßen schwierige Hand; wie viel Kinder sie kriegt, kann ich nicht sehen. Zeigt noch einmal her — nein: aber ich sehe, daß Sie bereits ein Kind gekriegt hat.

Das Mädchen. Das ist eine nichtswürdige Lüge, ich bin noch Jungfer.

(Die Uebrigen halten sich vor Scham das Schnupftuch vors Gesicht.)

Bonifacius. Das thut mir leid, meiner Seel', daß ich nicht gewußt habe, daß Sie unverheirathet, sonst würd' ich nichts davon gesagt haben. Laßt mich noch einmal sehen, Jungfer, vielleicht hab' ich das erste Mal falsch gesehen.

Das Mädchen. Den Teufel mögt Ihr sehen, Ihr könntet mir wol gar noch mehr Kinder auflügen, als das eine, das ich gehabt habe. Wer mir anders nachsagt, als daß ich eine Jungfer bin, der ist ein Lügner und Schelm.

(Die Uebrigen fangen an zu kichern; das Mädchen weint.)

Bonifacius. Meine theuerste Jungfer, seid nicht böse auf mich; ich wußte meiner Seel' nicht anders, als Sie wäre Madame. Aber —

Das Mädchen. Ein Lügner und ein Betrüger bist Du! — Ich will den guten Madamen sagen, wo sich das herschreibt. Ich diente auf einem Edelhof mit einer andern Mamsell, die mit dem Schulmeister zu bekannt wurde; die Sache kam vors Consistorium, sie drang auf Verheirathung, er suchte Ausflüchte, und durch verschiedene Advocatenstreiche wurde die Sache so

verquackelt, daß er von der Verheirathung losgesprochen wurde, und ich mußte mich mit zweihundert Thalern begnügen.

(Die Uebrigen lachen, das Mädchen geht mit der zweiten Frau fort und droht dem Barbier.)

Die Wöchnerin. Das war eine verwünschte Geschichte. Aber sie verrieth sich selbst; zehn Thaler wollt' ich geben, wäre das nicht in meinem Hause passirt.

Bonifacius. Ich wußte wirklich nicht anders, als sie wäre verheirathet, sonst würde ich sie gerne geschont haben.

Die Wöchnerin. Ich hätte für das Mädchen schwören wollen, so ehrbar sah sie aus. Aber da kommt der Doctor — alle Welt, hinter den Schirm, Meister Bonifacius!

(Er läuft hinter den Schirm.)

Fünfte Scene.

Die Wöchnerin. Ein Doctor.

Die Wöchnerin. Ach — da hab' ich nicht dran gedacht, daß Anne die Wahrsagerin schon vorher hinter dem Schirme war; na, das wird eine Teufelswirthschaft zwischen denen geben. — Dienerin, Herr Doctor!

Doctor. Ihr gehorsamster Diener, Madame! Wie steht es mit der Gesundheit? Hat Sie Beneficium ventris?

Die Wöchnerin. Nein, Herr Doctor, der ist lange nicht dagewesen.

Doctor. Ei, Madame, das thut nicht gut, das muß sich wenigstens zweimal des Tags einfinden.

Die Wöchnerin. Aber wie geht das zu? Früher hat es der Doctor doch öfters nicht haben wollen.

Doctor. Ich?! Das hab' ich nie gethan, Madame, es giebt nichts in der Welt, was ich angelegentlicher empfehle.

Die Wöchnerin. Aber neulich drohtet Ihr doch erst, Ihr wolltet Meister Bonifacius vor die medicinische Facultät citiren, und nun rathet Ihr mir, ihn zweimal täglich zu brauchen?

Doctor. Ha ha ha, Sie hat mich falsch verstanden; ich

sagte ja nicht Bonifacium, sondern Beneficium, das heißt: Hat Sie offenen Leib?

Die Wöchnerin. Das ist freilich was Anderes. Aber darum ist es doch wol das Sicherste, mit Frauenzimmern dänisch zu sprechen. Im Uebrigen, um die Frage nicht unbeantwortet zu lassen, so kann ich mich in dem Punkt nicht beklagen.

Doctor. Wovon findet die Madame sich am meisten incommodirt?

Die Wöchnerin. Ich habe solche Unruhe in den Gliedern.

Doctor. Was eßt Ihr denn, Madame? Worin besteht Ihre Diät?

Die Wöchnerin. Morgens trink' ich ein bischen Thee.

Doctor. Grünen Thee oder Thee de Bou?

Die Wöchnerin. Grünen Thee.

Doctor. Taugt nichts, Madame, der obstruirt.

Die Wöchnerin. Nein, ich versprach mich, was ich trinke, ist Thee de Bou.

Doctor. Taugt nichts, Madame, der löst zu sehr und erschlafft den Magen.

Die Wöchnerin. Ich trinke auch nicht alle Morgen Thee, die meisten Morgen trinke ich eine gute Hafersuppe.

Doctor. Taugt nichts, Madame, die giebt Schleim im Magen. Aber was ißt Sie denn Mittags?

Die Wöchnerin. Eine gute Fleischsuppe.

Doctor. Taugt nichts, Madame, für kranke Leute; Fleisch ist zu hitzig und nährt die Krankheit.

Die Wöchnerin. Ei nun, Herr Doctor, etwas muß ich doch zuletzt essen, ich kann doch nicht immerzu Mehlbrei essen, Mittags und Abends?

Doctor. Mehlbrei?! Es giebt nichts Schädlicheres! Mehlbrei ist ja nichts Anderes als rohes Brod, man kann ja kleistern mit Mehlbrei.

Die Wöchnerin. Soll ich da lieber Gerstengrütze essen?

Doctor. Taugt auch nichts, weil man die Gerstengrütze nie gut gekocht kriegt; wenn die passiren sollte, müßte sie gerade drei Stunden fünf und eine Achtel Minute auf dem

Feuer stehen, und zwar müßte das Feuer immer ganz gleich sein.

Die Wöchnerin. Aber welcher Mensch kann das so abpassen?

Doctor. Das ist wol wahr, Madame; aber darum ist es auch das Beste, sich mit dieser Speise gar nicht einzulassen. Ich will Ihr ein Verzeichniß der Speisen und Getränke geben, deren Sie sich enthalten muß. Nämlich Milch, Wein oder Bier ist Gift für Sie; ferner außer den Speisen, von denen ich schon gesprochen habe, muß Sie sich enthalten von aller Art Fisch, item von allen blähenden Speisen, als da sind Speck, Erbsen, Kohl, Zwiebeln, item alles, was salzig oder sauer ist. Brod ist ein unschuldiges Essen, das den Körper stärkt, ohne die Krankheit zu mehren; aber Weißbrod müßt Ihr nicht essen, das verstopft.

Die Wöchnerin. Soll ich denn Schwarzbrod essen?

Doctor. Beileibe nicht, das wird Sauerteig im Magen.

Die Wöchnerin. Aber potz Schlag, Herr Doctor, auf diese Art krieg' ich ja weder zu essen, noch zu trinken?!

Doctor. Zu wünschen wär' es allerdings, daß man sich, so lange man Patient ist, davon enthalten könnte. Denn wie alle Krankheiten durch Essen und Trinken entstehen, so werden sie auch dadurch erhalten. Ich hatte einmal einen Patienten, das war ein Kerl, der konnte sich halten! Aber wo findet man mehr, die so ihrer selbst Meister sind?! Der nahm in einem Fieber sechs Tage lang nicht das Mindeste zu sich, weder Nasses, noch Trocknes.

Die Wöchnerin. Na, dann wird er auch wol gestorben sein, hoff' ich.

Doctor. Ja, was denn sonst? Aber das Fieber war er unterdessen vollständig los geworden, und darum handelte es sich ja auch nur, das zu vertreiben. Febris, Madame, war hier materia substrata; hic Rhodus, hieß es, hic salta. Uebrigens braucht Sie nicht bange zu sein, mit Ihrer Krankheit soll das nicht lange dauern: ich habe eine Tinctur, so ein Arcanum ist. Freilich ist es richtig, daß die Meisten daran sterben, aber sofern sie nicht

daran gestorben wären, hätte es nie was Köstlicheres in der Welt gegeben.

Die Wöchnerin. Laßt uns von etwas Anderem sprechen, Herr Doctor. Ich habe Nachts solche erschreckliche Träume, wie geht das wol zu, Herr Doctor?

Doctor. Träume, Madame, die sind unterschiedlicher Gattung, da giebt es somnia divina, diabolica und naturalia, oder wie Hippokrates meint, auch blos somnia divina et naturalia ... Aber was ist das für ein Lärm da hinter dem Schirm, das hört sich ja an, als ob sich da welche zanken?

Die Wöchnerin. Ach, das ist die Amme, die wird jedesmal verrückt im Kopf, wenn sie Latein oder Griechisch hört.

Doctor. Weiter nichts? Ja so, ich wollte der Madame ja weiter von wegen den Träumen berichten. St. Gregorius theilt die Träume ein in solche, welche kommen e repletione, ex inanitione excrementorum et illusione, e cogitatione et illusione simul — Aber das ist ja ein verfluchter Lärm, das kann ja doch nicht die Amme allein sein?

Die Wöchnerin. Ja doch, Herr Doctor, neulich, wie David Schulmeister hier war, machte sie es just ebenso.

Doctor. So will ich den Rest in gutem reinen Dänisch erzählen. Die angeführten Eintheilungen sind nicht so übel: aber das Beste dünkt mich doch, die gesammten Träume in sechs Gattungen einzutheilen. Die erste Gattung ist die, welche vor künftigen Dingen warnt; die zweite Gattung enthält diejenigen, welche unseren inneren Sinnen in gewissen Dingen vorgestellt werden, und man nennt sie Erscheinungen ... Aber was Teufel ist das für ein Geräusch hinter dem Schirm? Die Amme muß ja verrückt im Kopfe sein; wie heißt sie denn, Madame?

Die Wöchnerin. Sie heißt Sire.

Doctor. Höre, Sire, gieb Dich nur zur Ruh', ich spreche ja kein Wort Latein mehr.

Die Wöchnerin. Der Herr Doctor muß nur nicht drauf achten, sie kommt schon wieder zu sich.

Doctor. Die dritte Gattung sind Offenbarungen, so der Himmel uns im Schlafe bescheert, und die bei den Griechen

Phasma heißen, Horama oder Chromatismos .... Aber das kann unmöglich die Amme allein sein, Madame, ich höre ja zwei Stimmen?!

Die Wöchnerin. Ja, sie ist's doch, meiner Seel', sie hat es los, zwei Stimmen auf einmal zu machen.

Doctor. Sire, was ist Dir denn?! — Sieh, nun wird sie ruhig. Aber wo blieben wir stehen, Madame?

Die Wöchnerin. Das mag unser Herrgott wissen, ich wenigstens verstehe nur sehr wenig davon.

Doctor. Ja, nun erinnere ich mich, das war beim Phasma.

Die Wöchnerin. Wie dem Herrn Doctor gefällig ist, mir ist's einerlei.

Doctor. Enypnia sind solche Träume, wie sie bei Ihr allein statthaben; ich nenne das die ordinären Träume, einestheils weil sie gemeiniglich eintreten, so wie wir in Schlaf fallen, einestheils auch, weil sie uns gewöhnlich etwas von dem präsentiren, was wir kurz zuvor gethan oder gedacht haben. Es träumt somit der Verliebte von seiner Amour, der Geizige von seinem Reichthum, der Advocat von seinem Proceß, der Schulmeister von Vocabeln —

Die Wöchnerin (leise). Und der Doctor von Pillen.

Doctor. Welches Lucretius libro primo zu erkennen giebt, item Seneca in Octavia et Claudianus de raptu Proserpinae — Aber hört, Madame, das sind ja zwei Menschen, die sich prügeln?! Ich höre ja vier Beine stampfen? Da muß ich sehen, was das ist....

Die Wöchnerin. Es ist wahrhaftig niemand als die Amme mit der Wiege.

Doctor. Hierher gehört auch, was Plutarchus sagt vom Theseo....

(Hier stürzt der Schirm um, der Barbier und die Wahrsagerin fallen auf den Doctor, alle drei auf die Erde. Bonifacius zieht das alte Weib bei den Haaren, der Doctor zieht den Barbier bei den Haaren, worauf der Barbier fortläuft.)

Doctor. Ha ha, Madame, es war doch was Anderes als die Amme. Jetzt seh' ich, was für Leute Ihr consultirt! Ich

werde sie vor Gericht laden, sowol die sich brauchen lassen, als Euch, die Ihr sie gebraucht. (Ab.)

Die Wöchnerin. Na, da kann der Herr Doctor sich drauf verlassen, daß ich mit einem Gegenprozeß komme von wegen seines unsinnigen Geschwätzes, womit er mich beinahe ums Leben gebracht hat.

So ging es gestern, geht es heut,
Morgen dieselben Plagen;
Und dennoch darf ich armes Weib
Mich nicht einmal beklagen.

Denn ach, so arg die Pein auch ist,
Man will mich damit ehren,
Und weil die Mode es so will,
Wie dürft' ich mich beschweren?

Ja, fiel's den großen Damen ein,
Ich wette drauf, auf Ehre,
Daß schöner noch ein Wochenbett
Auf offnem Markte wäre:

Wir thäten, weil's die Mode will,
Es gleichfalls sonder Frage,
Und lägen mitten auf dem Markt
Voll zwei und vierzig Tage.

Die Bäuerin, die leben muß
Von ihrer Hände Fleiße,
Die meint: es ist 'ne Marterbank
Sechs Wochen so im Schweiße.

Vergnügt bin ich mit meinem Stand,
Will nie von ihm mich scheiden,
Ja Thorheit wär's in unserm Land,
Vornehme Frau'n beneiden.

Vierter Akt.

Erste Scene.

Eine Frau (dieselbe, die im ersten Akt auftrat). **Traugott.**

Frau. Deine Madame hat es gut, Traugott, die kriegt so viel schöne Visiten.

Traugott. Ja, das sagt Sie wol so, Madame: ich war nur einmal im Zimmer, wie die Visiten da waren, aber das hat mich gleich zwei Schillinge zu Branntwein gekostet.

Frau. Wie so?

Traugott. Je nun, auf alles, was bläht, muß man doch Branntwein trinken, sonst kriegt man ja das Fieber; wie es aber blähende Speisen giebt, so giebt es auch blähende Gespräche, die einem ehrlichen Kerl den Magen ebenfalls in Confusion bringen können. Mit einem Wort, Madame, ich möchte nicht Wöchnerin sein und wenn man mir zwei Mark dafür gäbe.

Frau. Ja freilich, das glaub' ich schon, daß Deine Madame mit unsern heutigen Visiten nicht sehr zufrieden gewesen ist, um einer gewissen Ursache willen, ha ha ha!

Traugott. Was für eine Ursache?

Frau. Ach, die keusche Frau! Ha ha ha! Ja, das waren unglückliche Visiten, ha ha ha!

Traugott. Ha ha ha, was heißt das?! Wenn Ihr über die Visiten lacht, so lacht Ihr über Euch selbst.

Frau. Die arme Frau hatte keine Zeit mehr — ha ha ha!

Traugott. Sie hatte keine Zeit mehr, Euch zu bitten, Ihr möchtet Euch allzusammen zum Teufel scheeren.

Frau. Nein, sie hatte keine Zeit mehr, mit ihrem — ha ha ha!

Traugott. Mit ihrem ha ha ha? Was für ein ha ha ha ist das?

Frau. Mit ihrem Galan, der unter dem Tisch versteckt lag; welch ein Unglück für die arme Frau!

Traugott. Was Teufel redet Ihr da? Lag da ein Galan versteckt?

Frau. Ja, ich hatte ordentlich Mitleid mit dem armen Kerl. Ha ha ha! Aber ich sage nichts nach.

Traugott. Daran thut Ihr gut, Madame: denn es könnte sich wol ereignen, wenn Ihr einmal in die Wochen kommt, daß unsere Madame dann ebenfalls solch einen Spürhund unter Eurem Tisch entdeckte.

Frau. O, damit hat es keine Noth.

Traugott. Aber will Madame uns denn heut noch eine Visite machen, daß Sie schon wieder kommt?

Frau. Nicht zur Wöchnerin, sondern zu dem braven alten Monsieur Corfitz, mit dem ich seit Langem bekannt bin.

Traugott. Ich hoffe doch nicht, Madame hat im Sinne, meinen Meister noch mehr zu betrüben, und ihn noch katholischer im Kopfe zu machen, als er schon ist? Denn er hat so bereits einen Cantor im Verdacht, der sie in der Musik informirt hat.

Frau. Vermuthlich ist das derselbe, der unter dem Tische lag, aber . . .

Traugott. Um alles in der Welt bitt' ich, mache Sie ihm den Kopf nicht noch krauser, denn was gewinnt Sie damit?

(In diesem Augenblick kommt Corfitz im Hintergrunde herein, er bleibt stehen, hört alles mit an und giebt seine Bestürzung darüber durch Geberden zu erkennen.)

Frau. Muß man nicht einen guten Freund in so etwas warnen, damit er bei Zeiten einen Riegel vorschieben kann?

Traugott. Ihr betrübt den Mann nur damit, indem Ihr ihm ein Unglück entdeckt, das er nicht ändern kann, und bringt sie und ihre ganze Familie gegen Euer Haus auf.

Frau. So räthst Du mir also davon ab?

Traugott. Gewiß und das sowol um der Frau als um

Eurer selbst willen: denn Ihr würdet den meisten Schaden davon haben.

Frau. So sag' denn nichts davon, daß ich hier gewesen bin. (Ab.)

Zweite Scene.

Traugott. Corfitz.

Traugott. Was das für eine verfluchte Geschichte wird! Ich vergaß, sie zu fragen, wie der Kerl aussah. Ja ja, so geht es, wenn ein Mann von siebzig Jahren ein Mädchen von funfzehn heirathet. Wär' ich beauftragt worden, den Ehecontract aufzusetzen, so hätte der so lauten sollen: Herr Corfitz übergiebt sein ganzes Besitzthum und Vermögen, beweglich und unbeweglich, dieser tugendsamen Jungfrau und verpflichtet sich, ihren Staat jederzeit so in Stand zu halten, daß ihr nichts daran mangelt. Dagegen verbindet sie sich, jederzeit seine Stirn so in Stand zu halten, daß auch ihm niemals eine gewisse Art von Zierrath mangelt, welche alten Ehemännern so wohl ansteht. Bisher dacht' ich immer, der Madame geschehe Unrecht, nun aber geb' ich dem Meister Recht. Denn schämt sie sich nicht einmal jetzt, wo sie unwohl ist, Galane bei sich zu haben, was muß sie nicht erst thun, wenn sie gesund ist?! O, du armer alter Hahnrei, ich habe großes ....

(Hier wendet er sich um und wird Corfitz gewahr, der dicht hinter ihm steht und horcht.)

Corfitz. Du predigst vortrefflich, Traugott; das war ein tröstlicher Discours für mich.

Traugott. Was für ein Discours?

Corfitz. Ich hab' alles gehört von Anfang bis zu Ende. Aber warum hast Du Hund mir das nicht früher offenbart? Ach, Himmel, mein Mißtrauen war also nur allzu begründet! Ich will meine Frau nicht wieder vor Augen sehen; das Unglück ist nur, daß ich nicht mehr als einen Zeugen auf den Kerl habe, der in meiner Abwesenheit mit ihr allein in ihrer Kammer gewesen ist. Denk' mal Einer an, welche Frechheit, welche

schamlose Zärtlichkeit, sich nicht einmal in solcher Zeit wie jetzt zu entblöden, fremde junge Kerle bei sich zu haben! Ich kann mich nicht mäßigen, ich will ihre Schande der ganzen Welt bloßlegen und sie der Obrigkeit anzeigen.

Traugott. Ja, zur Scheidung kann der Meister es damit bringen.

Corfitz. Nun, das will ich meinen.

Traugott. Ich ebenfalls: nämlich zur Scheidung von Seinem guten Namen und Ruf. Denn seiner Frau eine Untreue nachzuweisen, daß will schon was heißen; ich kenne das Consistorium hinlänglich, denn ich habe einen Bruder, der ist Bedienter bei einem Consistorialrath. Da wird etwa folgender Spruch gefällt werden: Obschon es aus verschiedenen Umständen ersichtlich, daß Sieur Corfitz ein Hahnrei ist, so doch, sintemal er es ihr nicht so klar beweisen kann, wie daß zwei und drei fünf macht, wird er verurtheilt, ihr Abbitte zu leisten.

Corfitz. Das mag werden wie es will, so will ich es doch wenigstens versuchen. Zuerst geh' Du mal zum Cantor, Monsieur Gotthard.

Traugott. Gleich, Meister. (Geht fort.)

Corfitz. Bist Du verrückt, Bursche? Du hast ja noch keinen Bescheid gekriegt, wo willst Du hin?

Traugott. Wohin mir der Herr befohlen hat, zu Monsieur Gotthard.

Corfitz. Was willst Du denn da machen?

Traugott. Ja, das weiß ich denn freilich nicht.

Corfitz. Ei, so hör' erst Bescheid, bevor Du gehst, Du dummer Esel! Du sollst ihn bitten, mir die Ehre zu erweisen und einen Augenblick herzukommen.

Traugott. Hat der Meister denn was mit ihm zu sprechen?

Corfitz. Ja, was sonst? Ich will ihn ein wenig ausforschen wegen der Sache.

Traugott. Aha, jetzt versteh' ich schon, Meister. Na, ich werd' es ihm ganz gewiß sagen.

Corfitz. Was willst Du ihm sagen?

Traugott. Daß da Einer ist, der hat den Meister zum ....

Corfitz. Daß Dich das Donnerwetter, Du Schlingel, wer heißt Dich so was sagen?

Traugott. Ei, Meister, ich werde das ja nicht just so plump heraussagen, sondern auf eine verblümte Manier, so zum Exempel: der Herr Meister hätte einen kleinen Auswuchs an seiner Stirn bemerkt und nun wollt' er gerne wissen, was das wäre; da versteht er gleich, was ich meine, laßt mich nur machen. (Geht fort.)

Corfitz. He, Traugott! Dich soll die Schwerenoth, wenn Du nicht schweigst!

Traugott. Ei, laßt mich nur dafür sorgen, der Auftrag soll ausgerichtet werden, daß kein Mensch was dagegen einzuwenden hat.

Corfitz. Ich glaube, den Jungen reitet der Teufel; willst Du mich denn zum Narren machen?

Traugott. Na, will der Meister es ihm denn selbst sagen?

Corfitz. Ja, was sonst? Ich habe doch nicht nöthig, Dich zum Dolmetscher zu gebrauchen?

Traugott. Dann macht der Meister sich selbst zum Narren, und das ist schlimmer, als wenn ich es thäte.

Corfitz. Ich haue dem Burschen, glaub' ich, den Kopf auf einmal in Stücke, er macht mich ganz toll.

(Zieht ihn bei den Haaren.)

Traugott. Au au au! — Aber wenn er mich nun fragt, was der Meister mit ihm sprechen will, soll ich dann dastehen wie ein dummer Hund und nicht zu antworten wissen?

Corfitz. Wenn Du ihm sagst, daß ich etwas sehr Wichtiges mit ihm zu sprechen habe, so ist das genug.

Traugott. Ja, nun versteh' ich erst, was der Meister meint, von der Hahnreischaft sag' ich kein Wort.

Corfitz. Der Bengel ist heute verhext!

Traugott. Und wenn er mich tausendmal fragt, was es denn giebt, so werd' ich nichts anders antworten, als daß der Meister ihm wol schon noch selbst von dem Kerl erzählen wird, der unter dem Tisch gelegen hat.

Corfitz. Nichts sollst Du sagen, Du Vieh, als daß ich mit ihm sprechen will.

Traugott. Ja ja, es ist schon gut. (Geht ab.)

Corfitz. Ich kann dem Burschen sein Wesen nicht begreifen; wär' er nicht so treu, wie er ist, ich hätt' ihn längst zum Hause hinausgejagt; ob das Bosheit oder Dummheit ist, ich weiß es nicht.

Traugott (kommt wieder zurück). Meister, eben wie ich da an die freie Luft komme, krieg' ich einen Einfall. Nämlich, wenn Monsieur Gotthard mich ausfragt, so will ich ihm blos sagen, eine Madame, die heute zum Wochenbesuche dagewesen, hätt' uns verteufelte Streiche erzählt von der Meisterin.

Corfitz. Und wie ich Dich da eben aus der freien Luft wieder herauskommen sehe, krieg' ich den Einfall, Dir Arme und Beine in Stücke zu schlagen! (Er läuft ihm nach.)

Dritte Scene.

Corfitz kommt wieder hereingelaufen, wirft die Mütze ab und setzt sich die Perücke auf. **Ein Offizier.** Nachher **Christopher Eisenfresser.** Später **ein Mädchen.**

Corfitz. Element, das war ein großes Unglück, ich vergesse einen Verdruß über den andern! Hier kommt ein Cavalier, der bei dem Kinde Gevatter gestanden hat; bei dem Kerl ist's mit Einer Flasche Wein nicht abgethan. Hätt' er mich nicht gesehen, so hätt' ich mich können verläugnen lassen; denn nie konnte er mir zu einer ungelegeneren Stunde kommen als jetzt, wo ich den Kopf voll Sorgen habe und mich mit Monsieur Gotthard besprechen will. Nicht genug bei solcher Wochenstube, daß man sich mit den Frauenzimmern plagen muß, so kriegt man nun auch noch aller Welt Mannsvolk auf den Hals, und dabei ist mir jede Gratulation, die mir Einer abstattet, ein Messerstich ins Herz.

(**Ein Offizier** kommt, singt ein deutsches Lied, wird Corfitz gewahr, umarmt und küßt ihn.)

Der Offizier. Ach, mein lieber Herr Corfitz, seid nicht böse, daß ich habe so lange auf mich warten lassen!

Corfitz. Nein, nicht im Geringsten, mein Herr!

Der Offizier. Ja, ich merke Euch doch recht gut an, daß Ihr heute etwas verdrießlich seid.

Corfitz. Aber wahrhaftig nicht darum, daß mein Herr nicht gestern gekommen ist: (leise) denn mir wär' es recht, Du wärst gar nicht gekommen.

Der Offizier. Mannsleute richten sich nicht so genau nach der Mode wie Frauenzimmer. Ei, Herr Corfitz, nehmt Euch das nicht weiter zu Herzen, ich werde es wieder gut machen, und jeden Tag herkommen, so lange Eure Frau in Wochen liegt.

Corfitz. Ei, mache der Herr sich doch keine Ungelegenheit, so etwas wieder gut zu machen, ich kann einen Eid darauf ablegen, daß ich in der That nicht böse bin, weil Er gestern nicht gekommen.

Der Offizier. Ich konnte wahrhaftig nicht kommen; will Er es mir nun glauben?

Corfitz. Ich glaub' es, ich glaub' es ja, Herr!

Der Offizier. Ich war pardi anderwärts engrassirt.

Corfitz. Will Er durchaus, daß ich Ihm schwören soll, daß ich Ihm nicht böse bin, weil Er gestern fortblieb? (leise) sondern vielmehr deshalb, daß Du heute nicht ebenfalls fortgeblieben bist.

Der Offizier. Ich hatte gestern Nachmittag eine kleine Affaire mit einem fremden Offizier, den ich bei der Vogelstange, unter uns gesagt, todtgestochen habe. Wir kamen in Disput und mußten deswegen hinaus nach der Vogelstange, wo ich nahe daran war, meinen Gegenpart niederzustechen; die Spitze meines Degens war keinen Finger breit mehr von seinem Herzen.

Corfitz. Mich dünkt, vorhin hätt' Er gesagt, Er hätte ihn schon todtgestochen?

Der Offizier. Hab' ich gesagt, ich habe ihn todtgestochen, so hab' ich ihn auch todtgestochen. Erst stieß er eine Seconde, welche ich parirte und ihm dafür eine Terz wiedergab (stößt nach Corfitz), nachher stieß er nochmals eine Seconde und ich gab ihm eins über den Arm. (Stößt Corfitz nieder.)

Corfitz. Mein Herr beliebe Seine Kunst an Andern zu exerciren, ich kann heutzutage nicht viel Stöße mehr aushalten.

Der Offizier (umarmt ihn). Ach, mein lieber Herr Corfitz, ich bitte um Permission, ich dachte nicht, daß ich so hart stieße.

Corfitz. Und ich noch minder.

Der Offizier. Er sieht mir aber nicht so vergnügt aus, wie Er doch sein sollte, Herr Corfitz.

Corfitz. Mich plagt mitunter, mit Permission zu sagen, die Kolik, wohlgeborner Herr.

Der Offizier. Nichts weiter? Dagegen weiß ich ein vortreffliches Mittel. Ihr müßt nur ein paar von Euren alten Bouteillen die Hälse brechen, die Ihr im Keller habt; nichts besser gegen die Kolik als ein guter alter Rheinwein. Laßt uns ein paar Bouteillen holen, ich will Euer Doctor sein.

Corfitz. Wein ist mir jetzt wahrhaftig nicht dienlich.

Der Offizier. Wie ich nun sage, es ist das einzige Mittel gegen Kolik. Auch habe ich selber Lust zu einem Glase.

Corfitz. Der Wein sollte gern zu Diensten stehen, wenn nur jemand bei der Hand wäre; aber Mägde und Bursche sind alle in der Stadt.

Der Offizier. Da wird mein Kerl Ihm gern behülflich sein und ein paar Bouteillen aus dem Keller holen.

Corfitz. Aber, wohlgeborner Herr —

Der Offizier. Ei, sans façon, Herr Corfitz, das ist ja weiter keine Mühe. — Christopher Eisenfresser!

Christopher (mit einem großen Knebelbart, kommt). Herr!

Der Offizier. Du sollst mal für Herrn Corfitz in den Keller gehen und uns ein paar Bouteillen Wein heraufholen.

Christopher. Das thu' ich mit Plaisir.

Corfitz (leise). Ja, das glaub' ich schon, aber mein Keller steht nicht offen für Eisenfresser und Gaudiebe.

Der Offizier. Herr Corfitz schenkt Dir auch was für Deine Mühe.

Corfitz (leise). Das thut nicht noth: denn wenn ich den Herrn Eisenfresser recht kenne, so wird er sich schon selber was schenken, wenn er in den Keller kommt.

Der Offizier. Gebt ihm nur den Kellerschlüssel sans façon.

Corfitz (leise). Ja, einen Strick will ich ihm geben, damit er sich aufhängt. (Laut) Es ist doch wol nicht nöthig, glaub' ich, jetzt fällt mir ein, daß eins von den Mädchen doch zu Hause ist. Marthe! Marthe! (**Marthe** kommt.) Höre, Marthe, geh' mal 'runter in den Keller und hol' uns ein paar Bouteillen Wein. (Marthe ab.)

Der Offizier. Wir wollen uns so lange hier an den Tisch setzen. Ihr seid ein glücklicher Mann, Herr Corfitz, daß Ihr noch in Euren alten Tagen einen Leibeserben gekriegt habt. — Aber es ist ja wahr, nicht Ihr habt das Kind gekriegt, sondern Eure Frau.

Corfitz (leise). Ich fürchte, das trifft nahe zur Wahrheit.

Der Offizier. Ich darf mich nicht in die Wochenstube wagen, ich fürchte, ich könnte meinen Hut verlieren.

Corfitz (leise). Na und mir wär's Recht, wenn meinen Hut der Teufel geholt hätte.

Der Offizier. Ei, Er ist so traurig, Herr Corfitz, Er müßte ja vor Freuden über Tisch und Bänke springen.

Corfitz (leise). Wenn ich an den denke, der unter dem Tisch lag, so hab' ich wenig Lust, noch oben drauf zu springen.

Der Offizier. Was sagt mein Herr Corfitz?

Corfitz. Ich sage, das Mädchen mit dem Wein bleibt lange.

Der Offizier. Sieh, da ist sie schon mit Wein und Gläsern.

(**Marthe** bringt Wein, er schenkt ein und kostet den Wein.)

Der Offizier. Bon, bon! Auf der Frau Liebsten Wohl! Und daß sie in ein paar Monaten wieder einen andern lieben Erben kriegt.

Corfitz. Er hält meine Frau wol für eine Monatstaube, wohlgeborner Herr? — Aber sieh, kommt da nicht mein Nachbar Jens Oelsen? Na, der ist gut im Thran.

Der Offizier. Er sollte Jens Biersen heißen. Denn das ist ein gesunder Rausch.

Vierte Scene.

Corfitz. Der Offizier. Jens Oelsen, taumelnd.

Corfitz. Wo bist Du denn gewesen, Schwager? Du bist schön im Thran.

Jens Oelsen. Ich bin besoffen wie 'n Vieh.

Corfitz. Setz' Dich nieder und erhole Dich.

Jens Oelsen (setzt sich). Laß mir mal Thee machen, ich bin so dur .... stig. Wo ist Deine Frau? Laß sie mal rein .... kommen.

Corfitz. Ei, Thorheit, ist meine Frau denn jetzt in der Verfassung, hereinzukommen?

Jens Oelsen. Das ist auch wahr, Schwager, Du hast Recht, und ich habe Unrecht: denn ich bin besoffen. — Thee! Thee!

Corfitz. Na, wart' nur ein bischen, bis das Mädchen kommt.

Jens Oelsen. Weißt Du was, Schwager? In der Stadt sagen sie, hol' mich der Satan, Deine Frau wäre nicht Vater zu dem Kind.

Der Offizier. Ha ha!

Jens Oelsen. Wer ist da? Sieh da, Sein Diener, Monsieur. — Denn sie meinen, daß so ein alter Mann von siebzig Jahren, wie Du bist, nicht mehr ....

Der Offizier. Ei, Monsieur, laßt doch solche verfluchten Redensarten.

Jens Oelsen. Wer ist da? Sieh da, Sein Diener, Monsieur.

Corfitz. Was für Thee willst Du denn haben, Schwager?

Jens Oelsen. Ich will grü .... nen Thee haben, das hei ... ßt Thee de Boeuf. Denn sie sagen, lieber Schwager, so ein alter Mann von siebzig Jahren, wie Du bist, der kann nicht mehr ....

Der Offizier. Ich kann nicht begreifen, Monsieur, wie Ihr Euch unterstehen könnt, hier solch Geschwätz vorzubringen.

Jens Oelsen. Wer ist da? Sieh da, Sein Diener, Mon-

sieur. Denn sie sagen, ein Mann von siebzig Jahren ... Aber ich will Dir was sagen, lieber Schwager —

(Der Offizier wendet sich ab.)

Na da ist ja schon der Thee. (Er trinkt dem Offizier das Glas aus.) Ah, das thut gut, ja, das war Thee de Boeuf —

Der Offizier (dreht sich um und giebt ihm einen Nasenstüber). Und das war ein Compliment de Boeuf, Monsieur! Anderer Leute Glas auszutrinken! (Der Bürger reißt ihm die Perücke ab; Corfitz besänftigt sie. Der Offizier ruft nach Eisenfresser; Eisenfresser haut die beiden Bürger nieder; Jens Oelsen läuft fort, der Offizier verfolgt ihn; Corfitz verkriecht sich unter dem Tisch und Eisenfresser geht mit den Bouteillen ab.)

Fünfte Scene.

Gotthard. Traugott. Corfitz.

Traugott. Hier ist wol Besuch gewesen, da stehen ja Gläser auf dem Tisch?

Gotthard. Ja, hier ist wol jetzt immer Besuch, vom Morgen bis zum Abend.

Corfitz (den Kopf hervorstreckend). Traugott, sind sie schon fort?

Traugott. Hier ist niemand als Monsieur Gotthard, den ja der Meister hat kommen lassen.

Corfitz (kommt hervor). Ist Christopher Eisenfresser auch fort?

Traugott. Ich habe weder Christopher Eisenfresser gesehen, noch .....

Gotthard. Wie ging denn das zu, Monsieur Corfitz? Warum kriecht Er denn unter den Tisch?

Corfitz. Hauptsächlich aus Furcht vor Monsieur Eisenfresser; Ihr müßt wissen, Monsieur, hier in meinem Hause wäre beinahe ein Mord geschehen —

Gotthard. Weswegen denn?

Corfitz. Weswegen? Wegen unserer verfluchten Moden, daß wir das Haus voll Leute haben müssen, jedesmal wie ein Kind zur Welt kommt. Ihr habt ja selbst gesehen, Monsieur,

wie das in diesen Tagen in meiner Frau ihrer Stube zugegangen ist.

Gotthard. Ich habe Eure Frau wahrhaftig nicht gesehen, ich weiß nicht wie lange.

Corfitz. Stellt Euch nur nicht so fromm an, Monsieur, ich weiß das besser.

Gotthard. Das sind dunkle Worte für mich.

Corfitz. Wollt Ihr mit Güte bekennen, so will ich Euch pardonniren, wo nicht, so sollt Ihr exemplariter bestraft werden.

Gotthard. Monsieur, ich glaube, der Spectakel hier hat Euch so verwirrt im Kopfe gemacht, daß Ihr nicht wißt, was Ihr redet.

Corfitz. Ihr sollt schon noch erfahren, daß ich weiß, was ich sage.

Gotthard. Was Henker ist denn das? Was hab' ich begangen? Was wollt Ihr von mir?

Corfitz. Ihr sollt schon erfahren, daß es noch Gesetz und Recht im Lande giebt.

Gotthard. Das weiß ich ganz wohl; aber was Ungesetzliches habe ich denn begangen?

Corfitz. Hab' ich das Gesetz recht im Kopfe, so dürftet Ihr am Leben bestraft werden für Eure Thaten.

Gotthard. Das spricht ein Verrückter!

Corfitz. Ja, in einen Sack gesteckt und ersäuft werden.

Gotthard. Erst beweist mir etwas, Monsieur, dann wird es für mich noch Zeit genug sein, mich zu vertheidigen.

Corfitz. Noch vor Abend werd' ich Alles bewiesen haben, was ich sage.

Traugott. Da klopft es wieder. (Läuft zur Thüre und kommt wieder zurück.) Der Gang ist voll fremder Leute, vermuthlich wollen sie dem Meister gratuliren.

Corfitz. Daß sie das Donnerwetter mit ihren Gratulationen! Hier, Monsieur Gotthard mag die Glückwünsche annehmen, der hat mehr Theil daran als ich. Uebrigens kannst Du sagen, ich wäre nicht zu Hause.

(Ab. Traugott ebenfalls.)

Sechste Scene.

Gotthard allein.

Gotthard. Was Henker ist das für ein Abenteuer? Ich weiß nicht, ob ich wache oder träume. Ich habe seine Frau in der Musik informirt, bevor sie verheirathet war, und seit sie den Mann gekriegt hat, bin ich zwei- oder dreimal im Hause gewesen, und dafür soll ich nun in einen Sack gesteckt und ersäuft werden? Wüßt' ich, daß ich nur ein unziemlich Wort zu ihr geredet, so wollt' ich mich nicht ärgern. Am meisten leid thut es mir um die arme junge Frau, daß sie so unschuldig in Verdacht kommt: denn nie hab' ich etwas an ihr gesehen, was nicht anständig und schicklich wäre. Aber da kommt der Bursche wieder, den muß ich doch mal ausfragen. (**Traugott** kommt zurück.) Hör', Traugott, träum' ich oder wach' ich? Ist das Deines Meisters Haus, in das ich gekommen bin, oder nicht? Hör' ich recht oder nicht? Seh' ich recht oder bin ich blind?

Traugott. Ja, jetzt sieht Er noch recht, Monsieur, aber auf den Abend, wer weiß, da werdet Ihr wol nur noch auf Einem Auge sehen. Da klopft es schon wieder! (Läuft zur Thüre.) Ihr guten Leute, mein Meister sagt, er wäre nicht zu Hause. (Kommt wieder zurück.) Unser Haus ist in diesen Tagen wie eine belagerte Stadt, nun hab' ich schon zwei Stürme abgeschlagen, aber dabei wird's noch nicht bleiben.

Gotthard. Was willst Du damit sagen, Traugott, daß ich heute Abend nur noch mit Einem Auge sehen werde?

Traugott. Ich will wünschen, Monsieur, daß es nicht noch schlimmer kommt und daß Ihr nicht noch alle beide einbüßt.

Gotthard. Zu diesem allen kann ich meiner Treu' nichts thun als lachen, das ist eine reine Komödie.

Traugott. Nein, Monsieur, eine Tragödie wird das werden; denn seine Augen einzubüßen, da hört das Lachen auf.

Gotthard. Was ist das denn nur?

Traugott. Ich werd' es Euch gleich sagen — da pocht es, ich muß nur erst an die Thüre und den dritten Sturm abschlagen.

(Läuft an die Thüre und ruft:) Mein Meister ist nicht zu Hause in des Dreiteufels Namen! (Kommt zurück.) Hört, Monsieur, mein Meister hat Euch schon seit Langem mit seiner Frau im Verdacht; eine von den Madamen, die heute hier Visite gemacht haben, behauptet, sie hätte einen Kerl in der Wochenstube versteckt gesehen. Der Meister glaubt, daß Ihr das gewesen seid; da er aber keinen rechten Beweis hat, so beabsichtigt er selbigem Kerl durch die alte Gunhild die Augen ausschlagen zu lassen, und nachher, wenn der Kerl gezeichnet ist, wird er sein Recht schon verfolgen. Daher, wenn Ihr Eure Augen lieb habt, so bekennt bei Zeiten — aber da klopft es schon wieder! (Läuft zur Thüre.)

Gotthard. Ha ha ha, ich kenne die alte Gunhild, die soll ihm einen Possen spielen von meinetwegen; denn er verdient vor der ganzen Welt protistuirt zu werden. Ich werde auch noch Andere anstellen, ihn zu vexiren.

Traugott (kommt zurück). Ihr Hunde, wollt Ihr das Haus denn mit Gewalt stürmen?

Gotthard. Adieu, Traugott, wir sehen einander bald wieder.

Traugott. Ja, aber blos mit Einem Auge.

(Beide ab.)

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Gotthard. Leonhard.

Gotthard. Was für verfluchte Geschichten! Wie kann die Eifersucht eines Menschen Hirn so in Verwirrung setzen!

Leonhard. Was hat er denn in Absicht?

Gotthard. Er hat im Sinne, erstlich alte Hexen und Wahrsager zu consultiren, die ihm sagen sollen, ob seine Frau ihm wirklich untreu geworden, und ihm ihren Galan angeben, für den er nämlich mich hält. Gleich heute soll in seinem Hause eine Versammlung von allerhand solchen Leuten gehalten werden, mit denen er sich berathschlagen will.

Leonhard. Aber was denkt er denn damit zu gewinnen?

Gotthard. Wenn er seiner Sache nur erst gewiß ist, will er einen Proceß gegen mich anstellen.

Leonhard. Das ist nicht möglich. Aber wo habt Ihr alle diese Umstände zu wissen gekriegt?

Gotthard. Er hat sich an eine alte Frau adressirt, die zu seinem Unglück mir ergebener ist als ihm. Eben dieses Weib, das er zu allen jenen angenehmen Leuten umherschickt, hat mir den ganzen Handel offenbart und ich habe mit ihr überlegt, wie wir ihm unterschiedliche Possen spielen wollen; denn mich auf eine andere Art an dem Narren zu rächen, hab' ich keine Lust.

Leonhard. Wie denn?

Gotthard. Kennt Ihr nicht den Oldfuchs?

Leonhard. Ja wol, den Possenmacher; ist er noch in der Stadt?

Gotthard. Er soll mir zur Hand gehen und alle diese Personen agiren; auch bringt er sich noch verschiedene von seinen Freunden zum Beistand mit, die eben solche durchtriebene Schelme sind wie er selbst. Euch hab' ich hierher mitgenommen, damit Ihr das Vergnügen mit mir theilt, diese Historien versteckter Weise mit anzusehen. Aber da seh' ich ihn kommen; laß uns schnell bei Seite, es wird gleich angehen. Denn Oldfuchs trödelt nicht lange, er wird seine Rolle gleich zu spielen anfangen, sowie er Herrn Corfitz herauskommen sieht.

(Beide ab.)

Zweite Scene.

Corfitz. Traugott. Oldfuchs, als **Chiromanticus.**

Corfitz (allein). Ich muß zu Mitteln greifen, an die ich früher nicht gedacht habe. Freilich weiß ich, daß es sündlich ist, solche Mittel zu gebrauchen. Allein ehe ich das ungerächt lasse, will ich lieber sterben. Ich kenne den recht gut, der mir den Schimpf angethan hat, aber ich kann es ihm nur nicht beweisen. Madame Maren, die eine Menge Leute kennt, welche verborgne Dinge zu entdecken wissen, hat mir schon einige hierher bestellt .... Aber was willst Du, Traugott?

Traugott. Da ist Einer, der nennt sich Kilian Maticus, der sagt, der Meister hätte nach ihm geschickt.

Corfitz. Das ist der Chiromanticus, der den Leuten aus den Händen liest, er soll nur hereinkommen. (**Oldfuchs** tritt auf.) Sein Diener, Herr Doctor! Ich wollte Ihn gern in etwas um Rath fragen.

Chiromanticus. Ist das in Mathesi inferiori, superiori, chiromantia, necromantia, arte onirocritia, talismanica, magia naturali sive diabolica, das ist mir Alles eins; ich bin der Kerl, der Euch dafür gut ist, sowol für das Eine wie für das Andere.

Corfitz. Nein, Herr, mir thut was Anderes noth.

Chiromanticus. Wenn Euch was Anderes noth thut, so müßt Ihr zum Doctor gehen.

Corfitz. Nein, Herr, mein Leib ist wol gut im Stande, aber ich bin krank an der Seele.

Chiromanticus. Apropos. Ihr sprecht von der Seele? Was ist die Seele? Detur definitio animae, ut audiam, quam hypothesin sequeris, an Moschi et qui eum sequuntur, Democriti, Epicuri, Lucretii, an Platonis, an Aristotelis, an ....

Corfitz. Ja, das mögt Ihr mit Euch selbst abmachen.

Chiromanticus. An Peripateticus es, an Scepticus, an Stoicus, an ....

Corfitz. Ich verstehe nicht, was Ihr sagt, ich bin ein unstudirter Mann.

Chiromanticus. Sagt mir denn auf Dänisch: was ist Eure Meinung von der Seele?

Corfitz. Mein Herr, das ist eine ganz dunkle Sache für mich.

Chiromanticus. Ha ha, Ihr seid ein Scepticus, Ihr habt Euch der allerverwerflichsten Secte angeschlossen; alles bezweifeln, das ist ja der gerade Weg zur Atheisterei. Ich erkühne mich, Euch ins offene Gesicht zu sagen, daß Pyrrhus, als welcher der Autor dieser Secte, ein Schlingel war, ein Vieh, ein Flegel, ein Laie, ein Thor, ein Narr, ein Speckfresser —

Corfitz. Mein Herr, ich verstehe nicht, was Ihr meint.

Chiromanticus. Ja, aber ich verstehe, ich habe gewisse Principia, denen ich folge. Ich bin ein Stoicus, wollte Gott, Ihr wäret das auch, so stünde das besser um Euch und um Euer Haus.

Corfitz. Mein Herr, ich bin ein ehrlicher Mann und ein guter Christ, das ist mir gerade genug.

Chiromanticus. Wie könnt Ihr ein Christ und ein Scepticus zugleich sein? Ich muß den Kerl nur ein bischen genauer examiniren; quot sunt Elementa? Wie viel Elemente giebt es nach Eurem Dafürhalten?

Corfitz. Na, das weiß ich auch noch, ohne studirt zu haben; Elemente giebt es vier: Feuer, Wasser, Luft —

Chiromanticus. Nun, wo bleibt das vierte Element, das ist ja das, worauf Ihr steht?

Traugott. Ich, mein Herr Doctor, ich weiß sie alle vier: Feuer, Wasser, Luft und meine Schuhe, denn da steh' ich drauf.

Chiromanticus. Du bist ein Ignorant, laß mich mit Deinem Herrn sprechen.

Corfitz (leise). Der Kerl ist toll; eh' ich eins von meinen Kindern studiren ließe, wollt' ich ihm lieber den Hals umdrehen. (Laut) Herr Doctor, erlaubt mir doch nur drei bis vier Worte zu sagen.

Chiromanticus. Herzlich gern, aber mit der Condition, daß Ihr sie vorbringt methodice, in forma syllogismi.

Corfitz. Es geht mir was im Kopf herum, ich zweifle an meiner Frau ihrer Treue.

Chiromanticus. Ha ha ha, purus putus scepticismus. Er zweifelt an allem; Atheisten müssen aus dem Lande gepeitscht werden. Ihr solltet nur Stoicus sein, wie ich, so zweifeltet Ihr weder an Eurer Frau, noch an sonst was.

Traugott (leise). Na, ich bin ein Schoicus, ich habe gesagt, das vierte Element wären meine Schuhe.

Corfitz. Monsieur, mit Eurem verfluchten Gewäsche macht Ihr mich toll; just weil ich Zweifel habe, darum frag' ich Euch ja um Rath, damit Ihr sie mir löst.

Chiromanticus. Gut, gut, will Er sich nur bedeuten lassen, so will ich Ihn schon noch bekehren. Was will Er denn von mir? Ist das was von natürlichen Sachen?

Corfitz. Ja, nur zu natürlich.

Chiromanticus. Ist das in Physica coelesti oder terrestri im Himmel oder auf Erden?

Corfitz. Es ist in meinem eigenen Hause, da muß es ja wol auf Erden sein.

Chiromanticus. Bene, so bleiben wir also auf Erden. Ihr wollt vielleicht etwas wissen de fontium origine, de fluviorum incrementis et decrementis, de Oceani qualitate, terrae magnitudine oder etwas in Philosophia occulta?

Corfitz. Ich verstehe in des Dreiteufels Namen nichts von allem, was Ihr sagt; sprecht dänisch.

Chiromanticus. Ich frage, ob Ihr etwas von heimlichen Angelegenheiten wissen wollt?

Corfitz. Ja freilich, eine heimliche Angelegenheit ist das.

Chiromanticus. Gut, so betrifft das wol Kraft und Wirkung des Magneten?

Corfitz. Nein, nein: ich will wissen, ob meine Frau mir treu ist oder nicht.

Chiromanticus. Ha ha, nun versteh' ich, zeigt Eure Hand her. Hört, Monsieur, ich sehe, wenn Ihr kein Hahnrei seid, so verdientet Ihr doch einer zu werden. (Ab.)

Traugott. Ist das nun nicht, wie ich sage, Meister? Je mehr man an so etwas rührt, je ärger stinkt es. Darum scheint mir am besten, der Meister giebt sich hübsch zur Ruhe; Er erreicht doch nichts Anderes damit, als daß Er in der Leute Mäuler umhergetragen wird.

Corfitz. Halt das Maul! Fühltest Du in Deinem Herzen, was ich fühle, so sprächst Du anders, als Du thust; mein Blut ist so in Aufregung, daß ich nicht zur Ruhe kommen kann, bis ich Gewißheit darüber habe. Und wenn die Gelehrten mir die nicht geben wollen, so sollen Wahrsagerinnen .... Ach Himmel, muß ich zu solchen Mitteln greifen, die ich früher selbst so verdammt habe?! Aber was thut nicht die Angst? Was thun nicht die Leidenschaften? Was thut nicht die Eifersucht? Erst muß ich Gewißheit haben, nachher kann ich mich bewaffnen mit Gesetz und Recht, und hilft das auch nicht, so pack' ich meine Sachen zusammen und reise fort, dann mag sie sich so viele junge Kerle kommen lassen, als sie Lust hat. Aber da seh' ich die Wahrsagerin. (Traugott läuft fort.)

Dritte Scene.

Corfitz. Gunhild.

Corfitz. Hör', meine liebe Gunhild, ich habe Dich hierher bemüht, weil ich von Dir etwas erfahren will, was mir auf dem Herzen liegt.

Gunhild. Was ist Dein Begehren? Willst Du, daß ich

Einem ein Auge ausschlagen soll, so kostet das sechs Schillinge, ich habe niedrige Preise, aber desto mehr Kundschaft.

Corfitz. Nein, Gunhild, ich habe meine Frau in Verdacht wegen Untreue, durch Dich will ich zu wissen kriegen, wie das zusammenhängt.

Gunhild. Bist Du etwa bange, Du bist Hahnrei? Laß mich Dir mal ins Gesicht sehen. — Ja, Gevatter, Du siehst nach allerlei aus. Na, Du sollst es gleich erfahren. Setz' Dich mal hier auf den Stuhl und nimm Deinen Hut ab.

(Er setzt sich und sie fängt an, ihn zu streichen, jetzt an den Armen, jetzt auf dem Rücken, jetzt im Gesicht und zuletzt setzt sie ihm ein Gestell auf den Kopf mit zwei Hörnern.)

Gunhild. Nun haltet Euch ruhig, Gevatter, bis ich wieder komme: denn ich muß erst gehen und mich ein bischen mit meinem Kater besprechen. (Geht ab.)

Ein Mädchen (kommt herein). Wenn der Meister jetzt ein bischen hereinkommen will, nun ist die Madame allein — Ah — ah — ah — was seh' ich!

Ein zweites Mädchen. Was ist denn das für ein Geschrei? — Ah — ah — ah, was seh' ich! (Laufen beide fort.)

Corfitz. Na, die Dummköpfe, glaub' ich, reitet der Teufel; haben sie denn ein Gespenst gesehen oder einen Geist? Ich weiß ja doch, daß ich kein Popanz bin, die Leute zu schrecken. Vermuthlich hat die alte Gunhild mit ihren Künsten allen im Hause einen Schrecken eingejagt; das ist Euch recht, meiner Treu', Ihr Menscher, das alte Weib kann doch noch mehr als ein Vaterunser. Aber wo sie nur so lange bleibt? Es sollte mir doch eine Freude sein, wenn ich Rache nehmen könnte an meiner Frau und meinen untreuen Dienstleuten. Ha ha ha, der Anfang ist nicht übel. (Traugott kommt herein.)

Traugott. Nun, Meister, kam das Weib? — Ah — ah — ah — (Er bekreuzigt sich, fällt auf die Kniee und liest laut Dedication und Titel aus einem Gesangbuch.) „Geistliche Lieder zu Trost und Erbauung abgefaßt, gedruckt in Kopenhagen bei Gedecke und zu kaufen bei ebendemselben ....“

Corfitz (steht auf). Was Henker ficht den Jungen an?

Traugott. Ah — ah — ah —! (Weiter lesend) „Ehrenfester und wohlwürdiger Peter Kramm, Reichsadmiral, mein hochgünstigster Patron und Gönner."

Corfitz. Bist Du verrückt, Junge?

Traugott. Ah — ah —! — „Ich unterstehe mich, hochgünstigster Herr, Euch diese Schrift zu dediciren ...."

Corfitz. Kennst Du denn Deinen Meister nicht, Traugott? Was ist denn los?

Traugott. Ach, Meister, seid Ihr das?! Ich dachte, das wäre der Leibhaftige!

Corfitz. Wie so denn?

Traugott. Will der Meister die Güte haben und sich mal hier in dem kleinen Spiegel sehen?

Corfitz. Ach Himmel, wie hat das verhenkerte Weib mich zugerichtet und seinen Spott mit mir getrieben!

Traugott. Ja ja, Meister, darum laßt Euch nicht mehr ein mit Sternguckern und Wahrsagerinnen, consultirt lieber ehrliche Leute, die auf Erden zu Hause sind: denn die Andern sind entweder verrückt oder böswillig; oder laßt es überhaupt bleiben und gebt Euch zur Ruhe.

Corfitz. Nein, nein, ich gehe nicht zu Bett, bevor ich mit dieser Angelegenheit nicht im Reinen bin; ich muß nun hin und mit einem Advocaten sprechen.

Traugott. Laßt Euch nicht mit Advocaten ein, bevor Ihr andere vernünftige Leute um Rath gefragt habt, ob das eine Sache ist, mit der Ihr bei Gericht durchkommt. Seht, da kommt ein gelehrter Mann, fragt den, wenn Ihr es für rathsam haltet. Denn die Advocaten rathen immer blos zu Processen.

Vierte Scene.

Corfitz. Traugott. Ein Poet. Der Poet mit entblößtem Haupte geht auf und nieder.

Corfitz. Ach, Herr Magister, ich wollte Euch gern wegen etwas um Rath fragen. (Der Poet giebt Corfitz eine Ohrfeige.) Weshalb schlagt Ihr mich?

Poet. Schlage da doch gleich der Teufel drein, nun bin ich richtig aus dem Concept! Laß sehen:

Aurora öffnete ihr purpurfarbnes Thor —

Nun hab' ich darüber den Reim verloren, den ich auf der Zunge hatte.

Traugott. Kann der Herr Magister das nicht zum Exempel so machen:

Aurora öffnete ihr purpurfarbnes Thor
Und langt' zum Frühstück sich ein Butterbrod hervor?

Das fällt mir blos so in der Geschwindigkeit ein, wiewol ich noch nie einen Vers gemacht habe.

Poet. Wirklich nicht? Es scheint mir doch, aus Dir könnte noch mal ein Poet werden. Wie heißt Du?

Traugott. Ich heiße Traugott.

Poet. Das ist in der Poesie ein unglücklicher und ungereimter Name, da ist kein einziges dänisches Wort, das sich auf Traugott reimt — Hum, Traugott — Traugott —

Traugott. Traugott — Treugott — i potz Wetter, könnte man da nicht sagen Sch... pott?

Poet. Ha ha ha! Der Bursche hat eine wunderbare Phantasie.

Traugott (leise). Du magst wol selbst ein Phantast sein.

Corfitz. Ich wollte meinen Herrn wegen etwas um Rath fragen, bevor ich an die Advocaten ginge. Ich habe meine Frau in Verdacht wegen Untreue, ich kann ihr beweisen, daß sie einen jungen fremden Kerl bei sich in der Schlafkammer versteckt hat, und nun möchte ich wissen, ob ....

Poet. Will Monsieur die Geschichte in heroischen Versen haben, so kostet das acht Mark....

Corfitz. Ach, mein Herr Magister, so mein' ich das ja nicht, ich will blos —

Poet. Aha, Monsieur, ich verstehe schon, Ihr wollt das vermuthlich in sapphischen Versen haben: aber dann kostet es das Doppelte.

Corfitz. Ich will überhaupt keinen Vers haben, Monsieur, ich will Ihn nur fragen ....

Poet. Solche Geschichte, Monsieur, muß in Versen sein, in ungebundener Rede hört sich das nach gar nichts an. Wie heißt Er denn übrigens, Monsieur?

Corfitz. Ich heiße Corfitz.

Poet. Ha, ha, ha!

Corfitz. Das ist doch ein ehrlicher Name, so viel ich weiß.

Poet. Ha, ha, ha! Corfitz, auf Latein Cornificius. Ha ha ha, ich will meiner Treu' einen Vers umsonst auf Ihn machen, blos wegen des Namens! (Geht ab.)

Corfitz. Nein, das ist doch eine verfluchte Art von Leuten, ich will nichts mehr mit ihnen zu thun haben, ich processire. Wäre doch nur der Advocat schon hier, den ich bestellt habe!

Traugott. Hat der Meister einen Advocaten herbestellt?

Corfitz. Ja, ich habe nach ihm geschickt.

Traugott. Aber Er hat ja keine Beweisstücke?

Corfitz. Ich werde schon noch Beweise kriegen; die Frau, die ihrer Erzählung zufolge den Schnapphahn unter dem Tisch gesehen hat, soll zugleich mit allen meinen Hausleuten citirt und ihr ein Eid aufgelegt werden.

Traugott. Sieh, da kommt ein Advocat, ja sogar zwei; alle Wetter, die scheinen guten Appetit zu haben.

Fünfte Scene.

Corfitz. Traugott. Zwei Advocaten.

Erster Advocat. Die Rede, Herr Collega, die Ihr heute vor Gericht hieltet, die war gegen Euer eigenes besseres Wissen.

Zweiter Advocat. Ihr thut mir Unrecht; nie in meinem Leben hab' ich eine ungerechte Sache vertheidigt.

Erster Advocat. Dann war wenigstens diese ungerecht, die Ihr heute gegen mich geführt habt.

Zweiter Advocat. Aber wie könnt Ihr etwas als Besitz rechnen, was nicht bonae fidei possessio ist? Wo keine bonae fidei possessio ist, da kann noch viel weniger praescriptio werden.

Erster Advocat. Wer sagt, daß das keine bonae fidei possessio?

Zweiter Advocat. Das sag' ich, das sagt Justinianus, das sagt Molinäus, Cujacius, Grotius und Andere.

Erster Advocat. Meinetwegen kann das Alexander Magnus sagen, so bleibt doch wahr, was ich sage.

Zweiter Advocat. Was sagt nicht Vasquius? Usucapio non habet locum inter duos diversorum regum ac populorum subditos.

Erster Advocat. Ja, Vasquius, das ist auch der richtige Kerl zum Citiren.

Zweiter Advocat. Was habt Ihr gegen Vasquius einzuwenden?

Traugott. Sie streiten sich um eine Waschfrau, wie ich höre; sie muß hübsch sein, weil sie so hitzig sind.

Erster Advocat. Ich habe nichts anderes gegen ihn einzuwenden, als daß er ein Narr ist.

Zweiter Advocat. Und von Euch, Monsieur, ist es bekannt, daß Ihr ein Idiot seid.

(Sie kriegen sich bei den Haaren.)

Traugott (bringt sie auseinander). Ei, Messieurs, das ist ja eine Schande, daß solche gelehrte Leute, wie Ihr seid, sich wegen einer Waschfrau schlagen wollen! Aber Ihr kommt gerade recht, Ihr lieben Leute, mein Meister hat eine wichtige Sache, die er demjenigen von Euch anvertrauen will, welcher der Beste ist.

Erster Advocat (nimmt Corfitz auf die Seite). Monsieur, nehmt mich, ich habe dies Jahr schon über vier und zwanzig Sachen gewonnen, die kein Anderer hätte gewinnen können.

Zweiter Advocat (zieht ihn auf die andere Seite). Monsieur, nehmt lieber mich, der Andere ist ein Laie, ich habe gestern eine Sache gewonnen, von der alle Menschen merken und fühlen konnten, daß sie ungerecht war.

Erster Advocat (zieht ihn wieder zu sich). Monsieur, der Andere ist nur ein Winkeladvocat, ich aber habe meine Jura vier Jahre zu Rostock studirt.

Zweiter Advocat. Eure Sache mag so toll sein, wie sie will, ich werde sie schon gewinnen als ein ehrlicher Mann.

Erster Advocat. Nehmt Ihr mich nicht, so wird es Euch gereuen.

Zweiter Advocat. Monsieur, ich kann jede Sache verdrehen, die ich will, mit subtilen Distinctionen, und kann jedes Ding vertheidigen, was ich will, auf zweierlei Manieren.

Erster Advocat. Monsieur, was die Formalitäten anbetrifft, bin ich der Stärkste in der ganzen Stadt.

(Corfitz will sich losmachen; sie laufen ihm nach, zerren ihn sechsmal Einer auf diese, der Andere auf die andere Seite und flüstern ihm ins Ohr, bis er endlich um Hülfe ruft, worauf ein **Offizier** ihm zu Hülfe kommt und die Advocaten forttreibt.)

Sechste Scene.

Corfitz. Traugott. Der Offizier.

Corfitz. Ach, mein Herr, ich bin Ihm höflich verbunden, wär' Er mir nicht zu Hülfe gekommen, ich hätte wirklich mein Leben eingebüßt.

Offizier. Das ist mir jedes Mal eine Freude, wenn ich wackeren Leuten einen Dienst erweisen kann. Aber was hatten diese Advocaten denn mit Ihm auszufechten?

Traugott. Nun soll Einer noch sehen, nun offenbart er dem seine Angelegenheit auch noch.

Corfitz. Mein Herr, ich bin ein ehrlicher Bürgersmann hiesiger Stadt, der manches Böse in der Welt ausgestanden hat und sich in alle Dinge schickte bis auf diese Stunde. Aber nun in meinem hohen Alter hab' ich ein Hauskreuz gekriegt, das mich so niederschlägt, daß ich meines Lebens überdrüssig bin. Kurz zu sagen: ich hab' eine Frau, die fremden Göttern nachtrachtet, deshalb will ich einen Proceß mit ihr führen, und zu dem Ende wollt' ich mich mit diesen Advocaten berathen, die aber, statt mir ihren Rath zu ertheilen, auf einander losgingen wie die hung-

rigen Wölfe und sich um mich zankten, nicht anders als um einen Raub oder eine Beute, die ihnen in die Hände gefallen.

Offizier. Seine Sorge thut mir leid; aber vielleicht kann ich so gut rathen wie ein Anderer: denn ich habe mich viel um Gesetz und Recht bekümmert. Allein bevor ich die Sache weiter höre, muß Monsieur mir noch erst wegen einiger Nebenumstände Auskunft geben; wie alt ist Monsieur?

Corfitz. Ich gehe in mein siebzigstes Jahr.

Offizier. Wie lange ist Er verheirathet?

Corfitz. Zwei Jahre.

Offizier. Wie alt ist Seine Frau Liebste?

Corfitz. Siebzehn Jahre.

Offizier. Ist sie hübsch?

Corfitz. Ja, das ist ja eben das Unglück, mein Herr, sie war eins der hübschesten Mädchen in der Stadt.

Offizier. Ist Monsieur des Tages viel außer dem Hause, so daß sie Gelegenheit hat, fremde Kerle zu sich kommen zu lassen?

Corfitz. Von Glock' zwei bis fünf des Nachmittags bin ich in Geschäften aus, und das ist auch die Zeit, die sie sich zu ihren Galanterien muß ausgesucht haben.

Offizier. Wo wohnt Monsieur?

Corfitz. Wir stehen vor dem Hause, wohlgeborner Herr.

Offizier. Gehorsamer Diener, Monsieur, ich danke für gefälligen Nachweis.

(Macht ein tiefes Compliment und geht ab.)

Traugott. Ha ha, hab' ich das nicht gedacht? Seid Ihr nicht Hahnrei, so werdet Ihr es gewiß noch werden, und das dafür, daß Ihr den Mund nicht halten könnt. Wie er fragte, um welche Tageszeit der Meister auszugehen pflegte, da merkte ich gleich, wo er hinaus wollte. Nu, die Sache macht sich ja recht hübsch, nun geht ein ander Mal wieder hin und vertraut jungen Offizieren Eure Geheimnisse.

Corfitz. Höre, Traugott, ich will mit keinem Menschen mehr davon reden, sondern meine Sachen zusammenpacken, in eine andere Stadt reisen und sie aufgeben. Der Einzige, mit

dem ich noch sprechen möchte, das ist mein Nachbar Jeronimus: denn der ist mein aufrichtiger Freund. Laß uns zu ihm gehen — aber sieh, da kommt er gerade recht.

Siebente Scene.

Jeronimus. Traugott. Corfitz.

Jeronimus. Wie geht's Euch, Nachbar?

Corfitz. Nicht besonders.

Jeronimus. Ihr verspracht mir ja aber eben erst, Euch die Grillen aus dem Kopf zu schlagen?

Corfitz. Die alten Grillen haben neue geheckt, die mich ganz in Verzweiflung gebracht haben, so daß Einer mein Leben für vier Schillinge kaufen könnte.

Jeronimus. Was ist Euch denn widerfahren, seitdem wir davon sprachen?

Corfitz. Eine fremde Frau, die gar kein Interesse haben könnte zu lügen, hat mir zugeschworen, daß sie heute in der Wochenstube einen jungen Kerl versteckt gesehen hat, und das hat mich in solche Unruhe versetzt, daß ich herumgelaufen bin wie ein Verrückter von Einem zum Andern, um mehr Licht zu kriegen und mir Raths zu erholen, was ich dabei thun sollte. Allein ich bin den allerverfluchtesten Leuten in der Stadt begegnet, die, statt mir Aufklärung und guten Rath zu geben, mich aus einem Halbverrückten zum Ganzverrückten gemacht haben.

Jeronimus. In solchen Fällen, Nachbar, ist es das Beste, zu schweigen, denn man deckt nicht nur seine eigene Schande auf, sondern man gewinnt auch nichts damit; es gehört schon was dazu, seine Frau einer Untreue zu überführen. Auch glaub' ich noch jetzt wie früher, daß Ihr Eurer Frau Unrecht thut.

Traugott. Nein, Monsieur Jeronimus, er thut ihr nicht Unrecht, ich weiß noch verschiedene Nebenumstände, welche die fremde Frau mir erzählt hat, und die ich dem Meister nicht habe mittheilen wollen.

Corfitz. Was hat sie Dir denn gesagt?

Traugott. Sie hat mir geschworen, sie hätte einen jungen Kerl unter dem Tisch liegen sehen.

Corfitz. Unter dem Tisch?! Um welche Zeit war das denn?!

Traugott. Nachmittags drei Uhr.

Corfitz. Ach, Himmel, was hör' ich, ich muß gleich hinein!

Jeronimus. Nur nicht zu hastig, Nachbar.

Corfitz. Ihr versteht mich nicht, Nachbar; ich will hinein und will auf die Kniee fallen vor meiner Frau und will ihr die Hände küssen und sie mit hellen Thränen um Verzeihung bitten. Denn just dies Letzte, was ihre Schuld am meisten beweisen soll, spricht sie völlig frei. Ach, welch grober Irrthum! Ich muß dem Nachbar nur die ganze Geschichte erzählen: heute nach dem Essen war ich bei meiner Frau in der Wochenstube, indem ich mir keinen Besuch mehr vermuthete. Aber just in dem Augenblick klopft' es an die Thüre, und da die Stube nämlich nur einen Ausgang hat und ich aus gewissen Gründen um die Zeit mich nicht wollte zu Hause finden lassen, kroch ich unter den Tisch, wo ich wider Verhoffen zwei Stunden liegen mußte, bis die Stube leer ward. Nun muß eine von den fremden Madamen mich gesehen haben und durch ihre falsche, wenn auch gut gemeinte Nachricht hat sie den ganzen Spectakel hervorgerufen. Jetzt ist mein einziger Kummer nur der, daß ich mich übereilt und meine unschuldige Frau aus Unbedacht in bösen Ruf gebracht habe.

Jeronimus. Nachbar, gebt Euch zufrieden und danket Gott, daß Ihr Euch geirrt habt.

Seht einen Handel hier, der stellt Euch vor die Augen
Aufs neu', wie selten doch Mißtrau'n und Argwohn taugen;
Denn hätt' Herr Corsitz gar ums Leben sich gebracht,
Es wäre nur geschehn, um was er selbst erdacht.

Zu sehen, wie ein Mann flieht vor dem eignen Schatten,
Es ist der beste Spaß, den wir seit Langem hatten;
Der Casus ist so rar, wie Jenes, der entsprang
Aus Bangniß vor sich selbst, lief und im Fluß ertrank.

Die Maskerade.

Komödie in drei Akten.

Personen:

Jeronimus.
Leander.
Heinrich.
Arv.
Magdelone.
Leonhard.
Leonora.
Pernille.
Eine Frau mit Maskenanzügen.
Ein Kerl mit Masken.
Zwei Soldaten.
Ein Knabe.
Gerichtsdiener.

Erster Akt.

Erste Scene.

Leander. Heinrich.

Leander (im Schlafrock, sich die Augen reibend). Heinrich, was ist die Uhr?

Heinrich (gähnend). Die Uhr geht auf Frühstück, Herr. Aber ich weiß nicht, weshalb wir so früh aufstehen sollen; seht einmal nach der Uhr, Herr!

Leander. Element, ist es möglich? Sollen wir haben so lange schlafen können, vier Uhr Nachmittags? Meine Uhr zeigt auf vier!

Heinrich. Ei, das ist nicht möglich, Herr, das muß vier Uhr früh sein.

Leander. Ja, richtig, um vier Uhr früh im Januar ist es wol auch so hell?

Heinrich. So muß die Sonne falsch gehen; es kann unmöglich Nachmittag sein, wir stehen ja eben erst auf.

Leander. Auch wenn die Sonne falsch geht, so weiß ich doch, daß meine Uhr richtig geht; es ist eine englische Uhr.

Heinrich. Ei, Herr, Uhren und Sonnenzeiger richten sich ja nach der Sonne. Will der Herr nur einen Versuch machen und die Sonne zurückstellen auf neun oder zehn, so wird er ja sehen, ob die Uhr nicht auf den Fleck zurückavancirt; auf so etwas muß ich mich verstehen.

Leander. Was für Narrenspossen! Ich glaube, die Maskerade summt Dir noch im Kopfe herum.

Heinrich (gähnend). Kurz und gut, Herr, wenn die Uhr vier ist, so ist es vier Uhr früh.

Leander. Wir sind ja aber erst nach vier von der Maskerade nach Hause gekommen.

Heinrich. Allerdings, jetzt merke ich auch, daß ich Hunger habe. Aber da ist Arv, den will ich fragen, was die Uhr ist.

Zweite Scene.

Leander. Heinrich. Arv.

Heinrich. Guten Morgen, Arv; was ist die Uhr?

Arv. Hättest Du so viel Donnerwetter auf den Kopf bekommen, als die Uhr von heute früh bis jetzt geschlagen hat, da wärst Du ein gemachter Mann.

Heinrich. Was ist die Uhr denn jetzt?

Arv. Die Uhr hängt im Thurm, und Du sollst am Galgen hängen.

Leander. Nun höre mal Einer den unverschämten Schlingel. Kannst Du nicht sagen, was die Uhr ist?

Arv. Die Uhr ist vier, Monsieur.

Leander. So ist also Mittag vorbei?

Arv. Man pflegt so zu rechnen, daß Mittag vorbei, wenn es vier Uhr Nachmittags ist.

Leander. Siehst du wol, Heinrich, daß meine Uhr recht geht?

Heinrich. Schlag' der Teufel in die Geschichte! Nun habe ich mich um mein gutes Mittagsessen herumgeschlafen; was haben wir heute Mittag gehabt, Arv?

Arv. Süße Grütze und Stockfisch.

Heinrich. Habt Ihr mir was aufgehoben?

Arv. Nein, Deine Portion hat Sultan der Hofhund gekriegt; denn wer nicht zur rechten Zeit zu Tisch käme, sagte der Herr, der sollte auch nichts zu essen haben. Wie Du das nun von Sultan wiederkriegst, da sieh' Du zu.

Leander. Aß Papa heute zu Hause?

Arv. Ja, er aß in seinem Bauer, wie gewöhnlich.

Leander. Du Dummkopf, ich frage ja nicht nach dem Papagei, ich frage nach meinem Vater?

Arv. Nein, der Herr aß heute bei dem fremden Manne, dem Monsieur Leonhard.

Leander. Das war doch ein Glück, Heinrich, daß mein Vater heute nicht zu Hause gegessen hat, sonst hätte er gemerkt, daß wir auf der Maskerade gewesen. (Arv geht ab.)

Heinrich. Will der Herr nicht hinein gehen und sich anziehen? Es könnte sich doch fügen, daß Ihr Vater herkäme, und da wäre es doch einigermaßen verdächtig, so spät noch im Schlafrock zu gehen.

Leander. Er ist bei meinem zukünftigen Schwiegervater, da kommt er nicht so schnell zurück.

Heinrich. Aber mit Permiß, Herr: Ihre zukünftige Frau Liebste, sieht sie gut aus?

Leander. Das weiß ich wahrhaftig nicht.

Heinrich. Das ist doch seltsam, sich mit jemand zu verheirathen, den man nie gesehen hat.

Leander. Gesehen habe ich sie, wie sie sechs Jahre alt war, und da versprach sie recht hübsch zu werden.

Heinrich. Wie alt ist sie denn jetzt?

Leander. Achtzehn Jahre.

Heinrich. Potz Schlag, das ist lange Zeit, da kann ihr die Vergoldung unterdessen abgegangen sein.

Leander. Doch rühmen die Leute noch ihre Schönheit. Morgen soll ich zu ihr hin, da werde ich ja zu sehen kriegen, ob es wahr ist; ist sie nicht so, wie man sie mir beschrieben, so mache ich mein Compliment und gehe ab. Aber wir müssen doch zusehen, daß wir etwas zu essen kriegen; die Zeit vergeht rasch, und um acht müssen wir wieder auf der Maskerade sein.

Heinrich. Ei, das ist hübsch, ich denke da heute Abend eine ganze Anzahl Florbesen zu treffen.

Leander. Das ist das Schlimme dabei, Heinrich, daß da so viele ordinäre Frauenzimmer hinkommen.

Heinrich. Ei, Herr, das ist gerade der Vorzug von solcher Maskerade, daß da alle an demselben Strang ziehen. Uebrigens

sind die Mamsells, die ich erwarte, wahrhaftig alle von ganz vornehmem Stande. Da ist dem Bürgermeister sein Stubenmädchen, Peter Sattlers Tochter, Else Schulmeisterin, Lisbeth, der Apfelsinenfrau jüngste Tochter, die älteste hat nämlich Zahnschmerzen, und außerdem noch drei hübsche Mädel, die ihre eigene Stube haben und sich selbst kochen und waschen.

Leander. Allerdings, da hast Du Recht, Heinrich, das sind lauter vornehme Damen, besonders die letzten drei, die sich selbst kochen und waschen.

Heinrich. Aber da kommt die Frau Mutter.

Leander. Meine Mutter kann immer kommen, die denke ich noch dahin zu bringen, daß sie mit mir auf die Maskerade geht.

Heinrich. Das wäre prächtig, ich wollte auch wahrhaftig mit ihr tanzen.

Leander. Wenn sie Dich nicht kennt, so könnte es wol geschehen.

Heinrich. Laßt mich nur machen, ich will mich schon so maskiren, daß sie mich nicht kennen soll.

Dritte Scene.

Magdelone. Leander. Heinrich.

Magdelone. Nun, mein lieber Sohn, wie war es denn gestern Nacht auf der Maskerade?

Leander. Woher weiß Mama denn, daß ich dagewesen?

Magdelone. Ich habe es von Arv gehört.

Leander. Der Schuft kann doch nie den Mund halten. Indessen hat es nichts zu sagen, wenn nur mein Vater es nicht zu wissen kriegt.

Magdelone. Kommen denn auch wol alte Frauen auf die Maskerade?

Leander. Wir weisen niemand ab, es kommt alles durch einander, jung und alt.

Magdelone. Würde eine alte Frau wirklich nicht ab-

gewiesen, so wüßte ich wol eine, die nicht übel Lust hätte, heute Abend mitzukommen.

Leander. Was für eine Frau ist das?

Magdelone. Das bin ich selber.

Leander. Das wäre wahrhaftig nicht dumm, könnte es irgend nur auf eine schlaue Manier eingerichtet werden, daß mein Vater nichts davon zu wissen kriegte.

Magdelone. Ei, wie sollte er wol davon zu wissen kriegen, er geht zeitig ins Nest und steht zeitig wieder auf; ich werde sagen, ich befände mich heute Abend nicht wohl, so schläft er allein.

Leander. Das läßt sich hören. Aber kann Mama tanzen?

Magdelone. Tanzen? Ja gewiß kann ich tanzen, sieh mal her! (Sie singt und tanzt.)

Heinrich. Donnerwetter, Muttern ihre Füße gehen wie Trommelstöcke.

Magdelone. Wie ich jung war, habe ich alle Tänze tanzen können, sogar die Folie d'Espagne, die geht nämlich so ....
(Tanzt und singt die Folie d'Espagne.)

Heinrich. Das war wahrhaftig bewundernswerth. Ach, noch eine Folie, beste Madame!

Magdelone. Nein, jetzt nicht, ich schone meine Beine zu heute Abend. Aber da ist mein Mann; wenn er mich nur nicht hat tanzen sehen.

Vierte Scene.

Jeronimus. Magdelone. Leander. Heinrich.

Jeronimus (mit einem leichten Rausch). Na, Kinder, steht Ihr hier schon wieder allesammt müßig, giebt es nichts zu thun in der Wirthschaft?

Magdelone. Ich bin heute nicht im Stande etwas zu thun, mein Herz; es ist mir wahrhaftig, als hätt' ich das Fieber in den Gliedern, ich fürchte, ich werde eine unruhige Nacht haben diese Nacht.

Jeronimus. Das bedaure ich, habt Ihr es denn im Kopfe?

Magdelone. Ach ja, es ist mir, als wäre mir der Kopf mitten durchschlagen.

Jeronimus. Habt Ihr auch Durst?

Magdelone. Erschrecklichen. Und dabei habe ich solche Unruhe in den Gliedern; es wird gut sein, wenn ich heute Nacht allein schlafe.

Jeronimus. Ei, von Herzen gern. Aber wenn da ein Fieber in Anzug ist, so müßt Ihr bei Zeiten was gebrauchen. Ihr müßt zu Ader lassen.

Magdelone. Ach nein, mein Herz, so krank bin ich doch noch nicht, daß ich müßte zu Ader lassen.

Jeronimus. Was für wunderliche Reden! Wollt Ihr etwa morgen daliegen und das Fieber haben? Heinrich, spring' mal nach Meister Hermann, er möchte doch herkommen und meine Frau zu Ader lassen.

Heinrich (bei Seite). Alle Wetter, wie wird das ablaufen?

Magdelone. Ach nicht doch, mein Herzensmann!

Jeronimus. Halt' Du Dich nur ruhig, mein Herz, und laß mich machen. Zeigt mal Euren Puls her? Alle Wetter, das ist die höchste Zeit zum Aderlassen, Euch steckt eine Alteration im Blute, das merk' ich schon. Spring' schnell hin, Heinrich, und bitte ihn, daß er selber komme, seine Gesellen sind mir nicht gut genug dazu.

Magdelone. Ach, mein allerliebster Mann, laß mich doch nur noch erst eine Stunde abwarten!

Jeronimus. Auf eine Stunde kann es allerdings nicht ankommen, aber bevor Ihr zu Bett geht, müßt Ihr wirklich zu Ader lassen. Nun aber Ihr da, Junker, wie kommt denn das, daß Ihr noch so spät im Schlafrock seid? Ihr seid wol Eurer Gewohnheit nach die Nacht wieder spät nach Hause gekommen?

Leander. Nein, wahrhaftig nicht, ich habe den ganzen Tag gesessen und geschrieben.

Jeronimus. Es sollte mir lieb sein, wenn es so wäre, und Ihr würdet einmal ordentlich; Ihr seid nachgerade in dem Alter, daß Ihr anfangen könntet, nachzudenken und aufzuhören mit der Pflastertreterei, zu der Ihr nur allzu viele Neigung habt.

Leander. Ich habe mir doch nichts Schlimmeres zu Schulden kommen lassen, als die meisten jungen Männer hier in der Stadt thun.

Jeronimus. Das will sagen: Ihr bankettirt hier und da, Ihr verspielt Euer Geld, Ihr macht die Cour und kurzum, Ihr lebt wie ein richtiger Jean de France. Aber freilich, Schlimmes ist nicht dabei, die meisten jungen Männer leben ja ebenso.

Leander. Aber hat denn Papa, wie Er jung war, so eingezogen gelebt?

Jeronimus. Wie ich jung war, lebte man ganz anders, obwol wir noch einmal so viel Geld hatten. In der ganzen Stadt gab es damals nicht mehr als vier Kutschen. Vornehme Leute ließen sich von ihren Mägden nach Hause leuchten; war aber das Wetter schlecht, so ging man in Stiefeln. Was das wäre, in einem Wagen fahren, das hab' ich, so lange ich jung war, gar nicht gewußt. Jetzt aber kann man ja nicht drei Schritte gehen, ohne einen Tagedieb hinter sich zu haben, und wenn man über die Straße geht, so muß man ja fahren.

Heinrich. Da müssen die Straßen damals wol auch nicht so schmutzig gewesen sein wie jetzt.

Jeronimus. Allerdings, die Straßen waren rein; aber wovon sind sie jetzt so unrein, als von den vielen Kutschen? Vor diesem gingen vornehme Leute zu Fuß nach Gyllenlund, jetzt gilt es ja aber für eine Schande, einen Fuß auf die Straße zu setzen. Ist es nicht, wie ich sage, meine liebste Frau?

Magdelone. Ja sicher; ich lebte in meiner Eltern Haus wie in einem Kloster.

Heinrich (bei Seite). Ach, die arme Frau!

Magdelone. Darum aber haben auch noch jetzt weltliche Thorheiten keinen Reiz für mich, weil ich nämlich in meiner Jugend niemals Geschmack daran gefunden habe.

Fünfte Scene.

Eine Frau mit Maskenanzügen. Die Vorigen.

Die Frau. Hier, meine beste Madame, sind die Maskenanzüge, die Sie bestellt haben, ich hoffe, sie werden Ihnen recht sein.

Jeronimus. Was alle Wetter heißt das? Wollt Ihr auf die Maskerade?

Magdelone. Sie ist gewiß falsch, mein liebster Mann.

Jeronimus. He, Frau, für wen sollen die Maskenanzüge?

Die Frau. Die sollen für die Frau, die sie bestellt hat zu heute Abend.

Jeronimus. Ihr seid auf dem Holzweg, mein Kind, für meine Frau ist das nicht.

Die Frau. Nu, das ist doch seltsam, sie hat ja erst selbst vor einer halben Stunde deshalb zu mir geschickt.

Magdelone. Ei, hol' Dich Dieser und Jener, mir so was auf den Hals zu lügen!

Heinrich. Sie hat ihre Ladung, Herr; der Branntwein dampft ihr aus dem Halse, als ob ein Schornstein raucht.

Jeronimus. Geht nach Hause und legt Euch schlafen, gute Frau.

Magdelone. Das ist doch was Schreckliches, solche betrunkene Frau.

Die Frau (weinend). Das soll mir doch keiner mit Grund nachsagen, daß ich trinke; bin ich auch arm, so bin ich doch eine anständige Frau.

Heinrich (bei Seite). Hätte sie noch nie zu Ader gelassen, heut muß sie es gewiß noch.

Die Frau. Es ist ja noch keine halbe Stunde her, da sprach sie mit mir und sagte, sie wollte auf die Maskerade, und bat mich, ihr hübsche Kleider zu besorgen. Ja gewiß hat sie das gethan, ich bin weder betrunken, noch verrückt.

Magdelone. Macht fort, Frau, ich kann den Branntweinsgeruch nicht vertragen.

Jeronimus. Geht Ihr nun nicht Eurer Wege, so lasse ich Euch ins Spinnhaus bringen.

Sechste Scene.

Ein Kerl. Die Vorigen.

Ein Kerl (tritt ein mit einigen Masken). Hier sind allerhand Masken, Frau, nun kann Sie wählen, welche Ihr am besten paßt. Aber das Stück kostet zwei Thaler.

Die Frau. Nun könnt Ihr doch sehen, mein Herr, daß ich weder betrunken bin, noch verrückt.

Jeronimus. Ah, das ist unerhört! Nun begreife ich allerdings, wo das Fieber herkommt und die Unruhe in den Gliedern und warum sie allein schlafen will.

Magdelone. Aber, mein liebster Mann....

Jeronimus. Nur stille, entschuldigen läßt sich da nichts. Eine Frau in den Jahren will auf die Maskerade gehen? Ein hübsches Exempel für die Jugend, in der That, besonders für Kinder und Gesinde!

Magdelone. Ich wollte ja blos einmal sehen, wie es da zugeht, damit ich nachher die Andern mit desto besserem Grund davon abhalten könnte.

Jeronimus. Eine herrliche Entschuldigung! Macht nur, daß Ihr hineinkommt, Madame, und laßt Euch heut und morgen vor niemand sehen, bis Ihr Pönitenz gethan habt. Und Ihr da mit den Masken und den Maskenanzügen, wenn Ihr noch einmal mit solchem Plunder in mein Haus kommt, so laß' ich Euch Arm und Bein entzweischlagen!

(Magdelone, die Frau und der Kerl gehen ab.)

Siebente Scene.

Jeronimus. Leander. Heinrich.

Jeronimus. Wenn ich es mir recht überlege, so ist es wirklich zum Tollwerden; sie hatte solche Unruhe in den Gliedern,

ein Fieber war im Anzuge! Ja, gewiß war es im Anzuge; sind doch solche verwünschten Gelüste noch schlimmer als krank sein, zu Ader lassen muß sie. Euch, Leander, hab' ich jetzt gar nichts mehr zu sagen; kann Eure Mutter auf die Maskerade gehen, so ist für Euch nichts Verbotenes dabei, ins Hurenhaus zu gehen. Ihr werdet heute Abend wieder hingehen?

Leander. Nein, ich gewiß nicht.

Jeronimus. Ich werde da auch einen Riegel vorschieben. Je mehr ich Zeit und Umstände bedenke, je größer ist mein Schmerz. Nun wäre es gerade an der Zeit, Euch Zwang anzuthun, da wir in Verbindung getreten sind mit einem wackern Manne, dessen Tochter Ihr heirathen sollt. Ist diese Aufführung nicht allein hinreichend, alle meine Pläne zu vereiteln und Euer eigenes Glück zunichte zu machen? Glaubt Ihr wirklich, daß Monsieur Leonhard seine einzige Tochter solchem Pflastertreter geben wird? Ueberlegt es wohl, mein Sohn, es thut mir weh, Euch so harte Worte sagen zu müssen, gerade jetzt, da Ihr im Begriff seid, mein Haus zu verlassen. Schlagt Euch denn die Narrenspossen aus dem Kopfe und denkt darauf, Euch zu insinuiren bei Seigneur Leonhard, von dem ich bereits das Jawort für Euch bekommen habe, so daß nichts weiter nöthig ist, als daß Ihr selber mit ihm sprecht. Ich habe zugesagt, daß Ihr morgen früh hinkommen werdet; geht also heute Abend zeitig zu Bett, damit Ihr morgen bei Zeiten aufstehen könnt.

Leander. Es soll geschehen, theuerster Vater.

(Ab mit Heinrich.)

Achte Scene.

Jeronimus. Arv.

Jeronimus. Arv!

Arv. Ja, Herr!

Jeronimus. Höre, Arv, Du sollst heute Nacht hier an der Thüre bleiben und Acht geben, ob mein Sohn ausgeht.

Arv. Da belieben der Herr mir nur eine Compagnie

Dragoner zum Beistand zu geben. Denn obwol ich hier als Commandant angestellt bin, so wird es mir doch verwünscht übel gehen, wollte ich wirklich den Versuch machen, ihm den Paß zu verlegen. Ich habe nämlich gemerkt, er hat einen falschen Hauptschlüssel.

Jeronimus. Hindern sollst Du ihn auch nicht, sondern blos mir Anzeige machen, wenn Du spürst, daß Jemand hinaus will.

Arv. Das werde ich schon thun.

Jeronimus. Komm so lange herein.

(Beide ab.)

Neunte Scene.

Heinrich allein.

Heinrich. Alle Wetter, das war ein Glück, daß ich auf der Lauer stand und diesen Anschlag hörte! Steht mein alter Genius mir bei, so wird das ein unglückseliges Commando, das Arv zu führen kriegt. Denn auf die Maskerade müssen wir, und sollte ich morgen ausgehauen werden. Welche Schande wäre das für mich, fortzubleiben, nachdem ich so vielen hübschen Mädchen mein Wort gegeben habe! Es war auch ein rechtes Unglück, daß diese verwünschten Menschen gerade zu so ungelegener Zeit uns zu sprechen kamen, besonders der letzte mit den Masken; denn wäre der nicht gekommen, so hätten wir dem Alten aufgebunden, das Weib mit den Kleidern wäre betrunken. Nun ist mein Herr drinnen und zieht sich an, und wenn er herauskommt, wollen wir Rath halten, wie die Festung am besten gestürmt werden kann. Ha ha, das ist auch der richtige Kerl, Schildwache zu stehen; da gehört nicht viel Kunst dazu, solchen Dummkopf zum Narren zu halten. Aber da kommt mein Herr, und zwar angezogen.

Zehnte Scene.

Leander. Heinrich.

Leander. Das war eine verfluchte Geschichte, Heinrich, daß meine Mutter auf so schmähliche Weise blamirt wurde.

Heinrich. Ja, aber die Wahrheit zu sagen, weiß ich auch wirklich nicht, was solche alte Frau auf dem Maskenball will.

Leander. Nach diesem Auftritt wird ihr die Lust wol vergehen.

Heinrich. Da wird heute Nacht wol eine schöne Gardinenpredigt gehalten werden.

Leander. Es thut mir doch wirklich leid.

Heinrich. Bekümmern wir uns aber lieber um unsere eigenen Angelegenheiten, Herr; die Sache wird sich schon noch wieder zurechtziehen. Laßt uns denn unsere eigenen Angelegenheiten in Acht nehmen; er hat da gewisse Anschläge gegen uns gemacht, die allerdings nicht gefährlich sind, aber doch Gegenanstalten erfordern.

Leander. Was sind das für Anschläge?

Heinrich. Wie ich dem Herrn seinen Vater nach Arv rufen hörte, da errieth ich sofort, daß er etwas Heimliches mit ihm zu reden hätte; ich stellte mich also auf die Lauer und da hörte ich denn, daß er heute Nacht am Thorweg Wache stehen und aufpassen soll, ob jemand hinaus geht.

Leander. Das ist eine verwünschte Geschichte, Heinrich; ich möchte um keinen Preis, daß mein Vater davon zu wissen kriegte, und doch kann ich auch unmöglich von der Maskerade wegbleiben.

Heinrich. Na wahrhaftig, und ich noch weniger, da ich so honneten Leuten zugesagt habe.

Leander. Auf welche Weise wollen wir aber verhindern, daß mein Vater nichts davon zu wissen kriegt?

Heinrich. Vermittelst meines Scharfsinnes.

Leander. Hast Du schon etwas ausfindig gemacht?

Heinrich. Nein, noch nicht.

Leander. Die Zeit drängt, Heinrich, es ist schon spät.

Heinrich. O ja, für einen Schwachkopf drängt die Zeit, für solch Gehirn aber, wie meines, ist es noch Zeit genug.

Leander. Was meinst Du, wäre es nicht das Beste, wir drückten ihm einen Thaler in die Hand?

Heinrich. Der Einfall ist nicht so dumm; gebt mir nur einen Thaler, Herr, so will ich ihn schon auf unsere Seite bringen.

Leander. Sieh her, da ist ein Thaler, aber erst mußt Du ihn schwören lassen, bevor er das Geld bekommt.

Heinrich. Aber nein, überlege ich es mir recht, so ist es nichts mit dem Plan. Das Beste ist, ich behalte den Thaler; wozu braucht der Schlingel Geld? Ich werde machen, daß er den Mund hält, auch wenn er nichts bekommt.

Leander. Allen Respect vor Deiner Schlauigkeit, Heinrich; es war eine artige Invention, mich um einen Thaler zu bringen.

Heinrich. Damit habe ich nur zeigen wollen, daß ich zu Größerem geschickt bin, sofern ich dem Herrn damit zu Diensten sein kann; was kümmere ich mich sonst um einen lumpigen Thaler?

Leander. Der soll Dir gern geschenkt sein, wenn Du nur zu Stande bringst, was Du versprochen.

Heinrich. Ich habe ihn schon im Garn; laßt uns bei Seite gehen.

Elfte Scene.

Arv. Nachher Heinrich.

Arv. Ich werde ein bischen frieren, wenn ich die Nacht Schildwache stehe. Aber das will doch nichts helfen, Herr Jeronimus hat mir zwei Mark Wächterlohn versprochen, aber wenn ich auch nicht einen Schilling kriegte, so habe ich doch mein Vergnügen daran, Heinrich einen Possen zu spielen. Der Schlingel hat zu gute Tage hier im Hause, darum wird er von Tag zu Tag übermüthiger und stellt sich so verwünscht vornehm, daß er kaum noch weiß, ob er mit einem ehrlichen Kerl, wie ich

bin, zu Tisch sitzen und ins Wirthshaus gehen soll oder nicht. Er macht schon ein ganz saures Gesicht, wenn ich ihn schlecht und recht Heinrich nenne. Der Schuft hat sich nämlich einen Beinamen zugelegt und schreibt sich Heinrich Apfelmus. Und bleibt er noch eine Weile länger in Monsieur Leanders Diensten auf diesem Fuße, so schreibt er sich noch nächster Tage Heinrich von Apfelmus. Aber wenn er sich auf den Kopf stellt, so nenne ich ihn nicht anders als schlecht und recht Heinrich; denn so gut wie die Bestie bin ich noch allemal. Ich könnte mir ebenso gut einen Beinamen zulegen wie er; zum Exempel, ich bin geboren in der Christen-Vernikovstraße; wollte ich mich nun nennen Arv Christen-Vernikovstraße, wer könnte mir das wehren? Aber dieser Nagel, den die Bedienten sich in den Kopf setzen, übersteigt jeden Begriff; sobald diese Schufte einen Haarbeutel im Nacken tragen....

(Bei diesen Worten kehrt er sich um und erblickt Heinrich, der sich als Gespenst verkleidet hat; er fängt an zu schreien und fällt auf die Kniee.)

Heinrich (mit dumpfer Stimme). Nun ist Deine Stunde gekommen, daß Du büßen sollst für Deine Missethat!

Arv. Ach, wohledler und wohlgeborner Herr Satan, schont meiner!

Heinrich. Fort! fort! Du sollst empfangen, was Du durch Deine Thaten verdient hast!

Arv. Ach, Euer Gnaden, gebt mir doch nur einen einzigen Tag Aufschub!

Heinrich. Kein Aufschub, es sei denn, daß Du sofort Deine Missethaten bekennst!

Arv. Ach gern, ach gern! Ach, ich habe ja nichts Böses gethan, Herr Lucifer!

Heinrich. Fort, fort mit Dir!

Arv. Ach ja, ich habe etwas gethan!

Heinrich. Bekenne sofort!

Arv. Vergangene Woche habe ich ein Achtel Mehl im Hause gestohlen.

Heinrich. Weiter, weiter!

Arv. Vor drei Wochen habe ich Rauchfleisch gestohlen.

Heinrich. Weiter, weiter, Du Hund, oder ich....

Arv. Vorgestern Nacht habe ich gestohlen....

Heinrich. Was hast Du gestohlen?

Arv (weinend). Der Köchin ihre Jungferschaft.

Heinrich (nimmt die Decke ab). Arv, bist Du so furchtsam im Dunkeln?

Arv. Ach, daß Dich der Henker hole!

Heinrich. Es ist mir recht angenehm, daß ich solche Historien weiß, damit Herr Jeronimus Dich kennen lernt.

Arv. Ach, lieber Heinrich, verrathet mich nicht!

Heinrich. Redensart!

Arv. Ach, Monsör Heinrich!

Heinrich. Da hilft kein Bitten.

Arv. Ach, Monsör Heinrich Apfelmus!

Heinrich. Damit solch ein scheinheiliger Hund seine Strafe kriegt.

Arv. Ach, Monsör Heinrich von Apfelmus!

Heinrich. Nun kannst Du ja Herrn Jeronimus sagen, daß wir heute Abend auf die Maskerade gehen; ich weiß recht gut, daß Du deswegen hier bist und aufpassest.

Arv. Ja allerdings, Herr Jeronimus hat mir befohlen, zu dem Ende in der Hausthüre zu stehen; aber ich werde Euch wahrhaftig nicht verrathen.

Heinrich. Nun können wir uns gegenseitig verrathen: ich kriege für das, was ich gethan habe, Ohrfeigen, und Du wirst gehängt.

Arv. Geht doch so oft auf die Maskerade, wie Ihr Lust habt, ich werde wahrhaftig nie was davon sagen.

Heinrich. Nun wol, so werde ich Dich auch nicht verrathen.

Arv. Kann ich mich darauf verlassen?

Heinrich. Sieh her, da hast Du meine Hand darauf, daß, so lange Du uns treu bist, ich auch von Dir nichts sage. Geh' nun nur hin und leg' Dich ins Bett.

Arv. Ja, das will ich auch thun. (Ab.)

Heinrich. Adieu, Arv, eine gute geruhsame Nacht! — Nun habe ich durch meine Schlauigkeit doch so viel erreicht, daß der

Lump, der bisher den Verräther spielte, inskünftige uns zu Diensten sein, ja das Leben für uns lassen muß. Denn sobald er nur die kleinste Miene macht, drohe ich mit einem Memoire, worin das Mehl, das geräucherte Fleisch und der Köchin ihre Jungferschaft ihre Rolle spielen sollen. Aber nun muß ich hinein und die Geschichte meinem Herrn erzählen. (Ab.)

Zwischenspiel,

in welchem die Maskerade dargestellt wird. Man sieht darin, wie Leander sich in eine Maske verliebt, welche Leonora, Leonhards Tochter, ist. Beide demaskiren sich, sprechen mit einander und tauschen ihre Ringe. Wenn dieses Spiel eine Viertelstunde gewährt hat, fällt der Vorhang.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Jeronimus. Nachher **Arv.** Später **Heinrich.**

Jeronimus. Heute Nacht habe ich meiner Frau eine gehörige Lection gehalten. Darin hat sie allerdings Recht, daß ihr eben ihres Alters wegen weniger üble Nachrede daraus entstehen kann, wenn sie auf die Maskerade geht, als einer jungen Frau oder einem Mädchen. Andererseits muß sie mir jedoch zugestehen, daß sie damit ein schlechtes Exempel aufstellt für die jungen Leute, welche, wollte man sie ihres unordentlichen Lebens halber ausschelten, sich auf der Stelle damit entschuldigen würden: kann eine Frau in den Jahren, die erwachsene Kinder hat, auf die Maskerade gehen, warum soll denn jungen Leuten ein Verbrechen daraus gemacht werden? Ich habe gepredigt und Reden gehalten über dies Thema bis Mitternacht, so daß ich darüber ein paar Stunden länger in den Tag hineingeschlafen habe, als ich zu thun pflege. Von meinem Sohn ist nichts zu hören und ebenso wenig von seinem Diener, alles ist still; vermuthlich ist Leander bereits zu seinem künftigen Schwiegervater gegangen. (Arv tritt ein.) Nun, Arv, hast Du die Nacht gut Posten gestanden?

Arv. Ich habe unter der Hausthüre gestanden bis nach zwölf Uhr, habe aber niemand gespürt; es war zu kalt, ich konnte nicht länger Schildwache stehen.

Jeronimus. Das war auch lange genug; ist er bis Mitternacht zu Hause geblieben, so ist er überhaupt nicht ausgegangen.

Aber hast Du wol bemerkt, ob Leander diesen Morgen zeitig ausgegangen ist?

Arv. Nein, Herr, ich will Ihm nichts auf den Hals lügen, sie liegen alle Beide noch und schlafen, Leander sowol wie Heinrich.

Jeronimus. Liegen sie jetzt noch und schlafen, so kann es unmöglich richtig mit ihnen sein; ich will einmal durchs Fenster in Heinrichs Kammer sehen. Ach Himmel, ist es möglich?! Sie sind wahrhaftig wieder auf der Maskerade gewesen, da liegt die Bestie und schnarcht im Bett im Maskenanzug! Was ist das von Dir für eine Manier aufzupassen, Du Schurke?

Arv. Ja, Herr, da müssen sie nach Mitternacht ausgegangen sein.

Jeronimus. Ich werde den Schuft gleich aus dem Bett kriegen und ihn wach prügeln mit dem Stocke.

(Läuft hinein, kommt zurück, indem er Heinrich an den Haaren hinter sich zieht.)

Heinrich (stößt ihn von sich, glaubt im Schlaf auf dem Maskenball zu sein, ruft:) Noch eine Tasse Kaffe! (Spricht im Schlaf weiter.) Nun keine Menuet mehr, nun wollen wir einen Englischen tanzen; spielt auf zum Cotillon! Ei Possen, nicht den Cotillon, den neuen mein' ich! (Singt und tanzt Cotillon. Jeronimus steht und sieht ihm voll Verwunderung zu; Heinrich nähert sich Jeronimus, küßt ihm die Hand und sagt:) Eine Menuet, mein Fräulein!

Jeronimus (giebt ihm eine Ohrfeige, daß er sich um und umkehrt). Nein, erst eine Maulschelle!

Heinrich (wacht davon auf, ruft:) Ach, Herr Jeronimus, ich will es in meinem Leben nicht wieder thun! (Läuft hinein und wirft die Kammerthüre ins Schloß.)

Jeronimus (pocht gegen die Thüre). Willst Du gleich aufmachen?

Heinrich (aus dem Fenster sehend). Ach, Herr Jeronimus, seid doch nicht böse.

Jeronimus. Gleich mach' die Thüre auf, oder ich lasse sie aufbrechen!

Heinrich. Ach, Herr Jeronimus, wir sind alle Menschen!

Jeronimus. Brech' ich die Thüre auf, so geht es Dir noch zehnmal schlechter.

Heinrich. Ach Herr, was sagt nicht der Deutsche: Einmal ist keinmal!....

Jeronimus. Daß Dich der Henker hole, willst Du mir einbildeu, es wäre das erste Mal, daß Ihr diesen Winter umherschwärmt?

Heinrich. Ach, Herr, diesmal sind wir zur Maskerade verführt worden, von einem Deutschen aus Frankfurt —

Jeronimus. Arv, hole mal rasch eine Axt!

Heinrich. Wir konnten es dem Manne unmöglich abschlagen, so gern wir auch wollten; er spricht mehr als vier und zwanzig Sprachen, auch sogar mesopotamisch.

Jeronimus. Ja, das können sie alle; wenn ich blos eine Axt hätte!

Heinrich. Ebenderselbe Fremde ist auch Virtuose auf verschiedenen Instrumenten...

Jeronimus. Ich bin ebenfalls Virtuose auf verschiedenen Instrumenten, Du wirst gleich danach tanzen. Arv, wo bleibst Du Hund nur so lange?

Zweite Scene.

Leonhard. Jeronimus. Heinrich.

Leonhard. Guten Morgen, lieber Schwager, worüber so aufgebracht?

Jeronimus. Ihr wißt nicht, lieber Schwager, was ich in meinem Hause aushalten muß.

Heinrich (aus dem Fenster). Ach, Herr Leonhard, legt doch ein gutes Wort ein für mich und meinen Herrn!

Leonhard. Was habt Ihr denn Böses gethan, mein Sohn?

Heinrich. Gar nichts, blos daß wir heute Nacht auf der Maskerade gewesen sind.

Leonhard. Sonst nichts? Ist das wirklich so strafwürdig, so habe ich sehr übel daran gethan, daß ich meine Tochter diese Nacht habe ebenfalls auf die Maskerade gehen lassen.

Jeronimus. Laßt Ihr Eure Tochter auf die Maskerade gehen?

Leonhard. Ja, ich habe sie sogar fast dazu gezwungen. Ich halte es nämlich nicht für Recht, jungen Leuten eine unschuldige Lustbarkeit zu versagen, welche ich selbst in meiner Jugend genossen habe.

Jeronimus. Nennt Ihr das unschuldige Lustbarkeit?

Leonhard. Was es auch sei, so ist es doch nichts, worüber man sich so zu ereifern braucht.

Jeronimus. Wäre es zu einer andern Zeit geschehen, so wollte ich mich auch gar nicht so sehr darüber ärgern. Aber daß mein Sohn wie närrisch umherschwärmt, gerade da er sich am meisten durch Sittsamkeit bemerkbar machen und in den heiligen Ehestand treten soll, das thut mir weh.

Leonhard. Er wird wol noch ordentlich werden, Schwager. Wir sind ja in unsern jungen Jahren ebenso gewesen und haben der Welt auch nicht den Rücken gekehrt, als bis sie uns den Rücken kehrte. Wären wir jetzt noch so frisch und munter wie vor zwanzig Jahren, wir gingen wieder auf die Maskerade. Unsern Kindern ein Verbrechen machen aus den Vergnügungen, die wir selbst in unserer Jugend genossen haben, die wir jetzt aber unserer Jahre halber nicht mehr mitmachen können, das läßt ja, als ob wir aus purer Mißgunst handelten; es wäre gerade, als wenn Einer das Tanzen verdammt, weil er Hühneraugen hat. Ihr müßt Euch wahrhaftig einen bessern Humor anschaffen, lieber Schwager; hätte Einer Grund, sich über Eures Sohnes Conduite zu beunruhigen, so wäre doch ich es, dessen Tochter er heirathen soll.

Jeronimus. Den schuftigen Burschen will ich aber doch durchprügeln und meinem Sohne den Kopf waschen.

Leonhard. Ihr sollt ganz gewiß weder das Eine, noch das Andere thun, so lange ich hier bin, und ich gehe nicht eher weg, als bis Ihr versprochen habt, Beiden zu verzeihen.

Jeronimus. Um des Schwagers willen will ich denn weiter keinen Lärm machen. Komm' nur her, Heinrich, und laß Leander ebenfalls herkommen.

Heinrich. Will der Herr mich nicht schlagen?

Jeronimus. Nein, um Monsieur Leonhards willen habe

ich Euch für diesmal vergeben. Aber was mir am meisten im Kopfe liegt, das ist, daß er mir gestern Abend versprach, gleich heute früh zum Schwager zu gehen und Abrede mit ihm zu nehmen.

Leonhard. Ei, das will nichts sagen, ich weiß ja nun, was ihn verhindert.

Dritte Scene.

Jeronimus. Leonhard. Leander. Heinrich.

Jeronimus. Guten Morgen, Monsieur. Nun, seid Ihr Eurem Versprechen gemäß heute früh bei Eurem Schwiegervater gewesen?

Leander. Ich bitte um Verzeihung, theurer Vater.

Jeronimus. Ei, Ihr habt nicht noth, um Verzeihung zu bitten, Ihr seid hinlänglich entschuldigt; wer sich die ganze Nacht über umhertreibt, der muß ja wol zuletzt bei Tage schlafen. Vielmehr muß ich um Verzeihung bitten, daß ich die Dreistigkeit gehabt habe, Euch im Schlaf zu stören. (Zu Heinrich) Und der Tagedieb ....

Leonhard. Ei, Schwager, Ihr habt ja versprochen, ihm nichts Böses anzuthun; er muß ja thun, was sein Herr ihm befiehlt.

Jeronimus. Nein, das ist entsetzlich, Schwager, der Schuft geht hin und tanzt selbst mit, das thut ja sonst kein Bedienter.

Heinrich. Das kommt daher, weil ich mehr Verstand und Bildung habe als die meisten anderen Bedienten. Oder was nützen die dummen Teufel ihren Herren damit, daß sie im Wagen sitzen und die ganze Nacht durch frieren, so daß sie sich den andern Tag ins Bett legen müssen? Der größte Dienst, meine ich, den ein Bedienter seinem Herrn leisten kann, besteht darin, sich gehörig zu pflegen, insofern der Dienst nicht darunter leidet. Seht einmal, welchen Gewinn mein Herr davon hat! Wollen andere Herren auf die Maskerade gehen, so murren die Bedienten, ich dagegen springe vor Freuden und bin so hurtig wie nie. Wenn andere schlingelhafte und schafköpfige Bediente,

welche die Nacht im Wagen sitzen, nach Hause sollen, so sind sie ganz steif vor Kälte und außer Stande ihren Herren aus den Kleidern zu helfen, ja den Tag darauf müssen sie Tropfen einnehmen zum Schwitzen; ich dagegen tanze nach Hause und bin den Tag darauf frisch und munter.

Jeronimus. Hör' mal Einer den Schuft, wie er seine Sache beschönigen kann; er hätte wahrhaftig Bedientenadvocat werden können.

Heinrich. Ein armer Diener, meine ich, der sich brav amüsirt, thut wohl daran. In Armuth geboren, werden wir aufgezogen in Hunger. Ein halb Dutzend Jahre kriegen wir Prügel von einem griesgrämigen Schulmeister; das ist unsere Kindheit. Werden wir dann älter, müssen wir uns plagen und schinden, um nicht als alte Leute vor der Zeit Hungers zu sterben. Kurz zu sagen, unser ganzes Leben ist eine Kette von Elend und Mühsal. Und wenn wir uns nun etwas ausdenken, unsern Jammer zu erleichtern und durch die eine oder andere Lustbarkeit zu verhindern, daß unser armer Leib nicht ganz und gar in Trümmer fällt, so werden wir dafür ausgezankt und schlecht gemacht.

Jeronimus. Meinst Du, Schlingel, daß es gesund ist, solch ein unordentliches Leben zu führen und Tag aus Nacht zu machen?

Heinrich. Die Bewegung, Herr, die wir von einer durchtanzten Nacht haben, ist gesunder, als wenn wir eine ganze Apotheke verschluckten.

Jeronimus. Kannst Du Hund Dir nicht andere Motion machen als mit Tanzen? Kannst Du nicht nützliche Arbeit verrichten, und ist das nicht auch eine gesunde Motion?

Heinrich. Ich kann mir Motion machen mit Tanzen, ich kann mir auch Motion machen mit Holzhauen. Aber mit der einen Motion kann ich mir eine Hypochondrie auf den Hals laden, insofern es für niemand ein Vergnügen ist Holz zu hauen; mit der andern dagegen kann ich mir eine Krankheit vertreiben, weil sie zugleich das Herz froh macht. Ich wollte blos, wir könnten Kutsche und Pferde mit auf die Maskerade nehmen, damit die armen Thiere doch auch einmal einen Zeit-

vertreib hätten und ein paar gute Stunden zu so vielen sauren Tagen.

Jeronimus. Ich muß dem Schuft wirklich noch den Kopf in Stücke schlagen!

Leonhard. Das wäre unrecht, Schwager, sein Kopf ist zu gut dazu, ihn in Stücke zu schlagen.

Jeronimus. Untersteht der Schuft sich zu vertheidigen, was alle einsichtigen Leute, die zu ihren Jahren gekommen sind, verurtheilen und was niemand für gut hält als blos Pflastertreter?

Leonhard. Ei, Herr Jeronimus, so laßt ihn doch mit mir reden, da Ihr ihn nicht hören mögt.

Heinrich. Es ist ganz, wie der Herr sagt: alte Leute, die zu ihren Jahren gekommen sind, verdammen dergleichen. Allein weshalb? Weil sie dahin gekommen, daß ihnen die Beine steif sind und daß sie selbst nicht mehr tanzen können. Junge Leute haben ihren Zeitvertreib und alte Leute haben ihn ebenfalls. Die Jugend erfreut sich an Spiel, Tanz und ähnlichen Lustbarkeiten; alte Leute hier zu Lande damit, daß sie Abends im Weinhaus sitzen und die Fehler der Jugend kritisiren, bis sie betrunken sind und sich von vier Nachtwächtern nach Hause schleppen lassen. (Jeronimus droht mit dem Stock.)

Leonhard. Ihr dürft ihn wahrhaftig nicht schlagen, er hat in diesem Punkt wahrhaftig nicht so Unrecht.

Heinrich. Auch sage ich es nicht, um Uebles zu sprechen von den alten Herren, sondern nur um zu zeigen, daß jedes Alter seine Fehler hat. Ob das nun weniger sündhaft ist, Abend für Abend betrunken zu Bett zu gehen (und das ist hier zu Lande grande mode bei den alten klugen Herren) oder zu gewissen Zeiten im Jahre auf die Maskerade gehen, das lasse ich dahingestellt; der einzige Unterschied besteht darin, daß das Eine eine alte hergebrachte Sitte, das Andere aber noch etwas Neues ist.

Jeronimus. Ich begreife nicht, Schwager, wie Ihr solch gottloses Gewäsche mit anhören könnt.

Leonhard. Ei so laßt ihn sich doch meiner Treu' ganz aussprechen.

Heinrich. Glaubt der Herr, ich spreche so, um zu morali-

siren? Ganz gewiß nicht. Ich befürchte nur, wenn jeder Stand die ihm eigenthümlichen Mängel ins Auge faßte, so würde der Balken in dem eigenen Auge den Splitter im fremden aufwiegen, und daß es keinen anstößigeren Anblick giebt als einen betrunkenen Mann, der, vom Nachtwächter nach Hause geführt, unterwegs über die Fehler der Jugend moralisirt und Zeter schreit.

Jeronimus. Aber nun, Du Bestie, nun antworte mir hierauf: was für Anlaß zur Unzucht wird nicht durch die Maskeraden gegeben, wo junge Leute ohne Hinderniß verkleidet am dritten Ort zusammentreffen können, ohne daß sie unter ihrer Maske von irgend jemand erkannt werden?

Heinrich. Ei, Herr, in Spanien hat das seine Gefahren, wo das Frauenzimmer unter Schloß und Riegel gehalten wird; hier zu Lande jedoch, wenn zwei sich in einander verlieben, finden sie hundert Gelegenheiten zusammen zu kommen. Zur Sommerszeit nach Gyllenlund oder Friedrichsthal zu reisen, gilt für ein sehr nobles Vergnügen; indessen was da mitunter vorgeht, das weiß mein Bruder zu sagen, der Lohnkutscher ist.

Leonhard. Nun aber, Heinrich, will ich auch ein Wort reden. Wenn junge Leute jeden Abend auf die Maskerade gehen und die ganze Nacht durch schwärmen, müssen sie da nicht den ganzen Tag hinterdrein schlafen? Werden sie dadurch nicht zu Müßiggängern und mit der Zeit zu Taugenichtsen?

Heinrich. Ganz gewiß, Herr, nicht ein Wort habe ich dagegen einzuwenden, ich nehme hier blos meines Herrn Partie, der das Jahr über fünf- oder sechsmal hingeht. Diejenigen freilich, für die es zur Gewohnheit wird, die führen ein schimpfliches Leben.

Jeronimus. Daß Dich dieser und jener hole für jedes Mal, daß Du über fünf- oder sechsmal den Winter auf der Maskerade gewesen bist!

Heinrich. Darauf habe ich nichts zu erwidern, Herr, dagegen mich zu vertheidigen ist nicht meine Sache, das mögen diejenigen thun, die den ganzen Winter hindurch dreimal die Woche auf die Maskerade gehen. Im Uebrigen könnten auch diese wackern Leute sagen . . . .

Jeronimus. Was könnten sie sagen?

Heinrich. Sie könnten sagen: die Jugend wird durch diese häufigen Nachtwachen abgehärtet und kann daher späterhin mehr aushalten und ertragen, wenn die Verhältnisse es fordern.

Leonhard. Das Unglück ist nur, Heinrich, daß, wenn sie bei Nacht wachen, so müssen sie dafür bei Tage schlafen.

Jeronimus. Es giebt ja nichts Schmachvolleres, als die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht zu machen.

Heinrich. Das thun aber doch alle Nachtwächter, Herr, und sind doch ehrliche Leute.

Leonhard. Allerdings; aber die Wächter machen sich Nachts nützlich, so daß sie daher auch mit gutem Gewissen den halben Tag verschlafen können.

Heinrich. Ja wol, sie wünschen den Leuten jede Stunde der Nacht mit Gesang einen ruhigen Schlaf und wecken sie dabei mit ihrem Gebrülle aus dem Schlafe auf.

Jeronimus. Lieber Schwager, redet nicht mehr mit dem Schuft. Höre, gehst Du mir wieder auf die Maskerade, so kommst Du kopfüber aus dem Hause und Deinen Herrn enterbe ich!

Leonhard. Nun, nun, Schwager, nicht so hitzig, laßt uns die Mittelstraße gehen und hört ohne Groll das Wenige an, was ich in Betreff der Maskeraden zu sagen habe. Ich verdamme die Maskeraden nicht, insofern es Maskeraden sind, sondern insofern sie zur Gewohnheit werden. Zeitvertreib ohne bestimmten Zweck, wie die Kinder spielen, ist zu gewissen Zeiten manchen Menschen so nöthig wie Essen und Trinken, und den Maskeraden, abgesehen davon, daß sie schwermüthigen Personen eine Aufheiterung gewähren, liegt eine sehr sinnreiche Idee zu Grunde. Sie stellen nämlich den Menschen die natürliche Gleichheit vor Augen, in der dieselben zu Anfang waren, bevor der Hochmuth überhand nahm, und ein Mensch sich noch nicht für zu gut hielt mit dem andern umzugehen; denn so lange die Maskerade dauert, ist der Diener so gut wie der Herr. Ich verdamme daher nicht die Maskeraden, sondern nur ihren Mißbrauch; dreimal die Woche auf den Maskenball gehen, heißt seine Mittel erschöpfen, heißt seine Gesundheit erschöpfen, heißt

drei Tage aus der Woche, ja zuweilen die ganze Woche stehlen. Denn durch eitel Schwärmerei und Narrheit können junge Leute ganz untauglich zu ernster Arbeit gemacht werden. Deshalb giebt es auch nirgends regelmäßige Maskeraden das ganze Jahr hindurch. Ein paar mal im Jahre zu tanzen, mag das Antlitz dabei nun bedeckt oder unbedeckt getragen werden, ist nichts Böses, dagegen das ganze Jahr durch tanzen, darüber kann die beste Stadt zu einem großen Narrenhause werden.

Jeronimus. Antworte nun darauf, Schlingel.

Heinrich. Ich werde mich hüten.

Jeronimus. Ich glaube freilich, daß Du darauf nichts von Erheblichkeit zu antworten hast.

Heinrich. Herr, ich finde keinen Gefallen an irgend einer Art von Spiel; ich spiele nicht Karten, wie andere Bedienten, ich verbringe die Zeit auch nicht mit Trinken oder mit Frauenzimmern, kurz zu sagen: ich habe keine Freude außer an Musik und Tanz. Will man mir das also rauben, so ....

Jeronimus. Hol' Dich der Henker mit Deinem Raisonniren, auf die Art könnte Einer auch sagen: ich habe kein Vergnügen als blos Leute todt zu schlagen; raubt man mir das Vergnügen, so habe ich keine Freude mehr in der Welt.

Heinrich. Nein, Herr, das muß man hindern, das Vergnügen muß man hintertreiben; denn niemand in der Welt ist damit gedient, sich todtschlagen zu lassen. Wer aber hat Schaden davon, daß ich auf die Maskerade gehe?

Jeronimus. Wenn niemand sonst Schaden davon hat, so hast Du ihn selbst, indem Du unnöthigerweise Dein Geld verthust.

Heinrich. Ei, Herr, das ist ja die größte Tugend, das Geld unter den Leuten rouliren zu lassen.

Jeronimus. Hältst Du es wirklich für eine Tugend, das Geld unter den Leuten rouliren zu lassen, so laß es doch unter armen Leuten rouliren, wie ich thue.

Heinrich. Herr, es giebt zweierlei arme Leute hier zu Lande: die Einen sind faule Bettler, die Andern sind fleißige Bettler. Die faulen Bettler sind diejenigen, welche umhergehen und Almosen suchen und nicht arbeiten mögen, die werden von dem

Herrn unterstützt. Die fleißigen Bettler, das sind Schneider, Schuster, Krämer, Kuchen- und Zuckerbäcker, Lohnkutscher; die unterstützen wir. Lebte nun alle Welt so eingezogen wie Herr Jeronimus, so müßten alle solche Leute Hungers sterben. Der Herr mit seinen Almosen bestärkt die Leute also, daß sie betteln, wir dagegen lassen sie nicht zum Betteln kommen. Will man aber den Bettlern einmal helfen, so ist es doch besser, den fleißigen zu helfen, als den faulen.

Jeronimus. Was für verwünschtes Geschwätz, Du wirst mir noch weiß machen, daß die Spieler blos deshalb spielen, um den Kartenfabriken Absatz zu schaffen; ich will nichts mehr hören von Deinem unsinnigen Geschwätz. Hört, lieber Schwager, wann kann mein Sohn Eurer Tochter aufwarten?

Leonhard. Je eher, je besser. Ich weiß übrigens nicht, was heute mit meiner Tochter vorgeht, sie ist so melancholisch; als wir saßen und Thee tranken, that sie nichts als seufzen.

Jeronimus. Das gute Mädchen hat Ursache, niedergeschlagen zu sein; ich verspreche, mein Sohn soll heute hin kommen, und er thut es nicht; wenn sie das als Gleichgültigkeit aufnimmt, so hat sie wirklich Grund dazu. Da sieh her, Junker, da hast Du nun die Frucht von Deiner Nachtschwärmerei.

(Leander seufzt tief.)

Ja, nun seufzen wir hinterdrein, nun finden wir, daß die Ermahnungen unserer Eltern doch nicht so ohne Grund gewesen sind. Nun, Du Herr Philosofuchs, fällt Dir nun noch etwas ein, dies zu beschönigen?

Leonhard. Nun, nun, Schwager, scheltet nicht mehr, die Sache ist ja nicht so gefährlich; ist das der Grund, weshalb meine Tochter in schlechtem Humor ist, so kann die Melancholie ja bald vertrieben werden, indem ihr der Grund seines Ausbleibens mitgetheilt wird.

Jeronimus. Geht denn rasch hin, mein Sohn, und entschuldigt Euch; der Herr Schwager hat die Güte, noch ein wenig mit herein zu kommen, damit wir noch Einiges ohne Zeugen mit einander besprechen können. (Die Alten gehen ab.)

Vierte Scene.

Leander. Heinrich.

Leander. Heinrich, willst Du mir das Leben nehmen, so thust Du mir einen großen Dienst!

Heinrich. Pfui über den, der so etwas thut, und nicht weniger über den, der es verlangt!

Leander. Du sollst es nicht umsonst thun.

Heinrich. Nein, darum braucht der Herr sich nicht in Unkosten zu setzen. Thäte ich dergleichen, so thäte ich es umsonst; denn ich würde ja doch für meine Dienstfertigkeit gehängt und also nützte die Belohnung mir nichts. Aber wie kann der Herr nur so kleinmüthig werden, weil sein Vater sich dahin stellt und ins Blaue schwatzt? Als ob man nicht daran gewöhnt wäre, täglich dergleichen Gewäsche von ihm zu hören!

Leander. Du bist im Irrthum, Heinrich, es ist etwas Anderes, weswegen ich in Verzweiflung bin, und wenn Du es hörst, so wirst Du selbst mich beklagen. Ich bin sterblich verliebt!

Heinrich. Das kann ja gar nicht gelegener kommen als eben jetzt, wo die Hochzeit vor der Thüre ist.

Leander. Nein, Heinrich, ich habe mich gestern auf der Maskerade in eine Andere verliebt.

Heinrich. Ich habe mich ebenfalls in unterschiedliche Mädchen verliebt, wie es aber ans Tanzen ging, schwitzte ich meine Zärtlichkeit wieder aus. In eine, mit der ich den Kehraus tanzte, war ich so verliebt, daß ich dachte, ich müßte auf der Stelle sterben; aber noch ehe der lange Tanz zu Ende war, hatte ich den großen Cupido an allen Ecken und Enden dermaßen ausgeschwitzt, daß ich das Mädchen nicht mehr vor Augen sehen mochte.

Leander. Könnte ich von mir dasselbe sagen! Aber das reizende Mädchen hat mir die ganze Nacht vor Augen gestanden.

Heinrich. Ei, Herr, die Liebe, die so rasch kommt, hat keinen Bestand, und obenein kriegt Ihr sie wol nie wieder zu sehen.

Leander. Das verhüte der Himmel! Ja, Heinrich, ich hoffe sogar sie noch heute zu sehen. Wie ich sie, liebt sie mich; wir haben Abrede mit einander genommen, uns an einem bestimmten Ort zu treffen. Ich habe ihr meinen Ring gegeben und der, den ich hier trage, ist der ihre.

Heinrich. Es hat doch einen ganz andern Zug, wenn man sich selbst verlobt, als wenn man die Eltern zu Unterhändlern braucht, da läßt sich Verlobung, Hochzeit und Einleitung zum Kindbett in einem Handumdrehen abmachen. Indessen, Herr, um ernsthaft zu reden, so müßt Ihr Euch diese neue Maskeradenliebschaft aus dem Kopfe schlagen; es ist jetzt für Euch keine passende Zeit, Euch in eine Andere zu verlieben.

Leander. Das ist mir nicht möglich, Heinrich. Ach, hättest Du sie gesehen, Du würdest mich in meiner Liebe bestärken; niemals habe ich etwas so Reizendes erschaut, Antlitz, Hände, Miene, Sprache — alles war von der Art, daß schon ein Einziges davon selbst den Allerkaltsinnigsten in Flammen gesetzt hätte.

Heinrich. Aber, Herr, wenn Ihr Euch genauer erkundigt, wer weiß, so ist das eine von Anne Hutmacher ihrem Bataillon.

Leander. Ja richtig, eine Dirne trägt auch wol solchen kostbaren Ring, eine Dirne hat auch wol solche angenehmen Mienen und solch süßes Wesen.

Heinrich. Gleichviel was sie ist, so ist es doch einigermaßen auffallend, daß ein honnetes Frauenzimmer sich mit solcher Schnelligkeit verliebt.

Leander. Ich habe bisher allen Frauenzimmern Stand gehalten; sowie ich aber dies Mädchen erblickte, war es gleich, als ob mir Einer sagte: hier, das ist, die der Himmel Dir zur Ehegattin bestimmt hat. Und ebenso ist es auch ihr gegangen. Liebe, Heinrich, ist etwas, das sich nicht begreifen läßt.

Heinrich. Das merk' ich. Aber hätte Monsieur Cupido seine Pfeile nur zurückgehalten bis dahin, daß der Herr seine Partie mit eines braven Mannes Tochter zum Abschluß gebracht hätte, eine Partie, die jetzt ohne großen Spectakel nicht mehr kann rückgängig gemacht werden.

Leander. Mag der Spectakel so groß werden wie er will, niemals entschließe ich mich, Leonhards Tochter zu heirathen.

Heinrich. Das ist eine verfluchte Geschichte; auf Euch wird es Scheltworte regnen und auf mich Prügel. Ich wollte, hol' mich der Henker, ich wär' am andern Ende der Welt, ich wollte, ich wäre Gouverneur von Ostindien. Raisonnirt jetzt ein wenig mit Euch selbst.

Leander. Das hilft mir nicht.

Heinrich. So will ich sehen, ob ich Euch curiren kann, Herr, vermittelst der schwarzen Kunst, die ich in meiner Jugend gelernt habe. Ihr müßt dreimal hintereinander diese Worte wiederholen: Ehre, Interesse, Verachtung, Scheltworte, Verdruß, Haß von Eltern und Freunden. Versucht nur, diese Worte dreimal zu wiederholen!

Leander. Das hilft nichts und wenn ich sie dreitausendmal wiederholte, es ist alles zu schwach, mich zu bewegen.

Heinrich. Kann das nicht helfen, so kann auch eine ganze Apotheke den Herrn nicht mehr curiren.

Leander. In allem Andern magst Du mir zuwider sein, nur nicht in diesem Punkt.

Heinrich. Und ich will dem Herrn in allem Andern beistehen, nur nicht in diesem Punkt. Diese neue Liebschaft, Herr, wird uns in großes Unglück stürzen.

Leander. Sprich mir kein Wort mehr dagegen, oder es kostet Dich Dein Leben!

Heinrich. Ja, so ist es das Beste, zu schweigen; ich merke nun, daß es Ernst ist.

Leander. Ich will auch nicht, daß Du schweigen sollst.

Heinrich. Weder sprechen, noch schweigen?

Leander. Ich will, daß Du mich in meiner Liebe bestärkst; ich will, daß Du mir guten Rath giebst, was ich thun soll, wie ich mich anstellen soll, wenn mein Vater mich fragt, wie mein Besuch abgelaufen ist.

Heinrich. Das Beste, scheint mir, ist, alles rein heraus zu sagen und auf sich zu nehmen, was folgt.

Leander. Und was meinst Du, daß folgen wird?

Heinrich. Nur einige Kleinigkeiten, auf die natürlich nichts ankommt. Wenn der Herr mir erlauben will, eine kleine Komödie davon in drei kurzen Akten aufzuführen, in welcher er Anfang, Fortgang und Ende davon sehen kann. Der erste Akt beginnt folgendergestalt — ich bin zum Exempel jetzt Jeronimus —: Du leichtfertiger liederlicher Vogel, Du bist nicht werth solche braven Eltern zu haben, weil Du Dich gegen ihren Willen verlobst mit einem lockeren Frauenzimmer, das Du nicht öfter gesehen hast als einmal, und machst Dich selbst darüber zum Betrüger und Lügner, beschimpfst Deine ganze Familie und bringst Dich in aller Welt Mäuler. Nun kommt Leonhard und seine Tochter: Ihr bildet Euch wol ein, meine Tochter, Monsieur Leander, ist ein Ball, den man hin- und herwerfen kann, wie Einem beliebt? Aber, auf mein Wort, wir leben in einem Lande, wo es noch Gesetz und Recht giebt, und ich will ein Spiel mit Euch beginnen, so lange ich einen Schilling im Sack habe! Wir sind von zu gutem Hause, um uns auf solche Weise von Euch prostituiren zu lassen. Nun kommt das Fräulein (er fistulirt): Ach, mein Herzenspapa, wenn Ihr die Schmach nicht rächt, die mir geschehen, so sterbe ich vor Kummer; er hat ja selbst schriftlich um mich angehalten, drei, vier Briefe habe ich von ihm, was kann er mir Böses nachsagen? Bin ich häßlich? Stehe ich in schlechtem Rufe? Bin ich nicht in allen Stücken, wie man mich ihm geschildert hat? — Das ist der kurze Inhalt des ersten Aktes, wo Leander bei seinem Vorsatze bleibt, eine Andere zu heirathen.

Leander. Das wird auch ungefähr so werden.

Heinrich. Der zweite Akt beginnt folgendermaßen. Seht her, dieser Stuhl, den ich hierher setze, ist das Consistorium, und jetzt bin ich dem Fräulein sein Procurator. Nun wird die Citation verlesen: Rector und Professoribus thun zu wissen, daß von uns citirt sind .... Das Andere lasse ich nun weg und begebe mich gleich mitten in die Aktion. (Stellt sich auf die eine Seite des Stuhls.) Meine Principalin, großgünstige Herren, ist eine vornehme und tugendhafte Jungfrau, um die er selbst bei deren werthen Eltern angehalten hat und der er seit der Zeit nichts

Böses nachweisen kann. (Auf der andern Seite) Es ist richtig, großgünstige Herren, daß mein Principal um sie angehalten hat, und daß er ihr nichts nachsagen kann, was nicht ehrbar und schicklich wäre. Allein es wäre doch hart, wenn man Einen zwingen wollte, sich gegen seinen Willen zu verheirathen; das hieße ja nicht anders, als eine Hölle auf Erden bauen. Es kommt dazu, daß mein Principal sie niemals gesehen, geschweige denn sie berührt hat, so daß sie also noch ebenso gut ist, wie sie vorher gewesen. (Wieder auf die andere Seite) Nein, halt, Herr Collega, eine Jungfrau, um die man erst aus freien Stücken angehalten und mit der man hinterdrein ohne Ursache bricht, die kommt dadurch in der Leute Mund. (Von der andern Seite) Er bricht mit ihr nicht aus Muthwillen, sondern eine andere stärkere Liebe hat ihn dermaßen ergriffen, daß er sein Gelöbniß nicht halten kann. (Auf der andern Seite) Ha ha, das heißt mal schwatzen, auf die Manier könnte sich Jeder entschuldigen! (Auf der andern Seite) Ihr wißt freilich nicht, welche Gewalt die Liebe hat, Herr Collega, sonst würdet Ihr nicht so thöricht sprechen. (Auf der andern Seite) Ich weiß so gut, was Liebe ist, als Ihr. (Auf der andern Seite) Warum schwatzt Ihr denn solche verwünschten Narrenspossen? (Von der andern Seite) Ihr schwatzt Narrenspossen und sprecht wie ein Rechtsverdreher! (Von der andern Seite) Wäre es nicht aus Respect vor dem Gericht, so wollte ich Dir Schlingel wol zeigen, was ein Rechtsverdreher ist. (Auf der andern Seite) Bin ich ein Schlingel? (Auf der andern Seite) Ja, das trau' ich mir zu sagen und zu beweisen. (Zieht sich selbst bei den Haaren und schreit auf der einen Seite und macht es nachher ebenso auf der andern Seite.) Ich unterwerfe dies dem Ausspruch eines hohen Gerichtes! (Auf der andern Seite) Ich ebenfalls. — Nun bin ich das Consistorium. (Setzt sich und liest mit Gravität:) Sintemalen Seigneur Leander sich verlobt hat mit Herrn Leonhards einziger Jungfrau Tochter und nicht im Stande ist, einen zureichenden Grund anzuführen, weshalb selbige Verlobung aufzuheben, so wird er verurtheilt, sie zu ehelichen, binnen hier und sechs Wochen.

Leander. Ja, was will das alles sagen?

Heinrich. Nicht das Mindeste, Monsieur Leander bleibt

noch immer bei seinem alten Vorsatz. Nun aber kommt der dritte Akt. Da wird Arrest gelegt auf Monsieur Leanders Person; seine Eltern, denen das eben recht ist, lassen ihn im Gefängniß ohne die erforderliche Pflege, in Folge dessen, nachdem er eine Zeitlang gesessen und cuculirt hat, seine neue Liebe mehr und mehr zu verschwinden anfängt; in Folge dessen Monsieur Leander seine Eltern zu sich entbietet und sagt mit strömenden Thränen (indem er niederkniet): Ach, meine geliebten Eltern, endlich hat die Krankheit bei mir ausgerast, ich bitte demüthigst um Verzeihung und bin bereit, Herrn Leonhards Tochter zu nehmen. Worauf Monsieur Leander wieder auf freien Fuß kommt und selbigen Tages Hochzeit hält. Ist der Herr nun kein Liebhaber von Weitläufigkeiten, so kann er Hochzeit halten ohne diesen vorhergehenden Hocuspocus.

Leander. Bist Du nun zu Ende?

Heinrich. Ja, Herr.

Leander. Du machst Deine Komödien wie ein Schlingel und entstellst meinen Character, da ich lieber sterben werde, als das Mädchen verlassen, das ich so innig liebe. Ich befehle Dir daher ein- für allemal, mit solchen Possen inne zu halten, sonst wird Dich ....

Heinrich. Ich rathe ja nicht ab von dieser neuen Liebschaft, ich erzähle ja nur, welchen Gang die Geschichte nehmen wird, um zu prüfen, ob der Herr auch Stand halten wird.

Leander. Und wenn Du mir hundertfaches Unglück in Aussicht stellst, so hilft es nichts; Herzen, die wahrhaft lieben, fühlen sich sogar beglückt, um ihrer Liebe willen verfolgt zu werden.

Heinrich. Nun, Herr, so liebt denn weiter, ich werde Eure Liebschaft nach Möglichkeit unterstützen. Aber da kommt der Alte.

Leander. Element, ich laufe fort! (Ab.)

Heinrich. Na, das ist ja eine recht hübsche Art, den Krieg zu eröffnen.

Fünfte Scene.

Leonhard. Jeronimus. Heinrich.

Leonhard. Ja, ja, geehrter Schwager, je eher, je lieber; wozu die vielen Präparatorien?

Jeronimus. Was die jungen Leute an der Hochzeit sparen, das haben sie hernach. Freilich giebt es Leute, die machen solche Hochzeit, daß der Hochzeitkuchen noch nicht verdaut ist, da müssen sie schon in den Schuldthurm.

Leonhard. Adieu so lange; ich finde Seinen Sohn wol noch bei mir im Hause und kann gleich hören, was er dazu meint.

Sechste Scene.

Jeronimus. Heinrich.

Jeronimus. Bist Du hier, Meister Fix? Wo ist Leander?

Heinrich. Er ist auf seiner Kammer.

Jeronimus. Auf seiner Kammer? Was Henker ist das für Geschwätz? Konnte er denn so schnell mit seinem Besuch fertig werden?

Heinrich. Ach so was geht rasch, Herr Jeronimus, wenn man sich nur auf den Griff versteht.

Jeronimus. Gingst Du nicht mit ihm?

Heinrich. Nein, er wollte mich nicht mithaben und kam zurück mit einem Gesicht, wie Einer, der einen Korb gekriegt hat; ich fragte ihn, wie er zurückkam, wie die Sache stände, da hatte er die Herablassung zu antworten: was kümmert es Dich, Du Schlingel? Ob er nun etwa so tief in Gedanken war, daß er mich nicht gekannt hat, das will ich ungesagt lassen.

Jeronimus. Nein, nach dieser Antwort zu urtheilen, hat er Dich ganz gewiß gekannt. Er soll auf der Stelle herkommen.

Siebente Scene.

Jeronimus. Leander. Heinrich.

Jeronimus. Nun, Leander, seid Ihr mit einem so wichtigen Besuch so rasch zu Stande gekommen? Euer Schwiegervater dachte Euch noch zu treffen.

Leander (knieend). Ach, mein allertheuerster Vater!

Jeronimus. Was Henker soll das werden? Was meint Ihr mit diesen Geschichten? Ist Euch ein Unglück passirt? Was ist es, sprich?

Leander. Ich fürchte den Zorn meines Vaters —

Jeronimus. Was heißt das, Heinrich? Sag' Du es mir!

Heinrich (schreit und fällt ebenfalls auf die Kniee). Ah! ....

Jeronimus. Welch ein Unglück hat sich ereignet? Welch Verbrechen habt Ihr begangen?

Heinrich (weinend). Wir haben kein Verbrechen begangen, wir wollen blos eins begehen.

Jeronimus. Um so mehr muß ich wissen, was es ist, um ihm zuvorzukommen; ich beschwöre Euch, Leander, sagt mir, was es ist. Ich zittere vor Furcht am ganzen Leibe und mein Blut wallt vor Verlangen es zu wissen!

Leander. Und mein Blut wallt vor Angst, weil ich es nicht sagen kann.

Jeronimus. Will der Eine nicht, nun so soll der Andere. Heda, Heinrich, ich befehle Dir zu sprechen!

Heinrich. Ah ....!

Jeronimus. Willst Du nicht im Guten sprechen, so lasse ich Dich sofort in ein Quartier bringen, wo man Dich nöthigen wird, alles zu bekennen, bis auf das Schwarze unterm Nagel; ich schicke gleich nach der Polizei, die Dich in Arrest bringen soll. He, Arv!

Heinrich. Ach, Herr, ich will ja bekennen.

Jeronimus. Nun, so bekenne!

Heinrich. Ach, laßt Herrn Leander nur erst bekennen, dann will ich nachher sagen, ob er etwas vergessen hat.

Jeronimus. He, Arv!

Heinrich. Ach, Herr, nun bekenne ich ja! Mein Herr Leander wünscht Madame Leonhards Tochter —

Jeronimus. Was wünscht er ihr?

Heinrich (weinend). — den lichten Satan auf den Hals! Denn auf der Maskerade hat er sich in ein anderes Fräulein verliebt.

Jeronimus. Ah so, da haben wir ja die Früchte von dem Maskeradegehen. Indessen das will nichts sagen, dem wollen wir bald abhelfen.

Leander. Ich hoffe doch, mein Vater wird nicht so hartherzig sein und mich zwingen, mich zu verheirathen gegen meinen Willen?

Jeronimus. Wie ich sage, heute Abend hältst Du Hochzeit mit Herrn Leonhards Tochter.

Leander (springt auf). Das wird in Ewigkeit nicht geschehen!

Heinrich (springt auf). Das wird in Ewigkeit nicht geschehen!

Jeronimus. Glaubt Ihr wirklich die Macht zu haben, Eure Eltern zu prostituiren, ein vornehmes Fräulein zu pro-tistuiren und seine Eltern zum Narren zu halten? Ich will Euch zeigen, was väterliche Gewalt vermag!

Leander. Und ich werde zeigen, was eines Sohnes Verzweiflung vermag!

Heinrich. Und ich werde zeigen, was das Mitleid vermag, das ein Diener mit seinem Herrn hat!

Jeronimus. Ich werde Dich den Händen der Obrigkeit überliefern!

Leander. So weit erstreckt sich keine väterliche Gewalt, es sei denn, daß mir ein Verbrechen nachgewiesen wird.

Jeronimus. Ist das etwa kein Verbrechen? Fort aus meinen Augen!

Leander. Von Herzen gern.

(Leander und Heinrich ab.)

Achte Scene.

Jeronimus allein.

Jeronimus. Ach, welch Unglück ist über mein Haus hereingebrochen, und von welchem Kummer wird meine Seele gebeugt! Auf der einen Seite das Wort, das ich einem wackern Manne gegeben habe, der aus einem Freund mein größter Feind werden wird; Drohungen mit dem Gerichte und die böse Nachrede der Leute! Auf der andern Seite die Verzweiflung meines Sohnes, den ich vielleicht dazu bringe, mir noch größeren Jammer zu bereiten, sofern ich diese Angelegenheit allzu hitzig betreibe. Ich muß mich zwingen mehr Sanftmuth zu zeigen und nicht so viel Spectakel zu machen, es könnte sonst Monsieur Leonhard zu Ohren kommen. Ich muß meinem Sohne ein kurze Bedenkzeit geben; die Krankheit muß sich austoben. Die verwetterten Maskeraden! Die verwetterten Maskeraden!

Dritter Akt.

Erste Scene.

Leonora. Pernille.

Leonora. Ach, Pernille, ich sehe noch niemand; hier ist der Ort, den wir zu unserer Zusammenkunft bestimmt haben.

Pernille. Wenn er noch nicht da ist, so ist es nicht seine Schuld, sondern des Fräuleins, das zu früh gekommen.

Leonora. Ich fürchtete, es möchte zu lange dauern, und mein Vater möchte mich zu Hause vermissen.

Pernille. Er hält ja doch sonst immer seinen Mittagsschlaf von zwei Stunden.

Leonora. Freilich wol, wenn er in seiner gewohnten Ruhe ist; da das Schicksal es nun aber so fügt, daß ich ihm gegen meinen Willen habe müssen Kummer machen und ihm offenbaren, was mir am Herzen liegt, so fürchte ich, er kann weder Tag noch Nacht schlafen.

Pernille. Ei, Fräulein, dazu hat Herr Leonhard einen zu leichten Sinn.

Leonora. Sage das nicht, Pernille! Denn wie ich es ihm sagte, wurde er so blaß wie eine Leiche und ließ sich sein Essen auf seine Stube bringen. Es ist das erste Mal, daß ich ihn zum Zorn gereizt habe; denn von Kleinigkeiten läßt er sich nicht in Harnisch bringen. Jetzt jedoch ist er sehr aufgeregt und ich kann ihm nicht Unrecht geben. Denn bedenke doch nur, Pernille, was für einen Spectakel es machen und was für Verdrießlichkeiten es über unser Haus bringen wird; denn wie ich höre, ist

Herr Jeronimus der Mann, der alles anwenden wird, sich aufs Aeußerste zu rächen.

Pernille. Aber wenn das Fräulein selbst einräumt, daß Sie Unrecht hat und daß Ihres Vaters Zorn wohlbegründet ist, warum geht Sie denn nicht ohne Aufenthalt hin, fällt ihm zu Füßen und verspricht seinen Willen zu thun?

Leonora. Ach Pernille, ich sehe wol ein und erkenne, was mir gut ist, folge aber dem, was mir schädlich. Mein Herz hat lange Zeit geschwankt zwischen Vernunft und Liebe, aber die Liebe hat den Sieg davongetragen. Ach unselige Stunde, wo ich zuerst den Jüngling erblickte, dessen Schönheit mein Herz dermaßen gefesselt hat, daß ich darüber den Gebrauch meiner Vernunft verloren! Ach, daß das Maskenkleid, das Du gestern für mich zugerichtet, mein Sterbekleid gewesen wäre!

Pernille. Ei Fräulein, habt Euch nicht so gefährlich; Ihr seid hieher gekommen, um den jungen Herrn zu sprechen, den Ihr liebt, und in derselben Minute wünscht Ihr Euch den Tod.

Leonora. Ja, und mit Recht; denn wenn ich auch liebe, so verdamme ich mich doch selbst, weil ich liebe. Ach, wenn er doch nur lieber gar nicht käme! Wenn er doch nur keine Rücksicht auf mich nähme! Ich wollte, er wäre ein Betrüger, damit meine Liebe sich in Haß verwandeln könnte, und ich mich selbst wieder fände! Aber, o Himmel, kommt da nicht jemand? Ist er es nicht? Ja, er ist es!

Zweite Scene.

Leonora. Pernille. Leander. Heinrich.

Leander. Ach, holdestes Fräulein, jede Minute habe ich gezählt, von dem Augenblicke an, da ich Sie verlassen mußte, bis jetzt, so groß war meine Sehnsucht, das reizende Wesen wiederzusehen, welches mein Herz dergestalt gefangen genommen hat, daß ich an nichts Anderes mehr zu denken vermag. Mein einziger Trost in dieser Zeit hat darin bestanden, den Ring anzublicken, den ich von des holden Fräuleins Hand empfangen

habe, als eine Verheißung und ein Unterpfand der Liebe, welche Sie für mich hegt.

Leonora. Ach, Monsieur, die Blödigkeit, welche die Natur unserem Geschlechte eingeprägt hat, macht es mir unmöglich, auszusprechen, was mein Herz empfindet. Aber....

Pernille. Die Fortsetzung werde ich besorgen. Seid versichert, Monsieur, daß es meinem Fräulein um kein Haar besser gegangen ist, ja sie wäre, glaube ich, barfuß aus dem Hause gelaufen, hätte ich sie nicht aufmerksam gemacht, daß man doch ohne Schuhe nicht gut ausgehen kann; es ist mir unbegreiflich, wie eine junge Dame, die jederzeit ein wahres Muster von Zurückhaltung gewesen, sich auf einmal so zum Sterben verlieben kann.

Leonora. Ach ja, ich kenne mich selbst nicht mehr!

Leander. Das macht, allerreizendstes Fräulein, weil etwas Göttliches in der Liebe ist; in demselben Augenblick, da ich Sie zuerst erblickte, gerieth mein Blut in solche Wallung, daß ich mich kaum mehr erinnern konnte, wo ich war.

(Während sie mit einander sprechen, macht Heinrich der Pernille gleichfalls die Cour.)

Leonora. Mir ging es nicht anders; wie Monsieur zuerst Seine Maske abnahm und zu mir herankam, war es mir, als wäre mir nun ein- für allemal das Urtheil gesprochen, daß ich Ihn lieben müsse. Die Aufregung, in die ich mich dadurch versetzt fühlte, statt durch die Trennung von Ihm vermindert zu werden, ist im Gegentheil nur immer größer geworden, so daß ich wol einsehe, es ist doch noch etwas Anderes, als was man so für gewöhnlich Verlieben nennt, nämlich ein Beschluß des Himmels selbst, der mich nöthigt, Ihn zu lieben, selbst gegen meinen Willen.

Leander. Wie, theuerstes Fräulein? gegen Ihren Willen?

Leonora. Ach freilich, es sind hier so manche Steine des Anstoßes, die sich mit aller Anstrengung kaum werden hinwegräumen lassen. Meine Eltern haben mich einem andern Manne zugesagt, den ich nicht zurückweisen kann, ohne ihren gerechten Zorn auf mich zu laden.

Leander. Ach Himmel, ist es möglich? Genau in demselben

Falle bin auch ich! Aber was wollen diese Hindernisse bedeuten, wenn wir selbst nur einander treu bleiben? Ich für meinen Theil bin bereit zum Aeußersten, ja Blut und Leben will ich lieber opfern, als daß ich mich zu einer andern Heirath zwingen lasse.

Leonora. Und ich verspreche dem Herrn, daß ich meinerseits nicht minder standhaft sein werde. Inzwischen dürfte ich wol fragen, wer die Dame ist, die man Ihm aufnöthigen will, und ebenso wer ihre Eltern sind, indem ....

Pernille. Potz Tausend, da höre ich jemand kommen, ich merke es am Gang, es ist Euer Vater!

Leonora. Ach, so muß Monsieur sich entfernen. Mein Kammermädchen soll immer an dieser Stelle auf- und abgehen, falls ich verhindert bin, selbst wieder hieher zu kommen; Er kann mündlich durch sie oder schriftlich durch Seinen Diener mich in Kenntniß setzen, wie die Dinge stehen und was weiter zu thun ist.

(Leander küßt ihr die Hand und geht fort.)

Dritte Scene.

Leonhard. Leonora. Pernille.

Leonhard. Weh über mich armen Mann! Zur unglücklichen Stunde bin ich in die Stadt gekommen, meine Tochter zu verheirathen! Zur unglücklichen Stunde habe ich ihr erlaubt, auf die Maskerade zu gehen! Jetzt verwünsche ich diese Thorheiten, die ich erst neulich vertheidigte; denn jetzt habe ich freilich Anlaß .... Sieh da, was treibt Ihr hier? Berathschlagt Ihr insgeheim, auf welche Weise Eure schlechten und verwerflichen Absichten ausgeführt werden sollen? Wer hat Euch erlaubt, aus dem Hause zu gehen?

Pernille. Dem Fräulein war nicht wohl, sie mußte heraus und Luft schöpfen.

Leonhard. Das glaube ich allerdings, daß ihr nicht wohl ist; sie hat ein bösartiges Fieber, das aber von der Luft nicht

curirt wird, es gehören andere Mittel dazu, ihr die Verliebtheit auszutreiben.

Leonora. Ach, ich Aermste, daß ich solchen schmählichen Vorwurf mit anhören muß!

Leonhard. Ah so, Fräulein, das also nimmst Du Dir so zu Herzen? Dich der Liederlichkeit hinzugeben, schämst Du Dich nicht, aber daß ich das Ding beim rechten Namen nenne, das giebt Deine Keuschheit nicht zu? In der That, das ist die rechte Manier, anders zu scheinen, als man ist!

Leonora. Ich habe mir, dem Himmel sei Dank, noch keine Art von Liederlichkeit zu Schulden kommen lassen, hoffe auch, daß ich mich niemals auf diese Weise beflecken werde. Wohl aber fühle ich mich ergriffen von einer reinen Neigung zu einem Manne, welcher derselben würdig ist.

Leonhard. Ja versteht sich, reine Neigung! Erst sich verloben mit eines wackern Mannes Sohn und hinterdrein sich verlieben in den Ersten, den Besten, den man zu sehen kriegt. Es wird wirklich das Beste für Dich sein, Du gehst heute Abend noch einmal auf die Maskerade, da kannst Du Dich in einen Zweiten verlieben und morgen Abend in einen Dritten und so immer fort, bis Du so viele Liebsten hast, wie Maskeraden im Jahre sind. So kannst Du mit der Zeit eine Komödiantin werden comme il faut, die es ja an der Art haben, sich Abend für Abend mit einem Andern zu verheirathen.

Leonora. Aber, theurer Vater, es ist ja doch nicht der erste Mann, den ich gesehen, ich habe ja doch schon früher verschiedene Gesellschaften besucht und mein Herz ist allezeit kalt geblieben; die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Mannes aber haben mich dermaßen gefesselt, daß —

Leonhard. Was kannst Du von den ausgezeichneten Eigenschaften eines Mannes, den Du gar nicht kennst, weiter sagen, als daß er hübsch Menuet tanzt und zierliche Complimente schneidet?

Pernille. Nein, nein, der Herr kann wahrhaftig noch mehr, in so etwas bin ich Kennerin.

Leonhard (zu Pernille). Ja wohl, er kann Dir vielleicht von

Deiner Jungfernschaft verhelfen, wenn Du sie nämlich noch hast. Aber selbst angenommen, er ist ein honneter Mensch — und wirklich nicht ohne gute Eigenschaften — kann das Dir, Leonora, zur Entschuldigung gereichen? Weißt Du nicht, daß Du mit Leander verlobt bist, Herrn Jeronimus' Sohn?

Leonora. Freilich weiß ich es, mein theuerster Papa; auch breche ich selbst deshalb den Stab über meine neue Leidenschaft, vermag mich aber dennoch ihren Wirkungen nicht zu entziehen. Die ganze Nacht habe ich mit Seufzen und Weinen verbracht und habe zum Himmel gefleht, mir Kraft des Widerstandes zu verleihen. Allein es war alles umsonst, mein Schicksal, ich spüre es wohl, will es nun einmal so haben, daß ich ihn liebe.

Leonhard. Ja wohl, das ist die rechte Manier, das Schicksal ist der richtige Deckmantel für unsere bösen Gelüste.

Pernille. Und es ist auch ein Schicksal dabei, ganz gewiß, da möcht' ich drauf sterben, wenn schon weder mein Vater, noch meine Mutter Calvinisten waren.

Leonhard. Halt' Du den Mund, Pernille, und bestärke sie nicht noch in ihren schlechten Vorsätzen.

Pernille (weinend). Ich weiß nicht, was das jetzt mit dem Herrn ist; sonst war er so gut von früh bis spät, jetzt aber ist er schlimmer als der Teufel.

Leonhard. Ich bin so sanft, wie ein Vater nur immer gegen sein Kind sein kann.

Pernille. Ist das Sanftmuth, seine Tochter zur Verzweiflung bringen?

Leonhard. Habe ich denn etwa keinen Grund böse zu sein? Steht nicht meine Wohlfahrt und mein guter Ruf dabei auf dem Spiele? Wenn mein armes braves Weib da draußen auf dem Lande davon hört, wird sie sich nicht zu Tode grämen?

Leonora. Aber, theuerster Vater....

Leonhard. Ich will nicht länger Dein Vater sein, es sei denn, Du änderst Dich; gleich marsch hinein, mir aus den Augen!

(Leonora und Pernille ab.)

Vierte Scene.

Leonhard. Später **Jeronimus.**

Leonhard. Alles, was mir sonst Unangenehmes passirt ist, habe ich mit Gleichmuth überstanden, dies aber ist ein Unglück, in das ich mich nicht finden kann. Was geht mir nicht alles dabei im Kopf herum: meiner Tochter Wohl, mein eigener Ruf und die Besorgniß, wie meine Frau es aufnehmen wird, da sie vornehmlich diese Partie zu Stande gebracht hat. Und doch ist das alles noch nichts gegen den Scandal, den Jeronimus mir machen wird, dieser Hitzkopf, dieser Griesgram, der nun obenein seine ganze Galle auf mich ausschütten wird! Ich muß wirklich ein wenig nachdenken, wie ich meine Worte stellen will, wenn ich mit ihm zusammenkomme.

(Geht auf der einen Seite auf und nieder.)

Jeronimus (tritt von der andern Seite auf). Ach, ich armer geschlagener Mann! Hätte meine Frau doch lieber einen Wockenstock zur Welt gebracht als diesen Sohn, der mir in meinen alten Tagen solchen bittern Kummer macht! Ich habe ihm Bedenkzeit gegeben, in der Hoffnung, diese Krankheit werde so rasch vergehen, wie sie ihn befallen. Allein ich sehe, sein Trotz ist noch größer geworden als zuvor. Was wird nur der gute Herr Leonhard sagen, wenn ich ihm solche verdrießliche Nachricht bringe?

Leonhard. Je mehr ich darauf simulire, wie ich meine Worte stellen will, um so confuser werde ich.

Jeronimus. Herr Leonhard wird es vermuthlich für eine bloße Finte von mir halten.

Leonhard. Wäre Herr Jeronimus nur der Mann, der mit sich sprechen läßt wie Andere, nicht so hitzköpfig und aufbrausend.

Jeronimus. Und doch, wenn er glaubt, daß ich daran schuld bin, so thut er mir großes Unrecht.

Leonhard. Aber wie ich ihn einmal kenne, so zittre und bebe ich am ganzen Leibe.

Jeronimus. Ich habe wol schon Sorgen genug, ohne daß mir noch mehr aufgepackt zu werden brauchte.

Leonhard. Ich überlege noch, ob ich es wirklich wagen und mit ihm sprechen soll.

Jeronimus. Meine Frau und mein ganzer Hausstand können Zeugniß ablegen, daß ich keine Schuld habe, und doch wird es mir, fürchte ich, nichts helfen.

Leonhard. Er wird, fürchte ich, in der ersten Hitze zu weit gehen und mir Dinge sagen, die ich Ehren halber nicht einstecken und hinunterschlucken kann.

Jeronimus. Aber ich kann es dem guten Manne nicht verdenken, wenn er keine Raison annehmen will; ist es doch seine einzige Tochter, die auf diese Weise prostituirt wird.

Leonhard. Aber ich muß mich mit Gleichmuth waffnen und bedenken, daß er Grund hat zu zürnen, gleichviel was er auch thut und sagt.

Jeronimus. Schimpft er mich einen Schelm und Betrüger, so soll meine Antwort sein: mein Herr Leonhard, ich habe nicht das Mindeste dagegen einzuwenden.

Leonhard. Ich will vor ihn hinknieen und will ihn mit strömenden Thränen um Verzeihung bitten, wenn das helfen kann.

Jeronimus. Ich muß auf der Stelle hin und es ihm sagen; je länger ich davon schweige, in ein um so übleres Licht setze ich mich selbst.

Leonhard. Courage, Leonhard, Du mußt nun gehen, es kann doch nicht länger vertuscht bleiben. (Beide stoßen auf einander, fahren erschrocken zurück, bleiben eine Weile stehen, ohne zu sprechen. Leonhard mit weinerlicher Stimme) Herr Jeronimus!

Jeronimus. Herr Leonhard!

Leonhard. Warum haltet Ihr mich zum Narren?

Jeronimus. Warum haltet Ihr mich zum Narren?

Leonhard. Ich schäme mich, Euch unter die Augen zu treten.

Jeronimus. Ich schäme mich gleichfalls, Euch unter die Augen zu treten.

Leonhard. Ich darf nicht mehr Schwager zu Euch sagen.

Jeronimus. Ich darf es ebenfalls nicht mehr.

Leonhard. Wißt Ihr denn schon, was passirt ist?

Jeronimus. Nur allzu gut.

Leonhard. Meine Tochter ist wie verrückt.

Jeronimus. Mein Sohn ist so desperat, daß keine Vorstellungen helfen.

Leonhard. Bin ich nicht zu beklagen, Herr Jeronimus?

Jeronimus. Trifft das Unglück nicht mich am meisten, Herr Leonhard?

Leonhard. Nein, mich trifft es am nächsten, da ich ihr Vater bin.

Jeronimus. Ist es denn nicht mein Sohn?

Leonhard. Treibt keinen Spott mit mir, Herr Jeronimus, was kann ich dafür?

Jeronimus. Treibt keinen Spott mit mir, Monsieur Leonhard, ich bin ganz außer Schuld.

Leonhard. Wollt Ihr es mir also nicht Schuld geben?

Jeronimus. Wollt Ihr es also nicht für eine Finte von mir halten?

Leonhard (knieend). Ich beuge meine Kniee und bitte unter strömenden Thränen um Verzeihung.

Jeronimus. Ich falle ebenfalls auf die Kniee und bitte um Verzeihung.

Leonhard. Hoffentlich wird es doch noch Mittel und Wege geben, dies Unglück wieder gut zu machen.

Jeronimus. Die väterliche Gewalt reicht doch weit.

Leonhard. Aber meine Tochter ist ganz desperat.

Jeronimus. Sie hat auch Grund dazu, das gute Kind.

Leonhard. Hole sie dieser und jener, die Bestie; sie hat Grund sich zu schämen.

Jeronimus. Das begreife ich nicht; nicht sie hat sich ja zu schämen, sondern mein ungerathener Sohn, der so mit seinem gegebenen Worte umspringt.

Leonhard (aufstehend). Was heißt das? Ich bin hier, um Abbitte zu thun von wegen meiner Tochter, die sich eine neue Liebschaft in den Kopf gesetzt hat.

Jeronimus (ebenfalls aufstehend). Was heißt das? Ich bin

hier, Abbitte zu thun von wegen meines Sohnes, der sein gegebenes Wort brechen will.

Leonhard. Euer Sohn will sein gegebenes Wort brechen?

Jeronimus. Eure Tochter will ihr gegebenes Wort brechen?

Leonhard. Wir verstehen einander wol nicht recht, Herr Jeronimus.

Jeronimus. Das scheint mir auch, Herr Leonhard.

Leonhard. Suchen wir uns denn zu verständigen; weswegen fielt Ihr auf die Kniee vor mir und batet mich um Verzeihung?

Jeronimus. Weil ich fürchtete, Ihr wäret böse. Aber weshalb fielt Ihr auf die Kniee und weintet vor mir?

Leonhard. Weil ich fürchtete, Ihr würdet Euren Aerger an mir auslassen, da ich doch ganz ohne Schuld daran bin.

Jeronimus. Nun bin ich so klug wie vorher.

Leonhard. Und ich wahrhaftig auch.

Jeronimus. Ihr seid hier, sagt Ihr, um Abbitte zu thun von wegen Eurer Tochter, welche die Verlobung rückgängig machen will, und doch ist es mein Sohn, welcher sie aufhebt?

Leonhard. Ihr seid hier, sagt Ihr, um Abbitte zu thun von wegen Eures Sohnes, und doch ist es ja eben meine Tochter, die ihr Wort zurücknimmt?

Jeronimus. Nein, mein Herr, da seid Ihr im Irrthum, es ist mein Sohn!

Leonhard. Der Irrthum ist auf Eurer Seite, Herr Jeronimus, es ist ganz gewiß meine Tochter!

Jeronimus. Eben jetzt komme ich von meinem Sohne, und da war sein letztes Wort: ich habe mich in eine Andere verliebt und will lieber sterben, als daß ich Leonora nehme, Herrn Leonhards Tochter.

Leonhard. Just eben jetzt komme ich gleicherweise von meiner Tochter, und da war ihr letztes Wort: ein fremder junger Mann hat sich dermaßen meines Herzens bemächtigt, daß ich lieber mein Leben lassen will, als mir Leander aufzwingen lassen,

Herrn Jeronimus' Sohn. Hol' mich der Henker, wenn es nicht so ist, wie ich sage.

Jeronimus. Daß ich doch in diesem Augenblick in einen Wehrwolf verwandelt würde, wenn ich ein unwahres Wort sage!

Leonhard. Bei welcher Gelegenheit ist Euer Sohn denn auf diesen Einfall gekommen?

Jeronimus. Er hat sich in ein Frauenzimmer verliebt, gestern Abend auf der Maskerade.

Leonhard. Gerade ebenso ist es meiner Tochter gegangen.

Jeronimus. So haben wir auf die Art nicht nöthig, viel Umstände mit einander zu machen.

Leonhard. Das scheint so.

Jeronimus. So nehme ich meine Complimente denn zurück.

Leonhard. Und ich die meinen gleichfalls.

Jeronimus. Aber, Herr Leonhard, wenn unsere Kinder den Verstand verlieren, sollen wir sie denn gewähren lassen?

Leonhard. Ich bin entschlossen, meine Tochter zu zwingen.

Jeronimus. Und ich bin entschlossen, meinem Sohne Zaum und Gebiß anzulegen.

Leonhard. Na, dann werde ich wieder Schwager zu Euch sagen, wie früher.

Jeronimus. Na, dann werde ich auch Schwager zu Euch sagen.

Leonhard. Es ist sonst nie meine Art gewesen, den Kindern Zwang anzuthun, diesmal aber werde ich mein Aeußerstes thun. Denn wenn die Partie nicht zu Stande kommt, darf ich meiner Frau nicht wieder unter die Augen treten.

Jeronimus. Meiner Frau halber bin ich außer Sorge; denn wenn sie nur den Muth dazu hätte, so wäre sie gerade so toll wie die Andern. Aber meiner eigenen Ehre halber will ich diese Partie durchsetzen, gleich als ob es sich dabei um meine ganze irdische Wohlfahrt handelte. Inzwischen hoffe ich, theurer Schwager, daß Ihr nicht wieder den Advocaten für die Maskeraden machen werdet, Ihr seht nun, was sie für Folgen haben.

Leonhard. Ganz gewiß, ich werde nie wieder so etwas in Schutz nehmen. Aber welche Wege wollen wir nun einschlagen, um zu unserm Ziele zu gelangen?

Jeronimus. Wir wollen Gebrauch machen von der Gewalt, welche Gott und die Natur den Eltern verliehen, und wenn das nicht helfen will, so citirt ihn nur in Eurer Tochter Namen vor Gericht.

Leonhard. Ich fürchte nur, meine Tochter geräth darüber in Verzweiflung und legt Hand an sich selbst.

Jeronimus. Ha ha, so was läßt sich nur ein Vater vorreden! Mit der Verzweiflung, in die unsere jungen Damen gerathen, hat es nicht viel auf sich, das sind nur Tragödien und Romane, die sie aufführen, um es den verliebten Heldinnen nachzumachen, von denen sie solch ein Wischiwaschi gelesen haben. Mein Sohn stellt sich auch, als wäre er krank: allein ich habe das Recept schon bei der Hand, das ihm das Fieber vertreiben soll. Inzwischen wird es gut sein, wenn wir zu Anfang noch möglichst leise auftreten, die Zeit ist nicht selten der beste Arzt.

Leonhard. So will ich sofort nach Hause, um zu überlegen, was ich dabei zu thun habe.

Jeronimus. Ich ebenfalls; adieu so lange. (Beide ab.)

Fünfte Scene.

Heinrich, mit einem Ranzen auf dem Rücken als Rabbi verkleidet, mit einem langen schwarzen Barte.

Heinrich. Könnte ich sie nur zu sprechen kriegen, darauf kommt jetzt alles an; die Sache, die wir vorhaben, hat Eile, und nun ist sie an diesem Ort nicht zu finden, wo sie doch versprochen hatte auf und ab zu gehen. Kriege ich aber weder das Fräulein zu sprechen, noch ihr Kammermädchen, so bin ich um meinen Hals. Wie mein Herr hörte, sein Vater wollte ein neues Schloß an die Hofthüre machen lassen, so daß ohne seine Erlaubniß niemand weder hinaus noch herein kommen kann, so ergriff er die Flucht, frisch weg, wie er ging und stand; jetzt hält er sich in einem Hause am Norderthor versteckt, und dahin will er nun seine Geliebte kommen lassen, um mit ihr aus der Stadt zu fliehen und sich auf dem Lande trauen zu lassen. Sind

sie aber erst einmal getraut, so kann Monsieur Leonhard meinen Herrn citiren lassen, so viel er will, und wenn es vor das Consistorium zu Speier wäre. Denn wenn er erst einmal mit einer Andern verheirathet ist, so hören alle sonstigen Ansprüche von selbst auf und auch Jeronimus wird sich mit seinem Sohne schon wieder vertragen, wenn er hört, daß diese neue Geliebte ebenfalls von guter Herkunft ist, woran ich nämlich nicht im Mindesten zweifle. In diese Tracht habe ich mich verkleidet, damit mich niemand erkennen soll; denn ich kann nicht eher weg, als bis ich meinen Auftrag ausgeführt habe, welcher darin besteht, das Fräulein von der Flucht meines Herrn in Kenntniß zu setzen und ihr auf diesem Stück Papier hier die Adresse auszuhändigen, wo sie ihn finden soll. Aber sieh' da, führt der Teufel mir gerade jetzt den alten Jeronimus auf den Hals. Ich muß Stand halten, denn durch Fortlaufen würde ich mich nur verdächtig machen.

Sechste Scene.

Jeronimus. Heinrich.

Jeronimus. Ich fürchte, da ist etwas nicht in Ordnung, ich fürchte, Leander hat mir einen Streich gespielt. Wie ich ausging, mit Monsieur Leonhard zu sprechen, war er zu Hause, jetzt aber sehe ich weder ihn, noch seinen Diener. Vor Aufregung konnte ich es drinnen nicht mehr aushalten; ich habe Arv nach dem Lusthause im Garten geschickt, ist er da nicht, so fange ich an mich zu fürchten wie ein Hase. Aber ich will doch mal diesen Judenpriester hier fragen, ob er niemand hat vorbeigehen sehen. Heda, Rabbi, habt Ihr nicht einen jungen Herrn in Begleitung eines Dieners hier aus dem Hause kommen sehen?

Heinrich. Abi Kala Spinther, maristan Cadedi Farluf spae kauet.

Jeronimus. Ebräisch verstehe ich nicht, Rabbi.

Heinrich. Candelabro Ticktack jucatan Phalmanasar.

Jeronimus. Ich verstehe weder Chaldäisch noch Ebräisch, Rabbi. Aber versteht Ihr denn nicht Dänisch oder Deutsch?

Heinrich. Ja freilich, Herr, ich sprechen westphälisk, westphälisk.

Jeronimus. Weshalb antwortetet Ihr mir denn erst auf Ebräisch?

Heinrich. Icke dachten, der Herr auch wären ein von Israels Kindern: denn der Herr haben ein perfect jüdisk Gesicht, ein perfect jüdisk Gesicht.

Jeronimus. Hol' Dich dieser und jener, so zu lügen!

Heinrich. Aber ernsthaftick, mein Herr, sein Er nicht ein portugieser Juden? Mir dünken, daß icke Ihm abe gesehen in der Synagoge in Altona?

Jeronimus. Nein, da seid Ihr irre; Rabbi, ich bin ein guter Christ, der hier in diesem Hause wohnt, in das nie weder ein Talmud, noch ein Alkoran gekommen ist.

Heinrich. Um Verzeihung denn, mein Herr!

Jeronimus. Aber habt Ihr nicht einen jungen Herrn in Begleitung eines Bedienten hier aus dem Thorweg kommen sehn?

Heinrich (bei Seite). Hol' Dich der Teufel, wenn Du nur erst zum Thorweg hinein wärst: gerade jetzt, fürchte ich, kommt das Kammermädchen. Ich muß sehen, wie ich ihn mit Redensarten fortbringe.

Jeronimus. Habt Ihr denn keine Antwort auf meine Frage?

Heinrich. Der Herr sagen, daß in seinem Haus gewesen kein Talmud oder Alkoran?

Jeronimus. Freilich sage ich das; doch ist dies nicht der Gegenstand, um den ....

Siebente Scene.

Pernille. Jeronimus. Heinrich. Später **Arv.**

Pernille. Potz Schlag, da sind Menschen; was zum Kukuk haben diese beiden Juden hier zu thun? (Heinrich erblickt sie, springt zu ihr hin, nimmt sie bei der Hand; Pernille schreit.)

Heinrich (leise). Kennt Ihr mich denn nicht, Mamsell? Ich

bin ja Bedienter bei Eures Fräuleins Geliebten; diese Verkleidung habe ich aus guten Gründen angelegt. Geht doch ein wenig bei Seite, damit ich erst den alten Mann hier fortbringe, nachher habe ich Euch Dinge zu sagen von größter Wichtigkeit.

Pernille (bei Seite). Alle Wetter, seid Ihr das? (Laut) Ach, lieber Jude, laß mich doch in Ruhe!

Heinrich. Gehe man, Jungfer, gehe man! (Indem er sich wieder zu Jeronimus wendet:) Das sind ein sehre große Unterschied, mein Herr, zwischen dem Alkoran und dem Talmud.

Jeronimus. Wer Teufel fragt danach?

Heinrich. Dem Talmud sein geschrieben von der türkischen Gott Mahomet —

Jeronimus. Den Kerl, glaub' ich, hat der Teufel hierher geführt, um mich mit Redensarten zu plagen.

Heinrich. Aber dem Alkoran, mein Herr, das sein ein heiliger Buch, ein heiliger Buch!

Jeronimus. Hol' Dich der Henker mitsammt Deinem Alkoran und Deinem Talmud!

Heinrich. Der Name von Alkoran will sagen so viel als eine Judenbibel und kommen von zwo chaldäischen Worten, al und charon, al bedeuten . . . . .

Jeronimus (geht auf die andere Seite, dreht ihm den Rücken und hält sich die Ohren zu). Nun sprich zu, Du Hund, bis Du schwarz wirst!

Arv (kommt hereingelaufen). Wo ist der Herr? Was will dieser Judenpriester? Was Teufel heißt das? Das ist ja Heinrich, der sich verkleidet hat?!

Heinrich (bei Seite, zu Arv). Höre, Arv: ein Achtel Mehl, zwei Stücke Rauchfleisch, der Köchin ihre Jungfernschaft, wer bin ich nun?

Arv. Ach, meiner Seele, Ihr seid ein Judenpriester!

Jeronimus (kehrt sich um). Ob das Vieh nun zu Ende ist? Sieh da, Arv! Nun, Arv, wie geht es?

Arv. Herr, der Mann hier ist ein Judenpriester.

Jeronimus. Das sehe ich wohl.

Arv. Er ist, hol' mich der Teufel, ein Judenpriester.

Jeronimus. Ich sehe es ja, aber fandest Du . . . .

Arv. Will der Herr mir nicht glauben, so bin ich bereit, es zu beschwören.

Jeronimus. Hol' Dich der Teufel mit Deinem Gewäsche! Aber trafst Du meinen Sohn oder seinen Bedienten?

Arv. Nein, Herr, im ganzen Hause nicht. Aber sie werden wol in Geschäften ausgegangen sein. Weggelaufen sind sie nicht; denn wenn Monsieur Leander so etwas im Willen gehabt hätte, so hätte Heinrich dem Herrn schon einen Wink davon gegeben.

Jeronimus. Der Galgenvogel, wenn ich ihn nur erst hätte! Er ist doch das Rad, das alles treibt.

Arv. Ich habe früher ebenfalls nichts Gutes von Heinrich gedacht, seit einiger Zeit jedoch habe ich mich überzeugt, daß er ein redliches Gemüth ist.

Heinrich (bei Seite). Nämlich seit ich das Gespenst vorstellte.

Jeronimus. Komm, Arv, laß uns hineingehen und nachsehen, ob etwas im Hause fehlt. Adieu, Schmuel, nun sprecht meinetwegen so viel Ebräisch, als Ihr Lust habt.

(Jeronimus und Arv ab.)

Achte Scene.

Pernille. Heinrich.

Heinrich. Diesmal bin ich noch durchgeschlüpft; er kannte mich nicht, und Arv wagte nicht den Mund aufzuthun. Heda, Mamsell!

Pernille (zurückkommend). Ach, ich dachte nicht anders, als Du wärst wirklich ein Jude. Aber weshalb hast Du Dich so verkleidet?

Heinrich. Als mein Herr hörte, daß sein Vater ihn einsperren wollte, ergriff er die Flucht und gab mir diese schriftliche Adresse für das Fräulein, wo er zu finden. Diese Verkleidung habe ich inzwischen angelegt, um von niemand erkannt zu werden.

Pernille. Wo wohnt Deines Herrn Vater?

Heinrich. Meines Herrn Vater ist ein vornehmer und reicher Mann, aber sehr hart und strenge; es war eben derselbe alte Herr, den Ihr hier gesehen habt, Ihr könnt Euch vorstellen, welche Angst ich ausgestanden habe, er möchte mich erkennen. Doch wir haben keinen Augenblick zu verlieren; Ihr müßt sofort mit Eurem Fräulein in das Haus flüchten, in welchem mein Herr ist.

Pernille. So laufe ich auf der Stelle; adieu. (Ab.)

Heinrich. Dies Mädchen gefällt mir ganz ausnehmend; wäre ich nur nicht ein Jude, so möchte ich ihr in der That ihre Jungfernschaft stibitzen. Indessen wer weiß, was noch kommt. Jetzt aber muß ich machen, daß ich mir die Stiefel schmiere.

Neunte Scene.

Jeronimus. Magdelone. Heinrich. Später **Arv.**

Jeronimus. Ach, ich unglücklicher Mann! Er ist gewiß weggelaufen. Sein Schrank, in welchem er seine Kostbarkeiten verwahrt, steht offen und ist völlig leer. Aber was Henker ist das? Dieser Jude steht ja noch hier?

Magdelone. Am Ende ist es ein Spion von unserem Sohne — ei, so will ich nicht ehrlich sein, wenn das nicht Heinrich ist, der sich verkleidet hat!

(Heinrich will fortlaufen, Jeronimus und Magdelone halten ihn fest; Jeronimus kriegt seinen Bart zu fassen, der abfällt.)

Jeronimus. Ha ha, guter Freund! Willkommen, Monsieur Rabbi!

Heinrich. Nein, Herr, seit Ihr mir den Bart ausgerissen habt, kann ich auch nicht mehr Rabbi sein.

Jeronimus. Wozu hast Du Dich so verkleidet? Wo ist Dein Herr?

Heinrich. Mein Herr ist ... Er ist ... Laßt sehen .... Ich weiß wahrhaftig nicht, wo er ist; soll ich etwa Acht geben auf meinen Herrn?

Jeronimus. Du bist nicht allein sein Bedienter, sondern auch sein geheimer Rath; auch ist es schwerlich umsonst geschehen, daß Du Dich in diese Kleider gesteckt hast.

Heinrich. Diese Kleider, Herr, wollte ich heute Abend auf die Maskerade anziehen.

Magdelone. Ei, glaub' ihm nicht, mein liebster Mann, ich habe heute schon zu Capion hingeschickt: es ist heute Abend gar keine Maskerade.

Jeronimus. Ja so, habt Ihr schon hingeschickt? Ihr wollt wol das Glück noch einmal versuchen und Euch ein neues Fieber an den Hals lügen?

Magdelone. Nein, wahrhaftig, nicht von weitem habe ich daran gedacht; ich wollte es blos wissen, um Euren Sohn Leander abzuhalten.

Jeronimus. Das ist nicht mein Sohn, das ist Euer Sohn; denn er ist gerade so toll im Kopf wie die Mutter. Aber nun, um das Wichtigste nicht zu vergessen: gleich gestehe, Du nichtsnütziger Schelm, wo mein Sohn ist?

Heinrich. Ich weiß es wahrhaftig nicht, Herr.

Jeronimus. He, Arv! Ich werde Dich gleich zum Geständniß bringen.

Heinrich. Ach, Herr, wie soll ich denn gestehen, wenn ich doch nichts weiß?

Arv (kommt). Will der Herr was?

Jeronimus. Da sind zwei Soldaten im Hofe, die Holz hauen, die sollen gleich mal herkommen.

Heinrich. Ach, Herr, Gnade!

Jeronimus. Sollte man solchen Kerl nicht können zum Geständniß bringen, das wäre doch zu arg.

(**Zwei Soldaten** treten ein.)

Greift mir mal hier den Kerl!

Heinrich. Ach, Herr, ich will gestehen! Mein Herr ist weggelaufen mit dem Fräulein, in das er sich auf der Maskerade verliebt hat.

Jeronimus. Und wo steckt er jetzt?

Heinrich. Das weiß ich wahrhaftig nicht.

Jeronimus. Packt ihn nur fest, werft ihn in den Keller und bindet ihn an Händen und Füßen.

Heinrich. Ach! Ich kann ja doch darauf schwören, daß ich nicht weiß, wo er ist!

Jeronimus. Jetzt magst Du es allerdings wol nicht wissen, aber wenn Dir erst die Peitsche auf dem Rücken tanzt, da wird das Gedächtniß wol wieder kommen.

Zehnte Scene.

Leonhard allein.

Leonhard. Nun ist doch Hoffnung, meine Tochter zur Raison zu bringen. Anfangs achtete sie weder ihres Vaters Zorn noch Fluch; jetzt aber, wie ich ihr noch einmal zusprach, merkte ich, daß das Fieber sacht in der Abnahme ist; denn sie verlangte nur eine halbe Stunde Zeit, mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Das ist, dem Himmel sei Dank, doch wenigstens ein Anfang. Weiß der Himmel, wie junge Leute auf solche Narrenstreiche verfallen können! Das kommt davon, wenn man in solchen großen Städten lebt. Inzwischen werde ich all dies Unglück hoffentlich noch überstehen, und in Zeit einer halben Stunde werde ich Leonora sehen, wie sie vor mir auf den Knieen liegt und um Verzeihung bittet. Und wie es mit ihr geht, so wird es auch mit Jeronimus' Sohn gehen. Aber ich muß Jeronimus doch gleich erzählen, welche Veränderung sich zugetragen hat.

Elfte Scene.

Jeronimus. Leonhard. Später **ein Knabe.**

Jeronimus (sich gegen das Haus zurückwendend). Macht nun rasch, Ihr Kerle, und bringt unterwegs die Polizei mit!

Leonhard. Was alle Wetter giebt's da? Hört, lieber Schwager, ist's schon wieder ein Unglück?

Jeronimus (zu Leonhard). Sein Diener, Herr Schwager!

(Wieder gegen das Haus) Und sagt nur, sie sollen ein anständiges Trinkgeld haben.

Leonhard. Aber sagt mir doch, was habt Ihr vor?

Jeronimus (zu Leonhard). Sein Diener, Herr Schwager! (Wie oben) Ihr müßt laufen, als ob es in die Wette ginge, damit Ihr ja nicht zu spät kommt.

Leonhard. Ei, so erklärt mir doch, um was es sich hier handelt?

Jeronimus (zu Leonhard). Sein Diener, Herr Schwager! (Wie oben) Und wenn er sich widersetzen will, so sollen sie nur Gewalt brauchen.

Leonhard. Sind Diebe bei Euch eingebrochen, Schwager?

Jeronimus (zu Leonhard). Sein Diener, Herr Schwager! (Wie oben) Und seht wohl zu, daß Ihr das Mensch gleich mitpackt, damit wir sie ins Spinnhaus sperren können.

Leonhard. Aber was giebt's nur, werthester Schwager? Es muß ein großes Unglück passirt sein.

Jeronimus. Verzeiht, daß ich Euch nicht eher antworten konnte; binnen hier und einer Stunde wird es sich zeigen, ob wir Schwäger werden oder nicht.

Leonhard. Wie so?

Jeronimus. Mein Sohn ist davon gelaufen mit dem verwünschten Mensch, in das er sich auf dem Maskenball verliebt hat.

Leonhard. Ach, welch ein Unglück! Und gerade jetzt komme ich mit guten Nachrichten von meiner Tochter, daß sie anfängt in sich zu gehen.

Jeronimus. Ach, ich armer geschlagener Mann! Um so größer ist ja mein Unglück, wenn wir ihn nicht finden?

Leonhard. Aber posito, Herr Jeronimus, Ihr findet ihn nicht? Was wollt Ihr da machen?

Jeronimus. Da will ich mein Haus mit dem Rücken ansehen und aufs Land gehen und mich zu Tode grämen.

Leonhard. Ei, nicht doch, Ihr müßt zeigen, daß Ihr ein Christ seid, und müßt Euch nicht vom Kummer überwältigen lassen.

Jeronimus. Da kann mich nichts in der Welt mehr trösten, ich sterbe ganz sicher.

Ein Knabe (kommt herein). Hier, Herr Leonhard, ist ein Zettelchen, das mir ein Mädchen für Euch gegeben hat.

Leonhard (liest): „Mein Herr, aus diesem Vorfall könnt Ihr lernen, welche schwere Sünde Eltern auf sich laden, die ihre Kinder zwingen wollen, sich gegen ihren Willen zu verheirathen. Um dem Schicksal zu entgehen, das ihr angedroht war, hat Eure Tochter Leonora sich in meiner Abwesenheit in den tiefsten Teich des Gartens gestürzt und ist daselbst ertrunken. Außer Stande, sie zu retten, habe ich mich auf meine Kammer geflüchtet und diese Zeilen geschrieben. Aber auch mich bekommt Ihr nie wieder zu sehen. Pernille.“

Ach, ach, Du gottloser Leonhard! Wie bist Du wol noch werth zu leben, nachdem Du Deine Tochter zu diesem verzweifelten Ende gebracht hast! Auf der Stelle will ich hin und ihrem Beispiel folgen!

Jeronimus. Das verhüte der Himmel!

Leonhard. Haltet mich nicht, Herr Jeronimus; es giebt keinen größern Missethäter auf Erden, als ich bin!

Jeronimus. Ei, Herr Leonhard, Er kann Andere trösten und weiß sich so wenig in Sein eigenes Mißgeschick zu finden?

Leonhard. Ach, laßt mich doch nur los, damit ich meinen blutigen Vorsatz vollführen kann!

Jeronimus. Ei, Herr Leonhard, bedenkt doch, daß Ihr ein Christ seid und als solcher die Pflicht habt, dem Unglück Widerstand zu leisten!

Leonhard. Nicht genug, daß ich meine einzige Tochter verloren habe, ich habe sie auch selbst ums Leben gebracht!

Jeronimus. Ihr habt nichts weiter gethan, als was ein Vater mit gutem Gewissen thun darf; Ihr wolltet, daß sie ihr gegebenes Wort nicht brechen sollte, Ihr wolltet, daß sie ihre gute Versorgung hätte. Ich habe gegen meinen Sohn ganz ebenso gehandelt.

Leonhard. Aber war es recht gehandelt? Wenn Ihr Euren Sohn habt zwingen wollen, so war es schlimm genug; von mir

aber war es noch viel schlimmer, weil ich ein schwaches Mädchen versucht habe über ihre Kräfte. Erwägen wir doch nur, Herr Jeronimus, was die Menschen sind, erwägen wir, was die Jugend ist, und wie wir selbst es getrieben haben! Dieselben Fehler, die wir uns zu Schulden kommen ließen, so lange wir jung waren, suchen wir auf gewaltthätige Weise an unsern Kindern zu unterdrücken, die doch in der That nichts anderes sind, als richtige Copien, zu denen wir die Originale geliefert haben. Schämen sollten wir uns einer Herrschaft, von der wir so schlechten Gebrauch machen. Es heißt freilich, wir thun das alles zu unserer Kinder Glück, in Wahrheit aber denken wir nur an unsern eignen Vortheil. Hätte meine Tochter keine so große Erbschaft in Aussicht gehabt, Ihr hättet vermuthlich nicht so viel Werth auf die Angelegenheit gelegt, und mir wäre es vermuthlich ebenso gegangen. Für mich giebt es keine Rechtfertigung, ich habe meine Tochter umgebracht und darum folge ich ihr nach!

Jeronimus. Ei, laßt doch nicht den bösen Geist die Oberhand bei Euch gewinnen, Herr Leonhard; bedenkt doch, daß Ihr nicht blos Euer zeitiges, sondern auch Euer ewiges Wohl aufs Spiel setzt!

Leonhard. Wen solches Unglück getroffen hat, der überlegt nicht mehr.

Jeronimus. Ich lasse Euch nicht gehen, bevor Ihr nicht andern Sinnes geworden seid.

Leonhard. Ach, ach!

Zwölfte Scene.

Polizeidiener bringen **Leander** und **Leonora** angeschleppt. **Pernille. Die Vorigen.**

Jeronimus. Bist Du da, Verräther, der Du durch Deinen gottlosen Lebenswandel Deine Eltern vor der Zeit in die Grube bringst?

Leander. Ich bin mir nichts Böses bewußt; ich liebe eine schöne und vornehme Dame, die hier vor Euch steht.

Jeronimus. Ah, also Du bist das Mensch, das meinen Sohn ....

Leonora. Ich bin kein Mensch, ich bin die Tochter eines wackern Mannes in Jütland.

Jeronimus. Ja richtig, so sagen sie alle, diese Königinnen der Nacht: wir sind eben ganz frisch aus Jütland oder Lolland gekommen, während sie doch schon seit Jahren hier in der Stadt ihr Handwerk treiben.

Leonora. Ich kann Beweise dafür bringen, daß ich eine ehrbare Jungfrau aus gutem Hause bin.

Jeronimus. Ja richtig, der Beweis liegt ja schon in dem, was Ihr gethan, indem Ihr einen jungen Menschen dazu verleitet habt, aus seiner Eltern Hause wegzulaufen. Wessen Tochter seid Ihr denn, mit Verlaub?

Leonora. Mein Vater ist Leonhard Hansen, der vor einigen Tagen vom Lande hierher gekommen ist, um mich mit einem jungen Manne Namens Leander zu vermählen. Allein ....

Jeronimus. Ha ha! Ihr habt es in der Kunst zu lügen noch nicht weit gebracht; Herr Leonhard hat nur eine Tochter gehabt, und die hat der Teufel geholt, Ihr werdet gleich überführt werden, hier ist Seigneur Leonhard.

Leonora. Mein Vater!

(Leonhard steht inzwischen in tiefen Gedanken, seufzt und schüttelt mit dem Kopfe.)

Jeronimus. Monsieur Leonhard, seht mal ein wenig her!

Leonhard. Ach, Himmel, was seh' ich? Das ist ja meine Tochter!

Leonora (knieend). Ach, allertheuerster Vater, verzeiht mir, daß ich so schwer wider Euch gesündigt und mich in diese Intrigue eingelassen habe! Was mich dazu gebracht, ist die Liebe zu diesem jungen Manne, und weil Ihr mich mit Gewalt dem Leander geben wolltet, dem Sohne des Herrn Jeronimus, den ich nie mit Augen gesehen, so ....

Leonhard. Ach Himmel, ist es möglich?!

Jeronimus. Ach, welch ein Abenteuer!

Leonhard. Steht auf, geliebte Tochter, hier steht derselbe

Leander, mit dem Du durchgegangen bist, aus Furcht seine Frau zu werden!

Leonora. O wunderbares Geschick! Also das ist Leander, von dem ich mich habe entführen lassen, um mich vor Leander zu retten?

Leander. O seltsame Geschichte! Ist das Leonora, die ich gehaßt habe, weil ich Leonora liebte?

Jeronimus. Theure Kinder, diese Abenteuer und Widerwärtigkeiten sollten Euch zur Aufmunterung dienen, Euch fortan desto mehr zu lieben. Und nun laßt mir doch mal gleich den Heinrich herkommen, wie er da ist, und daß ihm niemand sagt, was hier geschehen!

Leander. So erlaubt denn, theurer Vater, daß ich meine Braut in die Arme schließe. (Sie umarmen sich.)

Leonora. O glückseliger Irrthum! Ich verabscheute, den ich einzig liebte!

Leander. Und ich war willens, aus Liebe für dasselbe Wesen zu sterben, dessen bloßer Name mich in Schrecken versetzte!

Jeronimus. Ich wollte aus Kummer in die Grube fahren, weil mein Sohn gegen meinen Willen eben dieselbe liebte, die ich allein von ihm geliebt wissen wollte!

Leonhard. Und ich zürnte meiner lieben Tochter ihres Ungehorsams halber, während sie mir doch nur allzu sehr gehorchte!

Dreizehnte Scene.

Heinrich, gebunden. **Die Vorigen.**

Jeronimus. Kennst Du die beiden Personen hier, Heinrich?

Leander. Heinrich, die Dame, mit der ich entflohen, um Leonoren los zu werden, ist Leonora selbst, Herrn Leonhards Tochter.

Heinrich. Ach Himmel, ist es möglich?! Nun sind auch die Prügel verschmerzt, die ich gekriegt habe.

Leander. Deine Treue soll nicht unbelohnt bleiben.

Heinrich. Heda, macht Ihr noch immer keine Anstalten, Ihr Hunde? Warum bindet Ihr mich nicht los?

Jeronimus. Macht ihn auf der Stelle los!

Heinrich (Leonora besehend). Ihr also seid Leonora, Herrn Leonhards Tochter?

Leonora. Ja, ich bin beides auf einmal, Leonora und Leonorens Nebenbuhlerin.

Heinrich. Und Ihr, Monsieur Leonhard, Ihr seid des Fräuleins Vater?

Leonhard. Ja, Kamerad, das ist meine Tochter, die mir an einem und demselben Tage das Leben geraubt und das Leben geschenkt hat.

Heinrich. So ist hier ja Komödie gespielt worden?

Leonhard. Eine wunderliche Komödie.

Heinrich. Aber was für Satisfaction bekommt nun ein braver Kerl wie ich für all den Schimpf, der mir widerfahren ist?

Jeronimus. Sei nur ruhig, Leander wird Dir die Schande schon vergüten.

Heinrich. Wollt Ihr mir das Mädel hier zur Frau geben?

Leonhard. Wenn sie Dich will, von Herzen gern.

Heinrich. Heda, kleines Bräutchen, willst Du mich haben?

Pernille. Warum nicht?

Heinrich. Nun seht mal an, wie glücklich wir sind, verglichen mit den Vornehmen; wir wissen noch nicht einmal einer des andern Namen, und doch kann es sein, daß wir noch heut Abend Hochzeit halten. Das sind nur die Liebesgeschichten der Vornehmen, die zu Komödien taugen, wir andern gehen geradezu und haben nur zwei kleine Tempos in Acht zu nehmen, nämlich: Schlagt an und Feuer! Ihr aber, Herr Jeronimus, könnt aus diesem Vorgang lernen, daß die Maskeraden doch auch ihren Nutzen haben, insofern diese Verwirrung die Leidenschaft der beiden Verliebten verstärkt und obenein mir dies schmucke Mädchen an den Hals geworfen hat; es ist dadurch

Veranlassung gegeben worden zu einer niedlichen Komödie, die sich mit Heirathen endet, vorn und hinten, womit wir jetzt alle Hände voll zu thun haben. (Zu den Wächtern) Und Ihr, Messieurs, die Ihr mich gebunden und durchgeprügelt habt, damit Ihr doch auch was zu thun habt, so geht hin und knüpft Euch selber auf.

Anmerkungen.

Der elfte Juni.

Der elfte Juni war zu Holbergs Zeit derjenige Tag im Jahre, an welchem die Geschäftstreibenden von nah und fern in der Hauptstadt zusammenkamen, ihre Geschäfte zu ordnen und abzuschließen; da wurden Contracte unterzeichnet und verlängert, Kapitalien einkassirt und ausgeliehen, Zinsen bezahlt und neue verschrieben &c. Die jütländischen Pächter und Grundbesitzer, reich durch ihre Viehzucht, spielten dabei eine Hauptrolle; sie waren die eigentlichen Geldlieferanten für die Hauptstadt, deren Vergnügungen sie sich dabei nebenher im reichsten Maße zu nutze machten. Das Holbergsche Stück, das nach diesem Tage den Namen führt, ist das fünfte des Dichters, folgt also unmittelbar auf „Jeppe vom Berge". Die Fabel ist theils Molière's berühmtem „Monsieur de Pourceaugnac", theils einer italienischen Farce „Disgracie d'Arlichino" nachgebildet, die Molière selbst als Quelle gedient hatte.

„Der elfte Juni" (das fünfte Stück, mit dem Holberg vor die Oeffentlichkeit trat) wurde zuerst an dem gleichnamigen Tage des Jahres 1723 aufgeführt, und zwar unter ungeheurem Zulauf. Auch später wurde das Stück regelmäßig am 11. Juni wiederholt, wiewol das Theater damals für gewöhnlich geschlossen war und nur ausnahmsweise zu Benefizvorstellungen u. dgl. geöffnet ward. Mit der angeblichen Verfeinerung des Geschmacks jedoch, die seit Mitte des Jahrhunderts eintrat, verminderte sich der Beifall, so daß das Stück von 1748 bis 1769 nur noch zehnmal, dann aber bis 1787 gar nicht mehr gegeben wurde. Erst in dem letztgenannten Jahre brachte der damalige Vorstand des königlichen Theaters, der Oberauditeur P. Rosenstand Goiske, ein enthusiastischer Verehrer Holbergs, es wieder auf die Bühne und nun mit solchem Erfolge, daß es bis

in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts häufig wiederholt werden konnte.

Eine modernisirte Bearbeitung des „Elften Juni" steht in Kotzebue's „Almanach dramatischer Spiele für das Jahr 1815"; sie führt den Titel: „Der Gimpel auf der Messe", ist jedoch, so viel uns bekannt, niemals zur Aufführung gekommen.

Seite 8. Erster Akt, erste Scene: „Mit ihren Degen und Lichtspießen." Mit dem Degen an der Seite zu gehen, war damals allgemeine Sitte, nicht blos bei Edelleuten, sondern auch bei Bürgerlichen; die gewöhnlichen Patentdegen, deren die letzteren sich dabei bedienten, waren sehr leicht und dünn, daher dieser Vergleich mit einem „Lichtspieß", wofür wir heutzutage, wo auch die „Lichtspieße" aus der Mode gekommen sind, wol eher sagen würden „Bratspieß". — Die gleich darauf folgende Bemerkung über die Stiefel betreffend, muß man festhalten, daß Schuhe und Strümpfe damals in Kopenhagen (wie anderwärts) die allgemein übliche Tracht waren, Stiefel aber nur bei schlechtem Wetter, auf Reisen und bei ähnlichen Gelegenheiten getragen wurden.

Seite 9. Ebendaselbst: „Daß es in Holland Leute giebt." Man erinnere sich sowol an die zahlreichen religiösen Secten, die im damaligen Holland bestanden, als auch an die Freistatt, die es schon damals den Anfängen der französischen Aufklärung bot.

Seite 10. Ebendaselbst, zweite Scene: „Von Kallundborg nach Aarhus." Auf diesem Wege, den Holberg durch seinen Peter Paars unsterblich gemacht hat, pflegte damals die Ueberfahrt von Jütland (Aarhus) nach Kallundborg (Seeland) und umgekehrt gemacht zu werden. Der seltsame Rath, den Schuldenborg den jütländischen Pächtern einige Zeilen weiter ertheilt, nämlich um die Schabe („Skagen") herum zu fahren, würde darin bestanden haben, daß die Reisenden sich auf der westlichen, also der von Seeland abliegenden Seite eingeschifft hätten, durch das Skagerrak am Kap Skagenshorn vorbei, durch das Kattegat in den Sund gefahren und so erst nach Kopenhagen gelangt wären; eine Route, auf der die Entfernung etwa verzehnfacht worden wäre. In demselben Maße wäre aber natürlich auch die Gefahr gewachsen, und das eben ist es, was Schuldenborg wünscht, in dessen Augen diese jütischen Pächter, die zum 11. Juni nach Kopenhagen kommen,

Gelder zu kündigen und Schulden einzutreiben, höchst überflüssige Leute sind, die am besten auf Meeresgrund gebettet würden.

Seite 11. Ebendaselbst: „In der Weinkanne.“ Die verschiedenen Kopenhagener Wirthshäuser, die in diesem Stücke genannt werden, wie die Weinkanne, die Drei Hirsche ꝛc., bestehen daselbst zum größten Theil noch heute. Ebenso Hungershof oder wie er im Dänischen heißt: „Knap Naering“. Das Paradies, in welchem ein Theil unserer Komödie spielt, war zu Holbergs Zeit ein übel berüchtigtes öffentliches Haus. Der Holländerberg ist der heutige Königs-Neumarkt, der Hauptplatz von Kopenhagen; die Kalleborne heißt jetzt Am Friedrichsholmer Kanal.

Seite 22. Zweiter Akt, erste Scene: „Die Studenten rufen „Fuchs“ hinter ihm drein.“ Zu Johannis fand damals alljährlich eine große gelehrte Prüfung statt, zu der sich viele angehende Studenten aus der Provinz einzustellen pflegten, und ist es daher ganz naheliegend, daß auch Ochsendorf, indem er am 11. Juni, also kurz vor Johannis, in Kopenhagen einrückt, für einen jungen Studenten, einen „Fuchs“ oder wie die Dänen sagen: einen „Russen“ gehalten wird.

Seite 23. Ebendaselbst: „Daß ich kein Student bin, noch denke ich daran, je einer zu werden“ Student werden oder wie es in der akademischen Sprache heißt: sich immatriculiren lassen, nennen die Dänen noch heute mit einem Ausdruck, der auch bei uns bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts üblich war, nämlich: deponiren. Zu den (zum Theil sehr barbarischen) Feierlichkeiten dieser Deposition gehörte auch, daß dem angehenden Studenten, nach glücklich bestandener Prüfung, was wir jetzt Abiturientenexamen nennen, von dem Decan der Facultät etwas Salz oder auch ein Bissen Brod mit Salz in den Mund gesteckt und ein wenig Wein auf den Kopf gegossen ward: symbolische Zeichen der höheren Erleuchtung, die ihm mit seiner Aufnahme in den Orden der Studenten gekommen war.

Seite 37. Dritter Akt, sechste Scene: „Diese Gemälde, die hier herumhängen.“ Ohne Zweifel Porträts von Bürgermeistern, Rathsherren, angesehenen Kauf- und Handelsherren, die zum Schmuck der Börse dienten.

Seite 37. Ebendaselbst: „Saxo seine Grammatik.“ Er meint Saxo Grammaticus, den berühmten dänischen Gelehrten, den Vater der dänischen Geschichtschreibung, wenn auch freilich in

fremder (lateinischer) Sprache. Die Hvitfeldtsche Chronik erschien zuerst 1595 und hatte den damaligen dänischen Reichskanzler Arvild Hvitfeldt (geboren 1549, gestorben 1609) zum Verfasser; das Buch war sehr verbreitet und erlebte viele Auflagen, selbst noch zu Holbergs Zeit. Der „Peter Paars" ist natürlich Holbergs eigenes berühmtes Gedicht.

Seite 38. Ebendaselbst: „Das Haus ist soweit ganz schön, aber nur ein bischen seltsam gebaut." Es ist die Rede von dem alten Rathhaus, das zwischen Alt- und Neumarkt lag, einzeln stand und mit einem Thurme und hohen Mauern versehen war; das jetzige Rathhaus, ungefähr an derselben Stelle belegen, links am Neumarkt, wurde erst 1815 von Hansen erbaut.

Seite 61. Fünfter Akt, neunte Scene: „Da kommen mitunter Briefe aus Indien." Die Geschichte von Boerhave, dem berühmten holländischen Arzte, und dem (heißt es) aus China an ihn gerichteten Briefe: „Herrn Boerhave in Europa", ist noch heute allbekannt, sie war damals (Boerhave starb erst 1738) noch ganz neu und hat dem Dichter ohne Zweifel bei dieser Stelle vorgeschwebt.

Seite 67. Ebendaselbst, elfte Scene: „In Hafnia." Hafnia ist bekanntlich der lateinische Name für Kopenhagen; Titel und Adressen auf Briefen wurden damals häufig lateinisch abgefaßt, wie bei uns, selbst noch in späterer Zeit, französisch.

Die Wochenstube.

„Die Wochenstube" erschien zuerst 1723, unmittelbar nach dem „Elften Juni". Wiewol weniger ein eigentliches Stück mit einer zusammenhängenden, consequent durchgeführten Fabel, als eine locker verbundene Reihe von Localschilderungen, hat das Stück, bei dem der Dichter außer dem Théâtre italien Einzelnes von Gay, dessen „Bettleroper" eben damals allgemeines Aufsehen erregte, Boursault und Andere benutzte, dennoch durch die Lebendigkeit und Treue seiner Schilderungen, sowie durch die Fülle seines Humors lange Zeit großes Glück gemacht, in Dänemark sowol wie in Deutschland, wo es zur Zeit der Ackermann, Eckhof, Schröder &c. ebenfalls ein regelmäßiges Repertoirestück war. In Kopenhagen wurde es von 1748 bis 1769 einundzwanzigmal gegeben, und auch in der Folge hat es sich dauernd auf dem Schauplatz behauptet, theils durch seine

eigene komische Kraft, theils durch das Verdienst der Darsteller, von denen Clementin den Corfitz, Londemann den Traugott zu ihren Glanzrollen zählten. — Der Zweifel, den Solger in einem an Tieck gerichteten Briefe von 1803 (vergl. Solgers nachgelassene Schriften, herausgegeben von Tieck und Fr. von Raumer, Band I, Seite 101) gegen die Unschuld der jungen Frau erhebt, ist ganz ungehörig und zerstört nicht nur den sittlich tüchtigen Kern des Stückes, sondern beeinträchtigt auch seine komische Wirkung.

Seite 76. Erster Akt, erste Scene: „Daß die Dienstboten noch die Einzigen sind.“ Eine Verordnung Christians V. vom Jahre 1683 hatte, um dem übermäßigen Luxus zu steuern, der damit getrieben worden, das Geben und Nehmen von Hochzeitsgeschenken verboten, mit alleiniger Ausnahme der Dienstboten.

Seite 77. Ebendaselbst: „Jeder Bursche auf Amag.“ Bekanntlich liegt ein Theil von Kopenhagen selbst auf der Insel Amag oder Amager. Zu Holbergs Zeit wurde daselbst hauptsächlich Gärtnerei und Gemüsebau getrieben; die Bewohner waren ein besonders frischer, derber Menschenschlag.

Seite 81. Ebendaselbst, dritte Scene: „Der Cantor Gotthard.“ In den ältesten Ausgaben findet sich hier noch der charakteristische Zusatz: „aus Deutschland“, dem Lande also, wo, nach der damaligen Volksauffassung, die Holberg theilt oder zu theilen sich den Anschein giebt, alle Schwindler, Projectmacher und Taugenichtse herkommen. In der Folge jedoch ließ er selbst den Zusatz wieder fallen.

Seite 83. Ebendaselbst, fünfte Scene: „Ich bin bange für meinen Hut.“ Männern, die sich in eine Wochenstube wagten, wurde von der Amme der Hut weggenommen, den sie dann durch ein Geschenk auslösen mußten.

Seite 94. Zweiter Akt, dritte Scene: „Adrascante.“ Ein damals beliebter Frauenputz.

Seite 102. Ebendaselbst, siebente Scene: „Wie das alte Sprüchwort lautet.“ Wie es lautet, erfahren wir nicht, da Else unterbrochen wird; vermuthlich war es so etwas wie unser: „Je größer Stück, je größer Glück.“

Seite 102. Ebendaselbst, achte Scene: „Das ist Baltzers Toback.“ Diese und die folgenden Tabaksetiketten

gehörten beliebten Kopenhagener Firmen jener Zeit, die von der Bühne herab zu hören dem Publikum ohne Zweifel zu einem besondern Ergötzen gereichte.

Seite 105. Ebendaselbst: „Gerade über Roeskild.“ Roeskild war damals und ist bekanntlich noch heute die Krönungsstadt des dänischen Reichs, und mußte also ein derartiges Himmelszeichen, das gerade über Roeskild stand, doppelt verhängnißvoll erscheinen.

Seite 107. Ebendaselbst, neunte Scene. Diese Scene der stummen Engelke, auf die der Dichter als auf etwas ganz Originelles selbst einigermaßen stolz war, ist als Scena muta berühmt; über ihre Entstehung wird folgende Anekdote erzählt, deren Aechtheit freilich dahingestellt bleiben muß. Während eines Besuchs nämlich, den der Dichter bei einer bei ihm befreundeten Familie ablegte, erschien gleichzeitig eine Dame, um ebenfalls ihre Visite zu machen. Doch sprach sie, so lange Holberg zugegen war, kein Wort. Als dieser dann einige Zeit darauf seinen Besuch bei der Familie wiederholte, kam er auch auf jene Dame zu reden und fragte die Wirthin, ob dieselbe stumm sei. Keineswegs, erwiderte die Wirthin, aber wie die Dame ihr selbst vertraut, habe sie sich vorgesetzt, in Holbergs Gegenwart nicht eine Silbe zu sprechen, „um nicht etwa in seiner nächsten Komödie zu paradiren“. „Ah“, entgegnete Holberg, „ich kann auch stumme Personen gebrauchen“, und ging hin und schrieb diese „Scena muta“, wo Engelke Hutmacher ihre schweigsame Wochenvisite ablegt.

Seite 131. Vierter Akt, dritte Scene: „Bei der Vogelstange.“ Der Vogelstangenplatz, der seinen Namen nach den daselbst abgehaltenen Vogelschießen führte, lag außerhalb des Norderthors und wurde dazumal häufig zu Duellen benutzt.

Seite 137. Ebendaselbst, sechste Scene: „Da werdet Ihr wol nur noch auf Einem Auge sehen.“ Eine Hauptkunst der Wahrsager und Zauberer war, Einem durch magische Mittel, je nach Gelegenheit, ein oder auch beide Augen zu blenden. Dies Mittel will nun auch Corfitz gegen den vermeintlichen Verführer seiner Frau zur Anwendung bringen lassen, um ihn daran herausfinden zu können.

Seite 142. Fünfter Akt, zweite Scene: „Denn da steh' ich drauf.“ Diese bekannte und noch jetzt beliebte Geschichte war zuerst durch den bekannten Schupp in Hamburg in die

Literatur eingeführt worden, sie steht im 2. Theil seiner „Sämmtlichen lehrreichen Schriften", Frankfurt a. M. 1701, Seite 702.

Seite 144. Ebendaselbst, dritte Scene: „Und liest laut Dedication und Titel aus einem Gesangbuch." Das Gesangbuch selbst ist verschollen, doch sind Matthias Gedecke und Peter Kramm Namen wirklicher Personen jener Zeit, die auch anderweitig erwähnt werden.

Seite 148. Ebendaselbst, fünfte Scene: „Molinäus, Cujacius, Grotius." Sämmtlich berühmte Rechtslehrer. Daß oben in der Scene mit dem Chiromanticus statt Pyrrhus vielmehr Pyrhon gemeint ist, der Stifter der älteren skeptischen Schule (276 bis 288 v. Chr.), braucht wol kaum erinnert zu werden.

Die Maskerade.

„Die Maskerade", das zehnte in der Reihenfolge der Holberg'schen Stücke, zuerst aufgeführt 1724, erfreute sich einer außerordentlichen Beliebtheit; es ist unter allen Lustspielen des Dichters — in einem Zeitraum von 20 Jahren ging es siebenunddreißigmal über die Breter – dasjenige, das die meisten Aufführungen erlebte, woran indessen der eingelegte Maskenball, welcher der Schaulust des Publikums schmeichelte, wol nicht ohne Antheil sein mochte. — Die Intrigue des Stücks, soweit sie das Liebespaar betrifft, erinnert an zahlreiche ähnliche Erfindungen im Théâtre italien; die Scene im dritten Akt zwischen den beiden Alten ist aus Molière's „Dépit amoureux" entlehnt, und auch sonst sind, nach der Weise des Dichters, allerhand fremde Vorbilder benutzt worden. Besondere Beachtung verdient der Heinrich des Stücks; er ist, in seiner Mischung von Verschlagenheit und Leichtfertigkeit auf der einen sowie von Treue und Diensteifer auf der andern Seite, vom Verfasser mit großer Sorgfalt und glücklichstem Erfolge dargestellt worden.

Seite 161. Erster Akt, vierte Scene: „So ging man in Stiefeln." Vgl. die Anmerkung zum „Elften Juni", Akt I, Scene I, Band II, Seite 8.

Seite 161. Ebendaselbst: „Gyllenlund." Ein beliebter

Vergnügungsort in der Umgebung von Kopenhagen; ebenso das Akt II, Scene III vorkommende Friedrichsthal.

Seite 197. Dritter Akt, dritte Scene: „Wenn schon weder mein Vater, noch meine Mutter Calvinisten waren." Die Prädestinationslehre (Lehre von der Vorherbestimmung) spielte bekanntlich bei den Calvinisten eine große Rolle und gab den Andersdenkenden Anlaß zu vielfachen Mißverständnissen; man erinnere sich nur an Friedrich Wilhelm I. von Preußen und den Kronprinzen Friedrich, an die Verjagung Wolfs aus Halle &c.

Seite 204. Ebendaselbst, fünfte Scene: „Vor das Consistorium zu Speier." Sie meint vermuthlich den Reichstag zu Regensburg.

Seite 205. Ebendaselbst, sechste Scene: „Ja freilich." Der Jude flickt als solcher vielfache deutsche Wörter und Wendungen in seine Rede ein.

Seite 209. Ebendaselbst, neunte Scene: „Zu Capion hingeschickt." Ein damals in Kopenhagen lebender Franzose, Unternehmer von sehr beliebten und besuchten Maskenbällen.

Inhalt.

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Molière.

Der Misanthrop, von Ad. Laun. 6 Sgr.
Der Tartüff, von Ad. Laun. 7 Sgr.
Die gelehrten Frauen, von Ad. Laun. 6 Sgr.
Charakterkomödien, in 1 Band, geb. 25 Sgr.

Sand.

Der Teufelssumpf, von Aug. Cornelius. 5 Sgr.
Franz der Champi, von Aug. Cornelius. 7½ Sgr.
Ländliche Erzählungen. Geb. 18 Sgr.

Staël.

Corinna, von M. Bock. Drei Lieferungen. 25½ Sgr., geb. 1 Thlr.

Töpffer.

Rosa und Gertrud, von K. Eitner. 10 Sgr., geb. 15 Sgr.

Cervantes.

Don Quijote, von Edm. Zoller. 4 Bände. 2 Thlr. ½ Sgr., geb. 2 Thlr. 20 Sgr.

Spanisches Theater.

Erster Band: Die Anfänge des spanischen Theaters. — Gil Vicente, Lope de Rueda, von M. Rapp. 15½ Sgr., geb. 20 Sgr.
Zweiter Band: Cervantes' **Neun Zwischenspiele**, deutsch von H. Kurz. 9 Sgr., geb. 14 Sgr.

Dante.

Göttliche Komödie, von K. Eitner. 3 Theile. 25 Sgr., geb. 1 Thlr.

Leopardi.

Gedichte, von R. Hamerling. 7 Sgr., geb. 12 Sgr.

Manzoni.

Die Verlobten, von E. Schröder. 2 Bände. 1 Thlr. 8 Sgr., geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

Björnson.

Bauernnovellen, von E. Lobedanz. 2 Theile. 12 Sgr., geb. 18 Sgr.
Dramatische Werke, von E. Lobedanz. 3 Theile. 24½ Sgr., geb. 1 Thlr. 2 Sgr.

Tegnér.

Frithjofs-Sage, von H. Viehoff. 6 Sgr., geb. 10 Sgr.

Holberg.

Komödien, deutsch von Robert Prutz. Erster Theil. 10 Sgr.

Homer.

Odyssee, von F. Ehrenthal. 2 Theile. 19 Sgr., geb. 24 Sgr.

Sophokles.

Dramen, von H. Viehoff. 2 Theile. 23 Sgr., geb. 28 Sgr.

Kalidasa.

Sakuntala, von E. Meier. 7½ Sgr., geb. 12 Sgr.

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Holberg, Ludvig,

Ludwig Holberg's ausgewählte Komödien

Bd.: 2

Hildburghausen 1868